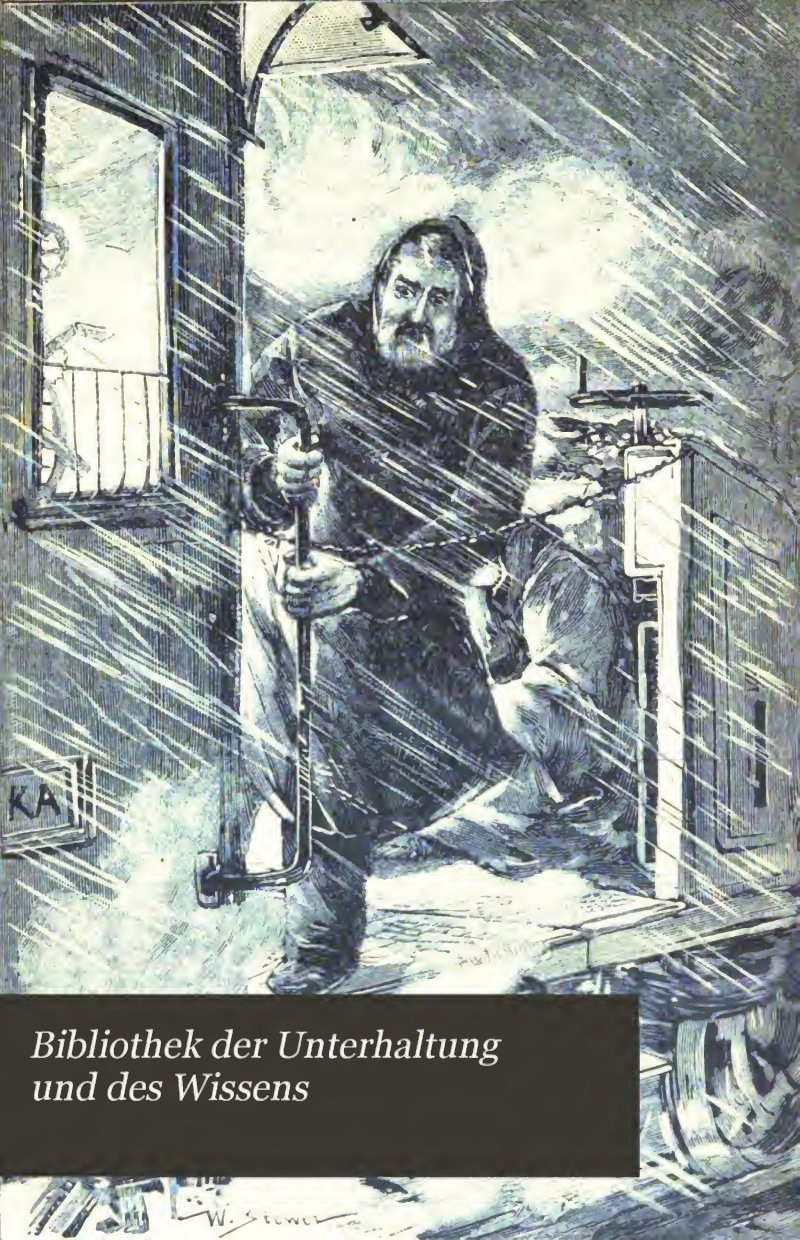
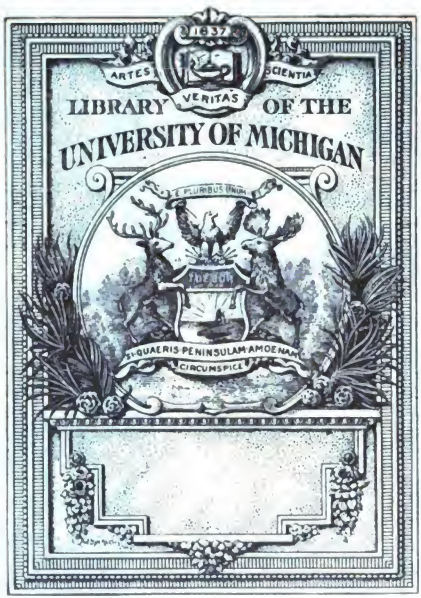


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF
Dr. H. L. Obetz

810.6B58

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben vollständig geworden:

Alpenglühen.

Naturansichten und Wanderbilder

von

A. Freiherr von Schweiger-Lerchenfeld.

Ein Hausbuch für das deutsche Volk.

In Prachtband gebunden Mark 20.—

Auch in 40 Lieferungen à 40 Pfennig zu beziehen.

Mit 24 Vollbildern und zahlreichen Illustrationen im Text.

Der in weiten Kreisen bekannte Autor hat es unternommen, eine umfassende, durch Künstler ersten Ranges bereicherte Darstellung der herrlichen Alpen-Gebirgswelt zu geben. Das Werk zerfällt in zwei Hauptabteilungen, von welchen sich die erste mit allgemeiner Alpenkunde beschäftigt, während die zweite dem Leser auf ausgedehnten Wanderungen durch genau abgegrenzte Gebiete des Alpenlandes ein wohlunterrichteter, praktischer Führer sein soll.

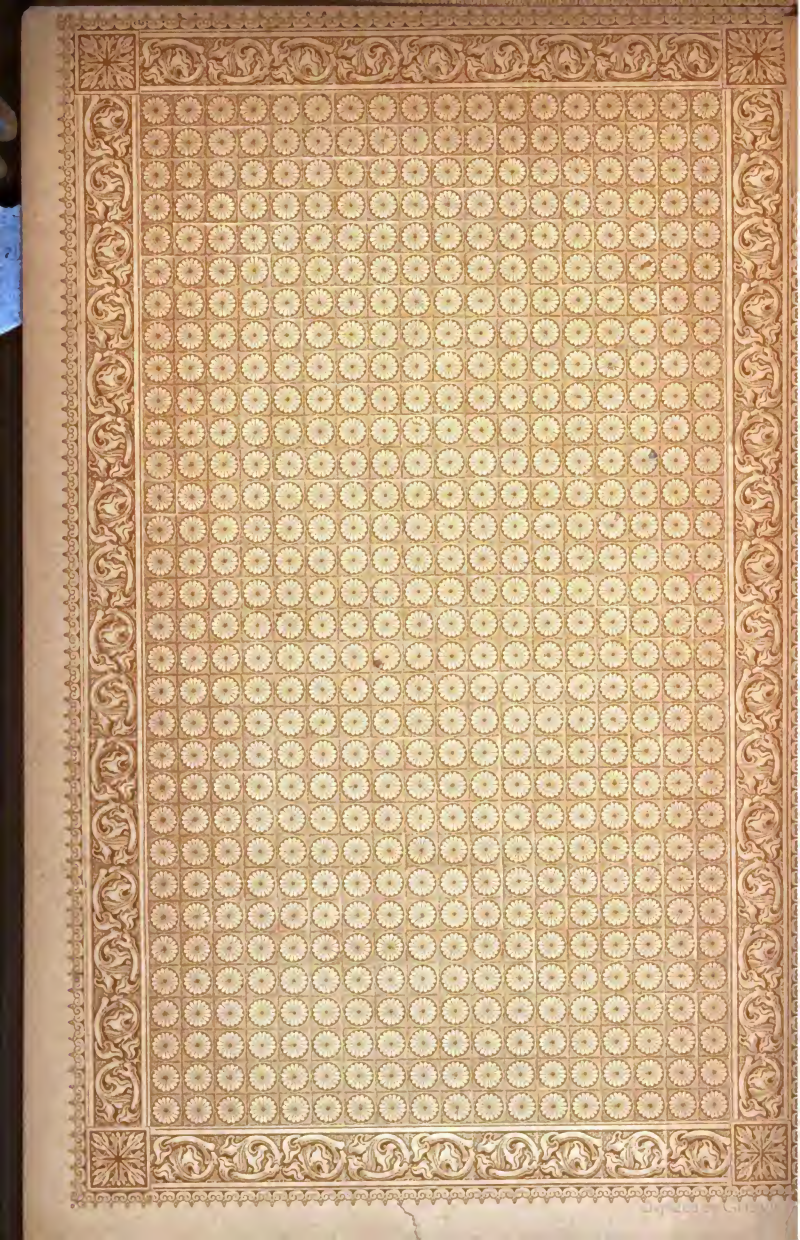
Anlage, Art der Ausstattung und der niedrige Preis vereinigen sich, um das Werk zu einem

Hausbuche edelster Art,

zu einem Schatze für die deutsche Familie zu machen.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

Google



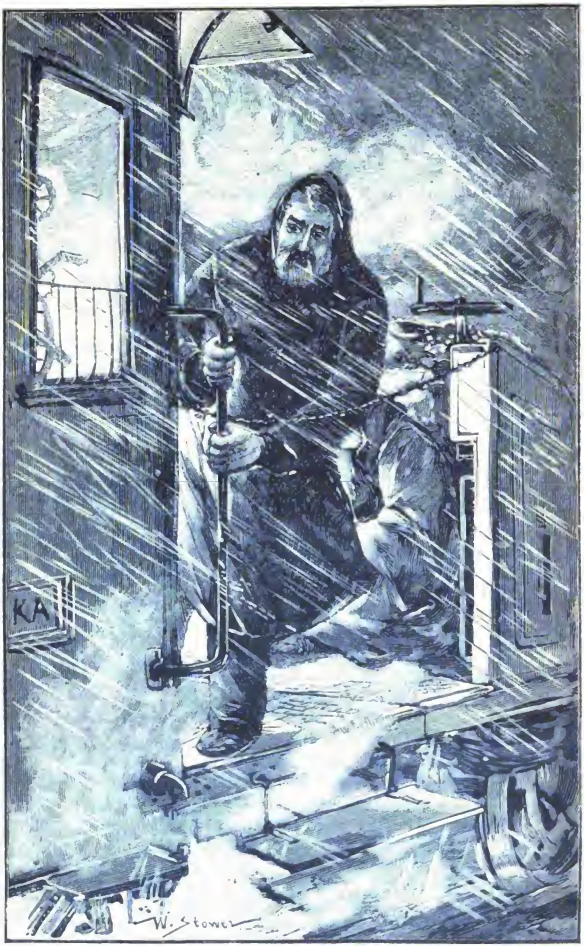
Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

UofM

Digitized by Google



Zu der Erzählung „Eine verzweifelte Fahrt" von A. Oskar Klaußmann. (S. 81)
Originalzeichnung von W. Stöwer.

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.

Dritter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Das Geheimniß der Tiefe. Roman von Friedrich Jacobsen (Fortsetzung) 7

Eine verzweifelte Fahrt. Erzählung von A. Oskar Klaußmann 71

Mit Illustrationen von W. Stöwer.

Pflichtvergessen. Novelle aus dem Berliner Leben. Von F. v. Kapff-Essenther 89

Das unterirdische Rom. Wanderungen durch die Katakomben. Von Justus Brandt 166

Mit 12 Illustrationen.

Die deutsche Reichsbank. Skizze aus dem Handelsverkehr der Gegenwart. Von A. Oskar Klaußmann . . 185

Die Blumen-Vögel. Ornithologische Skizze von Dr. Karl Ruß 196

Mit 9 Illustrationen.

Allerlei Steckbriefe. Skizze von Richard March . . 210

Mannigfaltiges:

Die beiden Kollegen. 220

Der Schneedom des Kilimandscharo 223

Mit Illustration.

24450

Digitized by Google

Seite

Das Erfurter Gebet 227
Nützliche Verwendung der Farnkräuter 231
Ein altfranzösischer Kavalier 233
Das verzauberte Geldstück 235
Mit Illustration.
Amerikanische Walfischdampfer 237
Einiges über Orden 239
Wie da Ponte zu einer Frau kam 239
Ein besseres Handwerk 240

Digitized by Google

Das Geheimniß der Tiefe.

Roman von **Friedrich Jacobsen.**

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Siebentes Kapitel.

So unendlich düster und winkelreich die alte Hansestadt an der Elbe auch zum Theil selbst in jenen Vierteln gebaut ist, die von dem brausenden Leben des Weltmarktes widerhallen, so grauenhaft in den Höfen und Durchgängen das Elend und die Krankheit zusammengepfercht leben, es gibt dennoch Gegenden mitten im Herzen der Stadt, die noch düsterer und grauenhafter sind, in denen die ausgebreiteten Hände des Wanderers an beiden Seiten das schwarze Mauerwerk der himmelhohen Häuser zu streifen vermögen, und in deren kaum noch menschlichen Wohnungen ähnlichen Höhlen das Laster und das Verbrechen ein lichtscheues Dasein führen. Namentlich das letztere.

Jenes labyrinthartige Gängeviertel, welches dem großen Brande Widerstand geleistet hat, und erst in der neueren Zeit von einigen großen Straßenzügen durchkreuzt worden ist, wird, sonderlich nach Einbruch der Dunkelheit, von anständig gekleideten Leuten nur ungern betreten, denn eine blitzende Uhrkette oder ein funkelnder Ring sind in diesen Gassen Gegenstände, welche eine gefährliche Aufmerksamkeit und eine noch gefährlichere Habgier erregen. Es ist leicht für den Eingeweihten, dort ebenso schnell

Digitized by Google

zu verschwinden, wie zu erscheinen, und wenn man die Konstabler fragt — sie reden aber nicht gern davon — dann soll es nicht viel schwerer sein, einen Uneingeweihten dort verschwinden zu lassen.

Die Gänge sind durchkreuzt von schlammigen Fleeten, die oft nur durch schlüpfrige, geländerlose Bohlen überbrückt werden, und wenn hier ein unsicherer Fuß ausgleitet, und vielleicht irgend eine Hand noch unversehens nachhilft, dann wird nicht überflüssig viel davon gesprochen. Der Lumpensammler, auch „Fleetenkieker" genannt, welcher zur Zeit der Ebbe diese Gräben auf ihren Inhalt untersucht und etwa statt der gehofften Abfälle etwas Anderes findet, berichtet auf dem Stockhause über den stattgehabten „Unglücksfall" mit einer Ueberzeugung, die nur durch das ungläubige Kopfschütteln der Beamten übertroffen wird.

Hamburg ist in gewissem Sinne die Stadt der Namenlosen; es kommen von der Seeseite so Viele an, die nicht gekannt werden, es gehen über dort so Viele zur See, die nicht gekannt sein wollen — ungeachtet der mit Recht gerühmten Polizei ist die Allwissenheit auch dort noch nicht erfunden, und das Leben geht an den Todten vorbei zur Tagesordnung über.

Auch die eigentlichen Bewohner des Gängeviertels streben darnach, unter die Namenlosen gerechnet zu werden.

Wenn die Zuchthäuser sich ihres Inhalts entleeren, und jene Männer und Frauen mit den scheuen Mienen und den unstäten Augen selbst dann keinen Platz in der menschlichen Gesellschaft finden, wo sie ihn mit ehrlicher Arbeit zurückerobern möchten, dann ziehen sie sich dorthin zurück, wo Ihresgleichen in der Freiheit ein erbärmlicheres Dasein führt, als zwischen den Mauern der Strafanstalten, und das beglichene Konto wird um so schneller auf's Neue belastet, je kürzer die Frist bis zur nächsten Bilanz zu sein pflegt.

Digitized by Google

Das ist die Kehrseite der Gerechtigkeit, die man als einen Fluch menschlicher Strafe bezeichnen möchte. —

Zu diesen freiwillig Namenlosen mußte wohl auch ein Mann gehören, der an dem Abend jenes nebel- und regenreichen Tages, an welchem die Versteigerung des Stuhrschen Nachlasses stattgefunden hatte, in einem öden Zimmer eines noch öderen Hauses saß, und aus einer kurzen Seemannspfeife rauchte.

Dieses Haus hing mit einer schmalen Front und sechs Stockwerken vornübergeneigt wie ein hochaufgeschossener, schmalbrüstiger Mensch zwischen seinen beiden Nachbarn, und wäre ohne diese zweiseitige Stütze unfehlbar schon längst zusammengebrochen. Seine vorspringende Dachrinne berührte fast diejenige des gegenüberliegenden Gebäudes, so daß von der Gasse aus nur ein erbärmlicher Streifen des dunkeln Nachthimmels sichtbar blieb, während diese Gasse selbst einen einzigen mit Kopfsteinen gepflasterten Rinnstein bildete, in dessen Mitte das schlammige Regenwasser langsam vorwärts strömte.

Das ziemlich geräumige Gemach bot mit seinen niedrigen gebogenen Deckbalken, der zerfetzten und beschmutzten Tapete und den morschen Dielen das Bild traurigen Verfalls. Die aus einer leeren Bettstelle, einem rohen Tisch und einem dreibeinigen Schemel bestehende Einrichtung war keineswegs geeignet, diesen trostlosen Eindruck im Geringsten zu verwischen.

Den einzigen Schmuck, wenn man von einem solchen reden kann, bildete eine rothbaumwollene Zuggardine an den Fenstern, und diese mochte wohl lediglich den Zweck haben, einen Einblick von außen und eine Beobachtung der hinter ihr sich abspielenden Vorgänge zu verhindern.

Der Insasse dieses Gemaches stand im kräftigsten Mannesalter; die Tättowirung des rechten Armes, das Symbol von Glaube, Liebe und Hoffnung, welches unter den zurück-

Digitized by Google

gestreiften Hemdsärmeln sichtbar ward, verrieth den Seemann. Wenigstens den gewesenen Seefahrer, denn auf den finsteren Zügen des Mannes hatte das Zuchthaus seinen Stempel eingeprägt, einen Stempel, der ebensowenig ausgelöscht werden konnte, als die eingeätzte Zeichnung des muskulösen Armes.

Unter den Namenlosen wurde er „Karl Todtschläger" genannt, in den Kirchenbüchern — denn auch dieser Unglückliche war auf den Namen des Erlösers getauft — stand er als Karl Bollmann verzeichnet. Im Zuchthause hatte man ihm einfach eine Nummer gegeben; es war eine abwärtssteigende Skala, die vom Himmel bis an die Erde reicht, und auch dann nicht mehr übertroffen werden kann, wenn wir unter die Erde hinabsteigen, und überhaupt nicht mehr genannt werden.

Karl Bollmann rauchte und sah in das blakende Licht der Talgkerze, die aus dem Halse einer leeren Branntweinflasche hervorragte und über diesen hinabgelaufen war; er horchte auf das eintönige Tropfen des Regens, und wandte sodann den Kopf lauschend nach der Thür.

„Ich wollte, er käme nicht," sagte er leise. „Verdammt, daß ich mich bei dem Nebel hervorwagen und just auf den treffen mußte. Just auf den. Ich dachte, es sollte Alles begraben sein, und nun läuft er mir in den Weg und ruft die alten Geschichten wieder wach. Daß ihn die Haifische gefressen hätten!"

Er horchte auf das Läuten irgend einer fernen Kirche und sog hastiger an seiner Pfeife. Ueber die morsche Stiege kam ein schwerer, langsamer Schritt heraufgetappt, und dann klopfte eine Faust an die Thür.

„In des Teufels Namen — herein!"

Der Eintretende war Klaus Brook.

Er trug einen alten verschlissenen Rock, ein den unteren Theil des Gesichts verhüllendes Tuch, und einen breit-

Digitized by Google

randigen fettigen Hut; man hätte ihn für den ersten besten Strolch halten können, und der schwere Stock, den er in der Hand trug, erhöhte noch diesen Eindruck.

Er trat vor den Tisch, an welchem Bollmann trotzig sitzen geblieben war, und sagte: „Guten Abend, Karl. Du hast Dich, goddam, hier nett einlogirt, es ist ein böses Ding, diese alte Spelunke unangefochten zu erreichen. Wie geht's, mein Bursche?"

„Wie Sie sehen, Herr Brook," entgegnete der Mann ruhig. „Wenn man zehn Jahre Zuchthaus abgesessen hat, dann nimmt man es mit dem eigenen Leben nicht mehr so genau und ist zufrieden, irgendwo unterkriechen zu können. Es ist wahr, schön sieht's hier nicht aus, und die Hütte des ruppigsten Köters mag mehr Bequemlichkeit bieten, als diese vier Wände — wenigstens für den Hund, Herr Brook — aber man hat mir oft gesagt, daß ich schlechter sei als ein Hund, und da findet man sich denn schließlich hinein. Was wollen Sie denn eigentlich bei mir, und weshalb frugen Sie mich bei unserer zufälligen Begegnung nach meiner sogenannten Wohnung?"

Der Steuermann hatte sich, ohne eine Aufforderung abzuwarten, auf den Rand der leeren Bettstelle gesetzt und beide Hände vor sich auf den Knotenstock gestützt.

„Karl," sagte er nach einer kleinen Pause, „ich frug Dich nach Deiner Wohnung, und ich sagte, daß Du mich heute Abend um neun Uhr Abends hier erwarten möchtest. Warum hast Du mir Auskunft gegeben, anstatt sie zu verweigern, und warum hast Du auf mich gewartet?"

Der Gefragte nickte langsam vor sich hin.

„Sie wissen das selbst am besten, Herr Brook. Als damals vor zehn Jahren auf unserem Schiffe die Geschichte passirte, da waren Sie der einzige Zeuge. Und Sie haben mir vielleicht den Hals gerettet, als Sie aussagten, daß ich den Bootsmann im Zorn erschlagen hätte, und weil

Digitized by Google

er mich zuerſt angriff. Wir Beide wiſſen, daß es anders geweſen iſt. Damals, Herr Brook, wäre ich für Sie durch's Feuer gegangen, denn ich glaubte, daß Sie mir eine große Wohlthat erwieſen hätten — heute, nachdem ich weiß, was zehn Jahre Zuchthaus bedeuten, denke ich anders darüber. Aber Verpflichtungen habe ich trotz alledem. Sie meinen vielleicht, es wäre Angſt. Nein, Herr Brook, gemordet iſt gemordet, aber verbüßt iſt auch verbüßt, und das Strafgeſetzbuch ſtudiren wir im Zuchthaus Wort für Wort. Denken Sie, was Sie wollen, ich hätt's lieber geſehen, wenn wir niemals wieder zuſammengekommen wären, aber nachdem das nun einmal geſchehen iſt, ſo mögen wir auch quitt werden. Was wollen Sie?"

Klaus Brook lächelte flüchtig. „Es iſt gut, Karl, wir verſtehen uns. Nun ſag' mir zunächſt ganz aufrichtig: haſt Du wieder 'was auf dem Kerbholz? Du weißt, daß ich ſchweigen kann, aber ich möchte es wiſſen."

Der Zuchthäusler biß die Zähne zuſammen und ſchüttelte den Kopf. „Worauf ſitzen Sie, Herr Brook?" entgegnete er dann finſter. „Das iſt eine leere Bettlade, nicht wahr? Sie werden meinen, daß ſie einem Menſchen nichts nützen kann, aber es war ein Bett darin, Herr, und das Bett hatte ich von meinem Ueberverdienſt gekauft. Es iſt Stück für Stück zum Trödler gewandert, damit ich was zu eſſen hatte. Wollen Sie Ihre Frage jetzt noch wiederholen?"

„Ich will es," entgegnete Brook ruhig. „Wie viel Zeit iſt verſtrichen, ſeitdem das letzte Stück dieſe Behauſung verlaſſen hat?"

„Vier Wochen."

„Und Du willſt mich glauben machen, Karl, daß ein Menſch, wenn er auch ſchlechter als ein Hund lebte, ſein Daſein von dem friſten könne, was der großmüthigſte aller Trödler für ein elendes Bettſtück zahlt?"

„Ich ſehe, daß es mir nichts hilft," ſagte Vollmann mit

Digitized by Google

einem Seufzer. „Ja, Herr, ich habe seitdem gestohlen, lumpig und elend gestohlen, ganz genau so, wie der gemeinste Spitzbube unter uns. Was es gewesen ist? Ein Brod aus dem Laden des dicken Bäckers, ein Taschentuch aus dem Seidenkleide der Bankiersfrau, einen Sack voll Nägel aus dem Lager unserer Schiffswerft. Es hat Keinem weh gethan, Herr Brook, die Bestohlenen haben's wohl kaum gemerkt, aber schwer ist's mir doch geworden das erste Mal, Sie dürfen es getrost glauben. Was will man denn machen? In Heuer nimmt mich kein Kapitän, denn sie kennen mich Alle miteinander; wo ich sonst um Arbeit anklopfte, fragte man mich nach meinen Papieren, und der Entlassungsschein aus dem Zuchthause ist eine schlechte Legitimation. Sich aber so grabewegs hinlegen auf das Pflaster, um zu sterben, das ist doch auch von einem gesunden Menschen nicht zu verlangen. Wenn sie mich endlich 'mal fassen, dann geht's wieder zurück in das Zuchthaus. Denn ich habe einmal darin gesessen, und es steht überall in den Büchern, und es wird mir aufgemutzt, bis ich hin bin."

Der Mensch, welcher diese bittere und, ach, nur allzuwahre Klage anhören konnte, ohne bis in die Tiefe seines Herzens erschüttert zu werden, der Mensch mußte ein Herz von Granit besitzen, aber Klaus Brook zuckte nur ungeduldig mit den Achseln.

„Ich wußte es ja," sagte er dann gleichgiltig, „und es ist die alte Litanei. Dir kann nur geholfen werden, Karl Bollmann, wenn Du über's Meer gehst in eine Gegend, wo Niemand Dich kennt, und wo die Leute den Teufel nach der Vergangenheit eines Menschen fragen. Wir sind früher 'mal zusammen auf einem Schiff gefahren, und jetzt bin ich Kapitän geworden, und kann mir meine Leute aussuchen, wie es mir paßt. Ich will Dich in Heuer nehmen, Karl, und wenn wir in einem ausländischen Hafen liegen, dann magst Du mir meinetwegen davon-

Digitized by Google

laufen auf ein fremdes Schiff, da fragen sie Dich sicherlich nicht nach Deinen Papieren und nach Deiner Vergangenheit. — Willst Du einschlagen?"

Der Zuchthäusler war aufgesprungen und hatte beide Hände aufgehoben.

„Das wollten Sie thun, Herr Brook? Sie, der allein darum weiß, daß ich noch viel schlechter bin, als in meinem Urtheil geschrieben steht? Sie wollten einen richtigen Mörder auf Ihr Schiff nehmen, ohne zu fürchten, daß es mit Mann und Maus untergeht? Und das wollten Sie thun, ohne von mir etwas Anderes zu verlangen, als ein ehrlicher Kerl zu werden!?"

Klaus Brook warf einen scheuen Blick hinter sich in das Dämmerlicht des Zimmers. „Ruhig, Mann," sagte er dann halblaut, „diese Wände können Ohren haben. Was das Eine betrifft, so wollen wir über die Vergangenheit kein Wort verlieren, es gibt wohl nur wenig Menschen, die nicht verdammt froh sind, daß das Gras wächst. Und das Andere? Nein, Bollmann, ein solcher Narr bin ich nicht, daß ich umsonst etwas für Dich thun sollte. Setz' Dich hierher neben mich und höre mich ruhig an. — So, das ist recht!"

Von dem Gesicht des Verbrechers war der freudige und hoffnungsreiche Zug verschwunden. Er gehorchte mechanisch und stützte dabei den Kopf in die Hand.

Brook begann mit gedämpfter Stimme: „Kennst Du den alten Jürgens in der Kleinen Bäckerstraße? Er hat ein Trödelgeschäft und treibt Wucher."

„Ich kenne ihn," sagte der Zuchthäusler finster. „Er ist der größte Schurke in Hamburg, und hat tausendmal mehr Strafe verdient, als jeder Einzige unter uns. Wenn er ein Geldstück anfaßt, so ist es verflucht, wenn er die Hand aufhebt, so schwört er einen Meineid, wenn er über die Straße geht, so heulen die Hunde. In den verpesteten

Digitized by Google

Höhlen dieses Viertels spucken die Männer aus, wenn sie seinen Namen nennen, und die Weiber beschwichtigen ihre schreienden Bälge mit diesem Namen. Was ist's mit dem Manne?"

Klaus Brook beugte sich noch weiter vor, und redete noch leiser. Es war ein seltsames, düsteres Bild, wie diese beiden Männer in dem öden Gemach auf dem Rande einer leeren morschen Bettstelle beisammensaßen, wie sie, ohne einander in die Augen zu blicken, aufmerksam Einer den Worten des Anderen lauschte, wie sie zusammenfuhren, wenn auf der Gasse ein Lärm entstand, oder auf den morschen Stiegen des Hauses ein Schritt knarrte.

Diese von einem qualmenden Talglicht beleuchtete Scene war gleichsam das Vorspiel einer jener Tragödien, deren letzter Akt unter dem Kronleuchter der Gerichtssäle ausklingt, deren Nachspiel in einer Zelle endet, die nicht minder trostlos ist, als der Schauplatz des Anfangs.

— — — — — — — — — — —

Endlich stand Bollmann auf und schnäuzte das Licht.

„Wenn es sein muß, Herr Brook," sagte er langsam, „dann bin ich bereit, mitzuthun. Es ist der Preis für meine Freiheit, und wenn Sie mir die Versicherung geben, daß es sich nur um die eine Lumperei handelt, dann glaube ich nicht, daß das Unrecht besonders groß ist. Aber, Herr Brook, es kann ein Verbrechen daraus werden. Sie wissen, was ich damit meine, und Sie kennen meine Bedingung."

„Es wird nicht so weit kommen!"

„Es kann. Also: kein Blut. Ich habe einmal in meinem Leben das Blut gesehen, und ich will es nicht zum zweiten Male. Ich möchte auch einmal ruhig schlafen, wie andere Leute, und die verdammten rothen Tropfen lassen Einen nicht dazu kommen. Um den Wucherer wär's nicht schade, und vielleicht sparten wir dem Henker die Arbeit,

Digitized by Google

aber mir graut davor. Und nun machen Sie sich fort, Herr Brook, es geht schon auf Mitternacht, und die Herren des Gängeviertels kriechen aus ihren Löchern. In diesen Gassen kann man sich nicht gut ausweichen, und das Anstreifen ist gefährlich."

Er leuchtete seinem Gast die Stiege hinunter, horchte unten einen Augenblick in das trübe Wetter und kehrte dann in seinen Bau zurück.

Das Talglicht war nahezu herunter gebrannt und flammte nur noch in kleinen Pausen hastig auf. Dann glitt das letzte Restchen Docht in den Hals der Flasche und erlosch.

„Es hat sich gewehrt," murmelte Karl Bollmann, „aber es mußte doch hinunter. Ich habe mich auch gesträubt, so lange es anging, und ich mußte auch hinab. Pfui über die Dunkelheit! Schlafen soll ein gutes Mittel dagegen sein, aber ich möchte doch wohl wissen, ob man immer weiterschläft, wenn es 'mal zufällig nicht mehr Tag werden sollte?"

Er warf sich in die leere Bettstelle, deckte seinen Rock über sich, und dann vernahm man nur noch das Rascheln der Ratten in dem alten Bau, und das gleichförmige Rieseln der Regentropfen an den zerbrochenen Dachrinnen.

* * *

Auf der Börse ging es her wie in einem Bienenstock. Es hätte nicht der Gluth bedurft, welche die letzte Julisonne auf das Hamburger Pflaster niedersandte, um die Gesichter der zahlreich versammelten Kaufleute dunkelroth zu färben. Der Ultimo brachte schon ohnehin genug Aufregung, und die Abrechnungen des Differenzhandels ließen Werthe durch die Luft schwirren, deren Höhe selbst das Herz eines Millionärs schneller schlagen machte.

Unter diesen befand sich auch Peter Leu. Er hatte

Digitized by Google

stark auf Hausse spekulirt, und konnte in diesem Augenblick sein Vermögen um einige hunderttausend Mark höher schätzen, aber es machte ihm keine rechte Freude. Er stand da, den blanken Cylinder weit im Nacken, die Halsbinde gelockert, die Hände tief in den Taschen, und schnappte nach Luft — nach Luft, die das billigste war, und die doch nicht gekauft werden konnte.

Er hatte eine schlimme Nacht hinter sich, oder eigentlich eine sehr lustige Nacht, denn es war im „Millionenklub" ein Fest gefeiert worden, bei dem viel Sekt getrunken ward und noch mehr Portwein; und als Peter Leu sich gegen Morgen zum Schlafen niederlegte, da hatte er gegen seine sonstige Gewohnheit nicht schlafen können.

Es war sonderbar und thöricht, daß ein vernünftiger Mensch mitten in der Fülle seiner Kraft, seiner Arbeit und seines Glückes Grillen fangen konnte, blos weil der gewohnte Schlaf einmal ausblieb, weil der Puls etwas schneller klopfte und zuweilen — aber auch nur ganz flüchtig — der Schatten eines Schwindels über die heiße Stirn streifte.

Wenn noch wenigstens der Hausarzt nicht gewesen wäre! Aber der verwünschte Doktor hatte in seiner humoristischen Weise, die doch schließlich auch tiefen Ernst verhüllen konnte, von zunehmender Leibesfülle, von geringerer Widerstandsfähigkeit der Gefäße, von Karlsbad und Gott weiß welchem Unsinn geredet. Er hatte scherzend mit dem Finger gedroht und lachend darum gebeten, an dem Pulsschlag seines verehrten Freundes die bevorstehende Hausse oder Baisse der Börse errathen zu dürfen, da er selbst ein wenig am Ultimo betheiligt sei!

Ueberhaupt — dieses „Ultimo" war ein garstiges Wort! Man konnte es ja Monatsschluß nennen, das war ein bedeutungsloses Wort, aber Ultimo klang wie das Ende aller Dinge, wie ein Abschluß, auf den kein „Medio" folgte.

Digitized by Google

Und nun zweihunderttausend Mark Gewinn.

Peter Leu wandte sich langsam ab, um nach der kleinen Frühstücksstube hinüber zu gehen, die neben Gabori's optischem Institut lag und von den Besuchern der Börse vielfach benutzt ward.

Ein alter Kaufmann aus seiner näheren Bekanntschaft gesellte sich zu ihm und sagte: „Wissen Sie schon das Neueste, Leu? Es ist diese Nacht in unserer guten Stadt Hamburg wieder 'mal ein Mord passirt; weiß Gott, die Zeiten werden immer schlechter und unsicherer."

Peter Leu fuhr sich mit der Hand über die Stirn, hinter welcher es sonderbar bohrte und hämmerte. Er hatte nur flüchtig hingehört, und frug zerstreut: „Wer hat wieder Einen umgebracht?"

„Ja, das möchte die Polizei wohl wissen, aber da kann man an Viele denken. Der Ermordete wird kaum einen Freund gehabt haben, aber desto mehr Feinde, und auf sein Geld scheint es nicht abgesehen gewesen zu sein."

Nun wurde Leu aufmerksamer. „Sie sprechen wohl von einer bekannten Persönlichkeit?"

„Bekannt genug; oder sollten Sie niemals den Namen Heinrich Jürgens gehört haben?"

„Der!?"

„Ja der. Als ich vor ein paar Stunden durch die Kleine Bäckerstraße kam, stand die Menschenmenge Kopf an Kopf. Aus dem Hofe, wo der Alte wohnen soll, kamen just zwei Konstabler und die sagten, daß es richtig an dem sei. — Sie hätten nur die Redensarten der Leute hören sollen, Leu, Gott bewahre einen Jeden unter uns davor, daß auch nur der zehnte Theil der Verwünschungen, die ich da vernehmen mußte, dermaleinst über unsere Leiche gesprochen werden sollte! — Was haben Sie denn, Leu, ist Ihnen nicht gut?"

Sie hatten inzwischen das Lokal betreten, und der

Digitized by Google

Rheder hing seinen Hut an einen Ständer; er zitterte dabei so heftig, daß sein Begleiter ihn am Arm faßte, und die Frage wiederholte.

„Ich habe die Nacht geschwärmt," sagte Leu. „Man sollte das in unseren Jahren unterlassen, es kommt nichts dabei heraus. Und nun die Hitze! — Kellner, ein Glas Sherry! — Mein Gott, es muß doch entsetzlich sein, so plötzlich und auf diese grausige Art aus dem Leben abgerufen zu werden! Wissen Sie denn nichts Näheres über die dunkle That?"

„Nein, es ging wie gewöhnlich bei solchen Dingen her, Jeder schwatzte etwas Anderes. Der Mörder soll von hinten über die Dächer gekommen und in das Komptoirfenster eingestiegen sein, nachdem er die unterste Scheibe mit einem Pechpflaster eingedrückt hatte. Der alte Mann muß sehr fest geschlafen haben, denn sein Bett befindet sich in einem Nebenraum ganz nahe an der Wand. — Na, Prosit Leu, es ist am Ende nicht schade um die Wucherseele, lassen Sie uns froh sein, daß wir noch fest in unseren Schuhen stehen — auf gute Geschäfte und ein langes Leben!"

Der alte muntere Herr hatte sein Glas gehoben, um mit seinem Nachbar anzustoßen, und Peter Leu that ein Gleiches.

Es schwebte ihm, er wußte kaum warum, jener alte Trinkspruch seiner Heimath auf den Lippen, den ein frommer Kindermund einstmals mitten im wüsten Zechlärm gesprochen haben soll: „Dat es uns wohl gah' up uns ollen Dage." *) Wenn er jedoch in diesem Augenblick daran dachte, daß ein glückliches Leben rasch enden und daß ein langes Leben zur Last werden kann, so war es ihm doch nicht mehr vergönnt, dem Gedanken einen Ausdruck zu geben. Es durchzuckte ihn plötzlich wie ein elektrischer Schlag, er ließ

*) Daß es uns wohl gehe auf unsere alten Tage.

Digitized by Google

das Glas fallen, griff mit der Hand in die Luft und brach röchelnd zusammen.

Es entstand eine große Verwirrung.

Man trug den Schwerathmenden in ein Nebenzimmer, legte ihn dort auf das Kanapee und holte einen Arzt.

Dieser erklärte nach kurzer Untersuchung, daß der Kranke von einem rechtsseitigen Schlaganfall betroffen worden sei. Eine unmittelbare Lebensgefahr wäre allerdings nicht vorhanden, allein man könne nicht wissen —

Hier brach der Sachverständige ab und wandte sich zum Gehen, denn Peter Leu hatte die Augen geöffnet und mit einem so entsetzlich starren und angstvollen Blick die Umstehenden gemustert, daß selbst Derjenige, dem solche Scenen nichts Neues waren, sich eines leisen Grauens nicht erwehren konnte. Er meinte, daß die fernere Behandlung dem Hausarzte überlassen bleiben müsse, und stand schon auf der Straße, als der alte Herr, welcher die letzte heitere Minute in Gesellschaft des Unglücklichen verlebt hatte, mit einer leisen Frage an seine Seite trat.

Auf diese Frage entgegnete der Arzt achselzuckend: „Ja, lieber Herr, wer kann das wissen. Ich würde es für ein Glück gehalten haben, wenn die Lähmung eine linksseitige gewesen wäre. Dann hätte ein Herzschlag die Sache rasch zum Ende geführt. Unter den obwaltenden Umständen kann das Ende ebensogut nach zehn Jahren, wie morgen eintreten. Inzwischen ist die Sprache verloren, und wir müssen abwarten, ob sie sich allmälig wieder einstellen wird. Ich glaube es allerdings nicht."

— — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag dieses Tages erschien in den Spalten der „Hamburger Reform" ein Artikel folgenden Inhalts:

„In der verflossenen Nacht, anscheinend um die zwölfte Stunde, ist unsere Stadt abermals von einem jener Verbrechen heimgesucht worden, die nicht sowohl durch die

Digitized by Google

entsetzliche Art ihrer Ausführung, als vornehmlich wegen der sie begleitenden geheimnißvollen Vorgänge allgemeinen Schrecken zu erregen geeignet sind.

Ein großer Theil unserer Leser wird sich jenes alten Händlers entsinnen, der bei fast allen öffentlichen Versteigerungen und in sehr vielen gerichtlichen Verhandlungen eine thätige Rolle spielte. Heinrich Jürgens, so nannte sich dieser dunkle Ehrenmann, bewohnte seit einer langen Reihe von Jahren in der Kleinen Bäckerstraße einen jener engen düsteren Hinterhöfe, an denen Hamburg so unendlich reich ist. Die Wenigsten mögen eine Ahnung davon besessen haben, daß das schmutzige Trödlerschild, welches als Deckmantel für eine noch weniger saubere Beschäftigung diente, den Namen eines unserer wohlhabendsten Mitbürger trug. — Diese stadtbekannte Persönlichkeit ist in den Morgenstunden des heutigen Tages ermordet aufgefunden worden, und die Erkundigungen, welche wir an Ort und Stelle eingezogen haben, führen zu der Vermuthung, daß es sich in dem vorliegenden Falle weniger um einen Raubmord, als vielmehr um einen Racheakt handeln dürfte.

Der alte Mann lebte, wie bereits angedeutet, trotz seines Reichthums auf eine dürftige Art, und hatte zu seiner Bedienung nur eine halberblindete Haushälterin bei sich, die in einem entfernteren Theile des Hinterhauses schlief, und nach ihrer glaubwürdigen Angabe von den grausigen Vorgängen der jüngsten Nacht nicht die geringste Kenntniß besitzt. Das Komptoir und die daran stoßende Schlafkammer des Jürgens liegen nach hinten hinaus, und die Fenster beider Räume werden von einem ziemlich breiten und tiefen Fleet begrenzt, so daß es fast unmöglich erscheint, von dieser Seite aus in die hochgelegene Wohnung einzudringen.

Dennoch steht es fest, daß der Mörder — oder waren es ihrer mehrere — die eine Scheibe des Komptoirfensters

Digitized by Google

eingedrückt und durch das letztere seinen Eintritt bewirkt hat. Dies läßt sich wiederum nur durch die Annahme erklären, daß er seinen Weg über die benachbarten Dächer, und von diesen an der Dachtraufe entlang auf einen kleinen, unter dem Fenster befindlichen Erkervorsprung fand. Die körperliche Gewandtheit, welche das Ueberwinden derartiger Schwierigkeiten voraussetzt, gibt zu allerlei Vermuthungen Anlaß, deren nähere Ausführung wir indessen im Interesse der Untersuchung vorläufig unterdrücken zu müssen glauben.

Die Leiche des Ermordeten fand man in der an das Komptoir grenzenden Schlafkammer. Sie lag entkleidet und mit zertrümmertem Schädel in der Nähe eines alten Schrankes und trug die Spuren eines heftigen Kampfes an sich. Das Deckbett war herausgerissen und durch das Zimmer geschleift, ein wüster Haufen von zerbrochenen Flaschen, zertrümmerten Möbeln und anderen Gegenständen bedeckte den Fußboden, und die vom Nachttisch heruntergeworfene und wahrscheinlich infolge dessen stehen gebliebene Uhr wies auf kurz nach Zwölf, so daß damit die Zeit des Verbrechens festgestellt sein dürfte.

Es ist fast unbegreiflich, daß der durch den Kampf verursachte Lärm weder die Haushälterin noch einen der Mitbewohner des Hinterhauses geweckt hat. Dennoch ist dies mit Bestimmtheit nicht der Fall gewesen, und der Mörder hatte vollauf Zeit gehabt, sein blutiges Werk zu vollenden. Der Zweck desselben ist, wie wir bereits andeuteten, lediglich in der Ausführung eines Racheaktes zu suchen. Obgleich uns glaubhaft versichert wird, daß der Schrank, vor welchem die Leiche aufgefunden worden ist, und der mit einem einzigen Fußtritt geöffnet werden konnte, bedeutende Summen enthalten hat, waren dennoch nirgends Spuren einer Beraubung zu entdecken, und so müssen wir, ungeachtet die Kriminalpolizei anderer Meinung zu sein scheint, unserer

Digitized by Google

Vermuthung dahin Raum geben, daß Jürgens unter der Mörderhand eines jener Unglücklichen gefallen ist, die er bei Lebzeiten durch seine wucherischen Geschäfte zur Verzweiflung getrieben hat." . . .

Dieser, mit einer kleinen moralischen Betrachtung ausklingende Artikel erregte begreiflicherweise bei den Lesern der Zeitung mehrfaches Kopfschütteln. Man vermochte ebensowenig an ein Motiv der Rache zu glauben, die weit bequemer auf irgend eine andere Art hätte ausgeführt werden können, noch konnten Diejenigen, welche mit der Oertlichkeit einigermaßen vertraut waren, die Ueberzeugung gewinnen, daß dem Ende des alten Mannes ein so heftiger Kampf vorausgegangen sei, wie es nach der Darstellung des Blattes der Fall gewesen sein mußte.

Inzwischen bestätigten sich die erhobenen Bedenken wenigstens zum Theil bereits am folgenden Tage, denn in der Morgennummer brachte die „Reform" einen zweiten einschränkenden Artikel, dessen Wortlaut vorsichtiger gehalten war, ohne indessen der Lösung des Räthsels wesentlich näher zu kommen.

„Wir müssen," hieß es diesmal, „noch einmal auf den neuesten Mord zurückkommen, dessen gestrige Darstellung, wie verschiedene Zuschriften beweisen, in unserem Leserkreise mehrfachen Widerspruch gefunden hat, und wir können nicht mit dem Bekenntniß zurückhalten, daß unsere Auffassung durch die inzwischen weiter angestellten Ermittelungen in mehreren Punkten als widerlegt erachtet werden muß. Zunächst ist unsere Vermuthung, daß lediglich ein Racheakt vorliegt, dadurch zum Mindesten erschüttert, daß man — nicht etwa an dem die größeren Goldvorräthe enthaltenden und in der Schlafkammer befindlichen Schranke, sondern an dem im Komptoir stehenden Arbeitspult des Ermordeten Spuren gefunden haben will, welche auf den Versuch eines gewaltsamen Einbruchs schließen lassen. Anscheinend ist

Digitized by Google

es bei dem bloßen Versuch geblieben, denn die nachträgliche Untersuchung des Möbels ergab das Vorhandensein einer zwar geringen, aber offen daliegenden Geldsumme, die jedenfalls nicht unberührt geblieben wäre, wenn der Raubmörder die Absicht des Erbrechens hätte ausführen können. Es wird sogar behauptet, daß die Polizei ein corpus delicti aufgefunden habe, welches möglicherweise zur Entdeckung führen kann; es wird indessen dieser Theil der Untersuchung aus naheliegenden Gründen so geheim gehalten, daß auch wir uns eine gewisse Reserve auferlegen zu müssen glauben. — Weiter hat sich durch die inzwischen erfolgte Obduktion der Leiche die überraschende Thatsache ergeben, daß der Tod des Jürgens nicht durch eine gewaltsame Zertrümmerung des Schädels herbeigeführt sein kann.

Man hat allerdings an dem Kopfe des Todten eine stark blutende Wunde festgestellt, diese ist indessen so oberflächlicher Natur, daß nach den übereinstimmenden Gutachten der Sachverständigen von einer tödtlichen Wirkung nicht die Rede sein kann.

Da sonstige äußere Verletzungen nicht festgestellt werden konnten, gewinnt es den Anschein, daß der Tod des Ermordeten durch Ersticken herbeigeführt worden ist. Der Umstand, daß auch das Deckbett auf der Diele, und zum Theil auf der Leiche lag, unterstützt die Annahme, daß der Mörder sein Opfer vielleicht zunächst mit einem Schlage betäubt, sodann aber mit dem schweren Federbett so lange niedergehalten hat, bis das Leben entflohen war. — Es ist ja gegenüber dem endgiltigen Resultat ziemlich gleichgiltig, auf welche Weise es erreicht worden ist. Für uns hat die Thatsache nur insofern ein psychologisches Interesse, als man vielleicht daraus schließen könnte, daß der Thäter nicht von vornherein auf Mord ausgegangen ist, da er sich alsdann mit einer geeigneten Waffe versehen haben

Digitized by Google

würde, daß er vielmehr bei seinem lediglich beabsichtigten Einbruch von dem alten Manne überrascht worden ist, und denselben nun auf die erste beste Weise unschädlich gemacht hat.

Warum dann der Raub hinterdrein nicht ausgeführt worden ist, bleibt freilich eine ungelöste Frage. Von einer Störung durch Dritte kann nicht die Rede sein, da der Mord erst in den Morgenstunden entdeckt worden ist, aber wir greifen vielleicht nicht fehl, wenn wir vermuthen, daß den Thäter nach vollbrachter That das Grausen gepackt hat, und daß er die Ausführung des geringeren Verbrechens im Angesicht des größeren nicht mehr auf sich zu nehmen im Stande war. . . ."

Auch dieser Artikel fand, vielleicht wegen seiner etwas kühnen Folgerungen, bei dem nüchternen Hamburger Publikum keinen rechten Beifall; man meinte, daß die Sache doch wohl etwas anders liegen, daß irgend eine bis jetzt unaufgeklärte Thatsache noch vorhanden sein müsse — im Uebrigen ging man zur Tagesordnung über, und vertraute darauf, daß die vorzügliche Polizei schon Licht in die Sache bringen und die verworrenen Fäden bis vor die Schranken der Geschworenen leiten werde.

Achtes Kapitel.

Der Schlaganfall, welcher den Schiffsrheder Peter Leu so jählings auf das Krankenlager geworfen hatte, schien nicht ganz die schlimmen Folgen zu bringen, welche der zunächst herbeigerufene Arzt, allerdings ohne gründliche Untersuchung, voraussagen zu müssen geglaubt hatte.

Sei es nun, daß die kräftige Natur des Mannes sich schneller erholte, oder daß in jener heißen Mittagsstunde Aufregung und Erschöpfung die bedenklichen Erscheinungen verstärkt hatten, genug, bereits am folgenden Tage konnte

Digitized by Google

der alte Hausarzt die Erklärung abgeben, daß für den Augenblick wenigstens keine große Gefahr mehr vorhanden sei.

Die Sprache war soweit wiedergekehrt, daß Leu sich seiner Umgebung in langsamer, schwerfälliger Rede verständlich machen konnte; die Lähmungserscheinungen waren so erheblich zurückgegangen, daß er im Sessel sitzend einige Bleistiftnotizen zu machen im Stande war, und Peter Leu hätte einigermaßen zufrieden sein können, wenn er die Macht gehabt hätte, aus dem gewichtigen Gutachten seines Arztes jenes seltsam betonte und unheimliche „für den Augenblick" zu streichen.

Aber gerade diese paar Worte glichen dem leisen Pochen einer unbekannten Hand am Thore, und wer konnte wissen, ob diese Hand nicht demnächst an der Innenwand des Gemaches erscheinen, und ihr schattenhaftes „Mene Tekel" niederschreiben werde.

Peter Leu fühlte, daß sein künftiges Dasein dem Leben des Verurtheilten gleichen werde, der einen Strafaufschub erhalten hat, aber nicht auf Begnadigung hoffen darf, und dieses Bewußtsein verlieh seiner Thätigkeit eine nervöse Hast, und seinem Denken eine quälende Sorge.

Er sollte nicht arbeiten, aber sobald der Arzt den Rücken gewandt hatte, ließ er sich die Bücher und Papiere herbeischleppen, rechnete, las und grübelte.

Es handelte sich in seinem Geschäft zunächst um die Befrachtung des „Neptun", der um die Mitte August mit einer neuen Ladung und unter der Führung von Klaus Brook nach Java absegeln sollte und zu diesem Behuf segelfertig im Hafen lag. —

Das war wohl eine Arbeit wie jede andere, und der „Neptun" genoß als ein vorzügliches Schiff die ganz besondere Vorliebe seines Eigenthümers, aber Peter Leu mußte bei den neuen kalkulatorischen Berechnungen das

Digitized by Google

kaufmännische Ergebniß der letzten Reise nochmals prüfen und that das nur mit einem heimlichen Widerwillen.

Diese Ergebnisse waren durch die Umsicht und Geschicklichkeit des Kapitän Stuhr geradezu glänzend zu nennen, sie hatten einen weit höheren Gewinn ergeben, als ursprünglich veranschlagt worden war, und es bestand für diesen Fall zwischen dem Rheder und seinem Schiffer ein Vertrag —

Nein, einen Vertrag konnte man es eigentlich nicht nennen.

Zwischen Leu und Stuhr war außer der Heuer nichts schriftlich vereinbart, aber vor Antritt der letzten Reise hatten die beiden Männer in dem Komptoir des Kaufmanns unter vier Augen eine Unterredung gepflogen, und im Laufe derselben war dem Kapitän ein bestimmter Antheil an dem die kalkulirte Summe etwa überschießenden Gewinn in Aussicht gestellt worden. Oder geradezu versprochen? — —

Peter Leu hätte sich vielleicht, oder vielmehr sicherlich, durch einiges Nachdenken über diesen Punkt Klarheit verschaffen können, aber der Arzt hatte ihm das Denken untersagt, und es war eine Pflicht der Selbsterhaltung, dieses Gebot nach Möglichkeit zu befolgen.

Freilich, das Eine konnte ohne Nachdenken erkannt werden, daß es nämlich für einen ehrenhaften Mann vollkommen gleichgiltig sein soll, ob er sich moralisch oder rechtlich bindet. Und dieses Bewußtsein stand wie ein Geist hinter dem Kaufmann, und warf seinen Schatten auf jedes Blatt des Haupt- und Geheimbuches, welches die halbgelähmten Hände Peter Leu's zitternd umwendeten.

Dann fiel noch ein anderer körperlicher Schatten in das Gemach; der Malaye Dajak war geräuschlos eingetreten und frug den Herrn in seiner stillen Weise, ob man seiner bedürfe; es sei ihm gewesen, als wenn eine Stimme seinen Namen gerufen hätte.

Digitized by Google

Nein, es hatte Niemand gerufen, aber der kranke und nervöse Mann blickte mit einem fast abergläubischen Schrecken in das dunkle, unbewegliche Gesicht seines Dieners.

Das war denn doch sonderbar, daß dieser Mensch etwas gehört haben sollte, wo nichts vorhanden war, und just in einem Augenblick, als er selbst eines Todten so lebhaft gedacht hatte, der seinen Diener wohl hundertmal am Tage gerufen haben mochte.

Es war überhaupt eine sonderbare Laune, daß er diesen, ewig wie ein Gespenst oder wie ein suchender Hund herum schleichenden Heiden in seiner Nähe duldete — diese Kreatur, die doch nur an dem todten Herrn hing und mit ihrer magischen Gewalt am Ende einen Geist in die Räume des Hamburger Patrizierhauses heraufzulocken im Stande war.

Es waren abergläubische Wahnideen, aber dahinter stand das Gewissen. —

Peter Leu warf sich mit einer ungeduldigen Bewegung in seinen Sessel zurück und war im Begriff, den unbequemen Menschen durch ein barsches Wort zu verscheuchen, aber dann überkam ihn plötzlich ein neuer Gedanke.

„Dajak, mein Junge," sagte er freundlich, „ich habe da eben die Schiffspapiere des ‚Neptun' vor mir, Du weißt vielleicht, daß er demnächst unter Kapitän Brook nach Westindien fahren soll, he?"

„Ich es wissen, Herr," entgegnete der Malaye ruhig.

„Gut. Der Kapitän äußerte neulich so nebenbei, daß ihm ein tüchtiger Diener fehle, und da bin ich auf Dich verfallen. Du wirst gerne Deine Heimath 'mal wiedersehen wollen, Dajak — was?"

Die dunkeln Augen des Gefragten leuchteten auf, aber aus seinen unbeweglichen Zügen war nicht zu ersehen, welche Regungen ihn bewegten. Er verbeugte sich und entgegnete: „Ich thun, was mein Herr befehlen. Hat Kapitän Brook meinen Namen genannt?"

Digitized by Google

„Das gerade nicht, mein Junge. Indessen, ich möchte ihn ohnehin 'mal sprechen, er hat seine Wohnung im ‚Grünen Papagei' am Schaarmarkt genommen, und dort magst Du ihn aufsuchen und herbestellen. Ich weiß, daß ihr nicht zum Besten auseinander gekommen seid, Du bist ihm wohl weggelaufen, oder so ähnlich, aber das passirt unter Seeleuten häufig und wird wieder vergessen. Also was meinst Du zu dem Vorschlag?"

„Ich guten Herrn haben und Diener guten Herrn nicht verlassen. Aber Vaterland gern wiedersehen, Sahib, sehr gerne."

„Schön, Dajak. Wenn Kapitän Brook Dich mitnehmen will, dann ist die Sache in Ordnung! — Geh' jetzt, mein Bursche, und thue, was ich Dir aufgetragen habe."

Der Malaye entfernte sich, und Leu seufzte erleichtert auf. Er dachte noch darüber nach, wie angenehm es sei, wenn man so mit einer Handbewegung Alles bei Seite schieben kann, was einer unangenehmen Erinnerung ähnlich sieht, und er hegte den stillen Wunsch, daß es ihm auch in einer anderen Beziehung gelingen möchte.

Da trat Franz in das Zimmer.

Der junge Mann sah erregt aus, und die Art, wie er sich nach dem Befinden seines Vaters erkundigte, verrieth deutlich genug, daß seine Gedanken nicht bei dieser, einen Sohn so unendlich nahe berührenden Sache weilten.

Peter Leu fühlte es und seufzte.

Wenn wir den Fuß auf die letzte Stufe des Daseins setzen, dann kommt die Schuld der vergangenen Tage und legt die abgelaufenen Wechsel vor uns nieder und wir dürfen von Glück reden, wenn wir dann noch im Stande sind, sie einzulösen, sei es auch ohne Zinsen und Agio.

Nein, die Bitterkeit, welche sich in dem Herzen des einzigen Kindes aufgehäuft haben mußte, der Schmerz, den eine verschleierte Lüge in ein junges Leben geworfen

Digitized by Google

hatte, diese Zinsen konnten nicht mehr nachgezahlt werden, aber vielleicht war es möglich, von der Hauptschuld eine Null zu streichen, oder gar die ganze Summe —

Und da legte auch schon die Hand den Wechsel vor.

Franz Leu setzte sich neben seinen Vater, blickte einen Moment vor sich nieder und sagte dann: „Ich möchte noch einmal einen Namen nennen, Vater, den Du seit den letzten — nein, seit den vorletzten Ereignissen nicht mehr hören wolltest. Ich habe heute eine Person ausfindig gemacht, welche mir Auskunft über Elsa's Schicksal und wenigstens eine Andeutung über ihren augenblicklichen Aufenthaltsort gegeben hat. Ich will jetzt nicht die Frage an Dich richten, ob Du infolge — ich meine, ob Du Deinen Sinn in der Hauptsache geändert hast, aber wenn ich Dir Alles berichte, dann wirst Du vielleicht mit mir darin übereinstimmen, daß wir irgend etwas thun müssen, um das junge Mädchen aus einer Lage zu befreien, die früher oder später verhängnißvoll werden muß. Darf ich erzählen?"

Peter Leu lehnte sich auf einen Moment in seinen Sessel zurück und schloß die Augen. Und dann sagte er aus einem tiefen Sinnen heraus, und so unvermittelt, daß der Sohn fast erschrocken aufblickte, und an den plötzlichen Ausbruch einer Fieberphantasie glaubte: „Haben wir nicht Ultimo, Franz? Nein, nein, ich irre mich wohl, aber er steht vor der Thür und klopft an. Sprich, mein Junge, ich will versuchen, zuzuhören." — — — — — —

Klaus Brook hätte, seitdem er Kapitän des „Neptun" geworden war, seine Wohnung im „Grünen Papagei" auf dem Schaarmarkt wohl füglich aufgeben und ein freundlicher und besser gelegenes Logis beziehen können. Aber er mochte wohl denken, daß der Aufenthalt in Hamburg doch nicht mehr lange währen werde, denn der „Neptun" lag schon im Binnenhafen am „Hohen Krahn", und das Verstauen der Waaren sollte morgen beginnen.

Digitized by Google

Vielleicht hatte er sich auch an das alte, winkelreiche, mit Hintertreppen und Hinterthüren reichlich ausgestattete Gebäude allmälig gewöhnt, und fand es behaglicher, hier in einer halben Verborgenheit zu hausen, als auf den breiten Freitreppen irgend eines Alsterhotels jeden Augenblick einem fremden Gesicht zu begegnen und sich selber mustern zu lassen.

Ein gewisser sonderbarer Hang nach Einsamkeit veranlaßte ihn sogar, von den abendlichen Gelagen in den Seemannskneipen am Niederhafen fernzubleiben und seinem Bedürfniß nach starken Getränken zwischen den vier Wänden des düsteren Gasthofszimmers Rechnung zu tragen. Dies hatte die wohlthätige Folge, daß man ihn im „Grünen Papagei" als bevorzugten Gast betrachtete und seinen einsiedlerischen Neigungen nach Kräften Vorschub leistete.

So saß Klaus Brook auch an diesem vorgerückten Nachmittag auf seinem harten, hier und da bereits etwas schadhaften Kanapee und mischte sich zum dritten oder vierten Male einen steifen Grog, während der Kellner, welcher eine frische Rumflasche hatte heraufbringen müssen, noch am Tische stand, und in der von Leuten seines Schlages alten Stammgästen gegenüber so gerne beliebten Vertraulichkeit eine Unterhaltung anzuknüpfen versuchte.

Das nach dem Hofe zu gehende Fenster war wegen der schwülen Luft geöffnet, und „Jean" spitzte die großen Ohren, als ob er aus dem dumpfen Rauschen des Straßenlebens irgend einen bestimmten Ton auffangen wollte. Dann sagte er: „Wenn es nicht so weit weg wäre, dann wollte ich darauf schwören, daß man die Glocken läuten hören könnte."

„Was soll's?" frug Brook mürrisch.

„Wissen Sie nicht, daß heute Nachmittag der alte Wucherer begraben wird, den sie neulich in der Kleinen Bäckerstraße todtgeschlagen haben? Gestern ist die Sektion

Digitized by Google

gewesen und heute wird er eingebuddelt, so steht es in der Zeitung. Sie lesen wohl gar keine, Herr Brock?"

Der Gefragte trank sein Grogglas zur Hälfte leer.

„Da hätte ich viel zu thun, wenn ich allen Klatsch lesen wollte, und Sie, Jean, sollten Ihre Nase auch lieber in die Rumflaschen stecken, als in Dinge, die Sie nichts angehen. Da haben Sie mir richtig wieder die falsche Sorte gebracht."

„Das ist nicht wahr," vertheidigte sich der Gescholtene, „und angehen thut so 'was einen Jeden. Ich hab's doch durchgemacht, als im Frühjahr bei uns auf Numero 12 auch Einer ermordet wurde, und die Polizei anfangs glaubte, es hätte Jemand vom Personal gethan. Den Mörder haben sie glücklich herausgekriegt, und er ist schon hingerichtet worden, ob sie den Andern auch wohl ausfindig machen?"

„Geht mich nichts an," entgegnete Brook kurz.

„Man soll ihm auf der Spur sein," fuhr Jener geheimnißvoll fort. „Das heißt, etwas Gewisses erfährt natürlich Keiner, am wenigsten den Namen, sonst würde sich der Betreffende bald dünne machen. Aber die Polizei will allerlei Anzeichen dafür besitzen, daß der Thäter sich noch in Hamburg befindet und sich irgendwo verborgen hält. Brr — wenn ich mir denke, daß man vielleicht schon neben ihm gesessen hat, dann schaudert's mich. Was meinen Sie dazu, Herr Brook?"

„Daß Sie ein Narr sind, Jean," sagte der Kapitän sehr entschieden. „Wenn Sie Ihre Gäste mit Mordgeschichten unterhalten wollen, dann wird es mit dem ‚Grünen Papagei' bald ein Ende haben. — Marsch hinaus, ich höre unten die Schelle."

Es war in der That dem Oberkellner ein Zeichen gegeben worden, und dieser entfernte sich.

Klaus Brook lauschte einen Augenblick nach der Thür,

Digitized by Google

dann schob er Flasche und Glas zurück, faßte in seine Brusttasche und holte eine alte braune lederne Brieftasche hervor.

Seine Hände zitterten leicht, während sie diesen unscheinbaren Gegenstand berührten, und als sie aus seinem Innern ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt entnahmen, wurde das Zittern noch heftiger.

Dieses Zittern, welches zu Zeiten jede, auch die reinste und unschuldigste Menschenhand überkommen kann, entspringt ebenso häufig der Spannung wie der Furcht, nicht minder oft einer Ahnung wie einer Erinnerung; ein unbefangener und uneingeweihter Beobachter vermag den Ursprung nicht zu unterscheiden.

Gott kennt ihn.

Und dann fuhr Klaus Brook urplötzlich mit dem Kopfe herum, starrte nach der Thür und raffte mit einer unsäglich hastigen Bewegung die beiden vor ihm liegenden Gegenstände zusammen, als wenn sie eine Million an Werth, oder die Kraft irgend eines gefürchteten Zeugnisses besessen hätten. Es waren über die morschen knarrenden Treppen und über den seltsam hallenden Korridor Schritte heraufgekommen, diese Schritte machten vor der Zimmerthür Halt, und die Stimme des Oberkellners sagte: „Klopfen Sie nur an diese Thür, der Herr Kapitän ist zu Hause."

Klaus Brook warf einen flüchtigen Blick in die Ecke des Zimmers, wo eine durch den Waschtisch verstellte Tapetenthür in einen zweiten Raum zu führen schien; es hatte fast den Anschein, als ob auf einen Moment der sonderbare Gedanke über ihn gekommen wäre, auf diesem Wege die Flucht zu ergreifen. Schon aber hatte die Hand draußen leise gepocht, und gleich hernach erschien in der Thüröffnung ein Gesicht, welches der Kapitän von allen Gesichtern der Welt am letzten wieder zu sehen erwartet hatte.

Digitized by Google

Wenn er nicht bereits einige Tage vorher durch ein Gespräch in der Seemannskneipe vorbereitet gewesen wäre, dann hätte er mit Fug und Recht an die Wiederkehr eines Todten glauben können, denn dieses Gesicht hatte er zum letzten Male in den Wellen des Indischen Oceans versinken sehen, und die Tiefe, welche unter diesen Wellen aufgähnt, pflegt ihre Beute nicht wieder von sich zu geben.

Nein, das wäre entsetzlich, wenn sie es thäte. — —

Dajak war in die Mitte des Zimmers getreten und stand regungslos vor seinem früheren Steuermann. Er mochte wohl annehmen, daß Jener von seinem Wiederauftauchen noch keine Kenntniß erhalten habe, und schien jetzt etwas enttäuscht darüber zu sein, daß Brook wohl einiges Erstaunen, aber nicht jenes abergläubische Entsetzen verrieth, welches naturgemäß auch den Muthigsten packen muß, wenn die Todten gleichsam wieder auferstehen.

Den scharfen Augen des Seemannes entging diese Enttäuschung nicht, und er sagte, seinen Vortheil wahrnehmend, mit spöttischem Lächeln: „Potz Blitz, mein Junge, wo kommst Du denn her? Ich dachte, daß die Haifische Dich längst gefressen hätten, oder bist Du damals hinter dem ‚Neptun' dreingeschwommen, wie eine Ratte hinter dem Speckköder — he?"

Der Malaye blickte einen Moment vor sich nieder. Dann entgegnete er leise: „Ich meinem Herrn folgen wollen in den Tod; aber Wasser kalt sein und Leben lieb —"

„Richtig, mein Junge," nickte Brook gemüthlich. „Englischer Dampfer braunen Halunken aufnehmen und nach Bombay bringen. Er dort als Koch, Steward oder sonst was auf einen anderen Dampfer gehen und nach Hamburg fahren."

Die spöttische Nachahmung der gebrochenen Ausdrucksweise des Malayen war vielleicht der Ausfluß eines ge-

Digitized by Google

wissen Galgenhumors, wenigstens hätte Dajak bei minder großer Verwirrung bemerken können, daß Brook's Züge eine nur mühsam unterdrückte Aufregung verriethen; aber der Indier war in diesem Augenblick zu sehr mit der Lösung des Räthsels beschäftigt, wie Jener das Alles wissen könnte, da er selbst dem Rheder nur mitgetheilt hatte, daß er in Bombay desertirt sei.

Brook hatte freilich Zeit genug gehabt, sich die Sache zu überlegen, und auf diese einzig mögliche Weise zu erklären, und als er aus dem Schweigen des Malayen errieth, daß seine Vermuthung auf Wahrheit beruhe, fuhr er lächelnd fort: „Na, mein Junge, darum keine Feindschaft nicht. Aber warum bist Du damals in's Meer gesprungen?"

Die Augen der beiden Männer glitten forschend aneinander vorüber, sie vermieden es, sich direkt anzublicken, und sie suchten dennoch eines in dem anderen zu lesen. Dann entgegnete der Malaye leise: „Ich schlechter Diener sein, und ich mich schämen vor Menschen. Wenn Dajak an Seite von Kapitän Stuhr sein bei großem Sturm, guter Kapitän nicht erschlagen worden von brechender Raae. Dajak Augen offen halten, und Dajak dazwischen springen. Ich bei Sturm in Kajüte sein, und mich fürchten —"

Klaus Brook athmete tief auf. „So, so," entgegnete er dann scheinbar gleichgiltig, „das war allerdings nicht schön von Dir, Dajak. Ich meinte übrigens, daß ich Dich während des Sturmes auf Deck gesehen hätte —"

„Ich unten gewesen sein," wiederholte der Malaye ruhig.

Log er oder redete er die Wahrheit?

Klaus Brook hätte vielleicht besser gethan, noch jetzt, noch in diesem Moment in die unstäten und unheimlich leuchtenden Augen des Indiers zu blicken, aber er that es nicht.

Es schien, als ob erst jetzt irgend etwas von seiner

Digitized by Google

Seele gefallen sei, was bisher wie eine unendliche Last dort geruht, und es schien, als ob er sich scheute, neuen Zweifeln Raum zu geben.

Er ging an den Tisch, stürzte den Rest seines Glases hinunter und sagte munter: „Also das wäre glücklich aufgeklärt; nur eines sag' mir, mein Junge, was Du hier in Hamburg treibst, und welche Angelegenheit Dich zu mir führt. Willst Du etwa wieder auf den ‚Neptun'?"

Es sollte wie ein Scherz klingen, und Klaus Brook fuhr mit den Kopf herum, als Dajak rasch entgegnete: „Ich kommen von altem Herrn mit gelähmter Hand, und ich wieder gehn auf gutes Schiff ‚Neptun', wenn Sahib Kapitän mich nehmen wollen in seinen Dienst."

Brook glaubte im ersten Moment seinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Er kannte die Abneigung des Malayen gegen seine Person, oder glaubte sie wenigstens zu kennen, und dieser Wunsch kam ihm so vollständig unerwartet, daß er irgend eine besondere Absicht dahinter vermuthen durfte.

Mit einer kurzen energischen Bewegung drückte er seinen Gast auf einen in der Nähe stehenden Stuhl, setzte sich selbst auf das Kanapee, und sagte geradezu: „Hör' 'mal, Du brauner Halunke, was für eine Teufelei steckt denn dahinter? Glaubst Du etwa im Ernst, daß ich Dich nochmals in meinen Dienst nehme, und damit riskiren will, daß Du mir abermals, und vielleicht zur ungünstigsten Zeit, durch die Pardunen gehst?"

Dajak schien durch die Grobheit des Seemanns, welche keine besonders gute Behandlung voraussehen ließ, nicht im Mindesten berührt zu werden.

Er hob seine Augen nicht von dem zerrissenen Teppich zu seinen Füßen, ja es hatte fast den Anschein, als ob er es nicht wage, den Blick davon abzuwenden, aus Furcht, durch ein lebhafteres Mienenspiel die tiefsten Tiefen seiner Seele zu verrathen.

Digitized by Google

„Ich glauben, daß Sahib Kapitän mich mitnehmen auf den ‚Neptun', wenn ich reden von Geheimniß des Meeres," sagte er dann endlich. „Sahib Kapitän sich erinnern, daß Nacht sein und großer Sturm, Sahib Kapitän sich erinnern, daß guter Herr in Todesstunde reden von Kampf mit Seeräuberschiff —"

Klaus Brook horchte auf. Er fühlte, daß das Herz ihm bis in die Kehle schlug, und er legte seine derbe Faust auf den Arm des Malayen.

„Halt, mein Bursche," sagte er mit tiefer, drohender Stimme. „Wenn wir das Garn spinnen sollen, dann thue Dein Maul gefälligst weiter auf. Woher ist Dir bekannt, was Kapitän Stuhr und ich in jener letzten Nacht miteinander verhandelt haben?"

Dajak machte sich ruhig los und verschränkte die Arme über der Brust.

„Ich gewesen sein in Kombüse neben Steuermannskoje, und ich hören durch dünne Wand, was Kapitän Stuhr reden zu Steuermann."

„Alles?"

„Ich hören genug, um zu wissen, daß Sahib Brook suchen den Platz, wo Schiff untergegangen, und ich wissen aus Reden von gutem Herrn, warum Sahib Brook suchen diesen Platz."

Abermals fuhr der Kapitän von seinem Platze in die Höhe. „Du hast gelesen, was in der amerikanischen Zeitung stand?"

Der Malaye blickte verwundert auf, und in seinen Augen lag diesmal keine Verschlagenheit, sondern Wahrheit.

„Ich nicht lesen können, und ich nichts wissen von Zeitung. Kapitän Stuhr mir erzählen einige Tage vor seinem Tode, was geschehen sein mit Seeräuberschiff."

Klaus Brook dachte einen Augenblick nach. Freilich, so konnte die Sache zusammenhängen. Der Malaye hatte

Digitized by Google

offenbar aus gelegentlichen Mittheilungen seines Herrn das ganze Geheimniß erfahren, er wußte aber nicht, daß Brook das letzte Glied der seltsam zusammengefügten Kette erst in jenem Zeitungsausschnitt entdeckt habe, welcher in der Brieftasche des Kapitäns steckte. Wahrscheinlich hatte Dajak in der Kombüse nur Bruchstücke aus dem Gespräch erlauscht, und nahm nun an, daß Stuhr vor seinem Ende noch Zeit gefunden hatte, Alles bis zum Ende zu berichten.

Aber was sollte das jetzt —?

Die nächsten Worte des Malayen lösten auch diese Frage.

Er zählte an seinen Fingern, und fuhr fort: „Ich gewesen sein fünf Jahre im Dienste von Kapitän Stuhr, und ich gewesen sein zugegen bei Kampf mit Seeräuberschiff. Ich den Platz kennen genau, wo Schiff untergegangen sein, weil Dajak geboren sein in jener Gegend. Aber kein Mensch finden können jenen Platz außer Dajak allein."

Das war es.

Der ungebildete Mann hatte offenbar keine Ahnung davon, daß die nautischen Berechnungen es ermöglichen, mitten auf dem Ocean einen Fleck ausfindig zu machen, der kaum so groß ist, als der Raum eines Schiffes. Er wußte nicht, daß Stuhr diese Berechnung thatsächlich angestellt und in sein Notizbuch eingetragen hatte, oder wenn er es wußte, dann legte er kein Gewicht darauf.

Es war auch gleichgiltig.

Jenes fast zur Fabel gewordene Notizbuch, in welchem die Aufzeichnungen des Kapitäns enthalten sein sollten, befand sich, wenn es überhaupt vorhanden war, jedenfalls nicht in den Händen von Brook, und überdies stand der 12. Oktober, welcher wegen der Sonnenstellung ebenfalls von Bedeutung erschien, so nahe bevor, daß bei der auf Mitte August festgesetzten Abfahrt des ‚Neptun' der fragliche Platz nur

Digitized by Google

mit größter Anstrengung erreicht werden konnte, und jede durch erneute Nachforschungen verursachte Verzögerung den Verlust eines Jahres nach sich ziehen mußte.

Es war ganz stille in dem Gemach geworden, und jeder der beiden Männer wartete auf die Anrede des Anderen.

Endlich sagte Brook: „Du willst mich also auf der Reise begleiten, Dajak, und Du willst mich an die Stelle führen, wo das Schiff untergegangen ist?"

„Ich es wollen," entgegnete der Indier tief aufathmend. „Ich gedacht haben, daß Alles zu Gute kommen Tochter von gutem Herrn, aber Tochter fort sein, und ich nicht wissen wohin. Wenn Dajak sterben, und Sahib Brook sterben, Keiner wissen von Geheimniß, und Keiner haben Vortheil davon."

Brook war an das Fenster getreten und blickte hinunter in das Gewirr der düsteren Höfe, die vom hinscheidenden Sonnenlicht überglänzt wurden.

Die Worte des Malayen durchschauerten ihn ganz seltsam, es war die uralte Rede vom Sterben, die so gleichgiltig von diesen Lippen klang, als wenn das ein Schritt wäre und ein Hauch.

Und das Licht da unten rang sich doch so mühsam los und zuckte auf, bevor es sich von der Finsterniß verschlingen ließ —

Dann streckte der Kapitän des „Neptun" seine Hand aus, und sagte zögernd: „Es soll ein Wort sein, Dajak — wir gehen zusammen."

Neuntes Kapitel.

Wenn das Elend des menschlichen Lebens müde geworden ist, in Lumpen oder in der Gestalt des Siechthums einherzugehen, dann setzt es eine Flitterkrone auf das Haupt und hüllt sich in Komödiantenstaat.

Digitized by Google

Es wird dadurch nicht anziehender, sondern seine Erscheinung wirkt noch trauriger, aber seine letzte Stütze, die Barmherzigkeit der Menschen, bricht zusammen, und an ihre Stelle tritt der Spott.

Das ist eine Erfahrung, die nicht immer durch ein langes Leben, sondern häufig schon in den Tagen der Jugend, und die nicht selten durch eigenes Verschulden erworben wird, aber ihre Frucht schmeckt darum nicht minder herb, und die Verzweiflung steht darum nicht minder nahe.

Elsa Stuhr wußte es.

Die Versuche, welche sie in Berlin mit dem Betreten einer Künstlerlaufbahn gemacht hatte, waren vielleicht an ihrem eigenen Unvermögen, vielleicht auch daran gescheitert, daß ihr die Zeit zur ruhigen harmonischen Ausbildung gemangelt, und sie zu schnell auf den materiellen Erwerb angewiesen ward.

So kam sie von Anbeginn in eine schiefe Stellung und glitt abwärts. Nicht etwa im moralischen Sinne, denn die Sängergesellschaft, welcher sie sich zu einer Kunstreise durch den Osten der preußischen Monarchie aus Noth angeschlossen hatte, galt für durchaus anständig, und gewährte ihren Mitgliedern wenigstens Schutz gegen Verdächtigungen, aber das war auch Alles.

Von der Ausübung einer wirklichen Kunst konnte in diesem Kreise noch weniger die Rede sein, als auf der Berliner Vorstadtbühne, und das junge Mädchen sah sich gezwungen, auf einem engen Podium, und vor einer biertrinkenden, rauchenden Menge patriotische Lieder und Volksgesänge vorzutragen, die vielleicht an einem anderen Orte und in einer anderen Umgebung Beifall erregt hätten, hier aber durch die Schönheit der Sängerin getragen werden sollten.

Eine Weile hielt Elsa die geistige Tortur aus, dann brach sie seelisch zusammen.

Digitized by Google

Die Truppe hatte ein kleines Städtchen an der russischen Grenze erreicht, in welcher die Bevölkerung noch stumpfer zu sein schien, als an den bisher berührten Orten.

Am ersten Vortragsabend war der Saal kaum zum dritten Theil gefüllt, und der Direktor, welcher auf Elsa wegen ihrer lieblichen Erscheinung einigen Werth legte, sprach mit dem jungen Mädchen darüber.

„Es hilft nichts, liebes Fräulein," sagte der erfahrene Mann, „wir müssen das Repertoir ändern. Jede Gegend will mit ihrem Maßstabe gemessen werden. Ich setze einen Stolz darin, nicht als Leiter einer ordinären Gesellschaft, eines sogenannten Tingeltangels angesehen zu werden, aber diese Thatsache schließt nicht aus, daß der Inhalt unserer Vorträge — sagen wir 'mal, etwas humoristischer — werden muß. Auch die Toilette der Damen müßte — hm — ein wenig freier sein. Wenn Sie sich zum Beispiel entschließen könnten, in irgend einem Kostüm — natürlich einem ganz anständigen — aufzutreten, dann wäre schon viel gewonnen."

Es ward dem guten Manne offenbar schwer, mit seinem Vorschlag herauszurücken, er sträubte sich selbst dagegen, weil er den ersten Schritt auf die abwärts neigende Linie voraussah, aber du lieber Gott, die Kunst ging eben nach Brod.

Auch Elsa weigerte sich anfangs entschieden und war nur durch die dringendsten Bitten des Direktors endlich zu dem Versprechen zu bewegen, am nächsten Abend als „Postillon von Lonjumeau" aufzutreten.

Das neue Programm wurde in aller Hast gedruckt und vertheilt; am Schlusse desselben stand: „Postillonlied aus dem Postillon von Lonjumeau . . . Fräulein Elsa" und der Name war fett gedruckt.

Das zog.

Einige hatten bereits am letzten Vortragsabend das

Digitized by Google

junge, auffallend hübsche und frische Mädchen in einer kleidsamen und sehr decenten Gesellschaftstoilette gesehen, und die Ansicht, daß sie sich in der knappen Postillonsuniform nicht minder reizend, wohl aber um ein gut Theil pikanter ausnehmen werde, war selbst bis in das Kasino der kleinen Garnison gedrungen, und hatte die jungen Lieutenants veranlaßt — vorläufig in Civil — zu erscheinen.

Man mußte doch erst 'mal sehen, wie und wo, vielleicht ging's auch in Uniform.

Der Saal war gedrängt voll; an einem der vordersten Tische saß ein sonnenverbrannter, etwas ausländisch aussehender Mann von einigen dreißig Jahren; er war einfach, aber anständig gekleidet, und trug ein leichtes, sorgloses Wesen zur Schau.

Er studirte aufmerksam das Programm und trank ziemlich viel Grog, ohne dadurch in irgend einer Weise angegriffen zu werden; die einzelnen Gesangsnummern schienen ihn vollständig gleichgiltig zu lassen. Elsa — sie stand nur mit ihrem Vornamen auf dem Zettel — war bei den übrigen Vorträgen nicht betheiligt; der kluge Direktor hatte sie gewissermaßen als Dessert aufgespart und dadurch bei dem Publikum eine lebhafte Spannung hervorgerufen; es war Alles vortrefflich eingeleitet.

Da entstand plötzlich nach der vorletzten Nummer auf dem Podium eine lebhafte Bewegung; die Damen und Herren flüsterten eifrig miteinander, der Direktor lief mit hochrothem Gesicht hin und her, gestikulirte mit den Händen und trocknete sich die Schweißtropfen von der kühlen Stirn.

Das Publikum wurde ungeduldig und begann mit den Füßen zu scharren, Einige riefen Elsa's Namen, und der einzelne Mann an dem vordersten Tische legte das Programm aus der Hand und beugte sich vor.

Da trat der Direktor an die Rampe, und theilte „dem

Digitized by Google

hochverehrten Publikum" unter tausend Bücklingen mit, daß die letzte Nummer zu seinem unendlichen Bedauern ausfallen müsse, da Fräulein Elsa plötzlich unpäßlich geworden sei und nicht auftreten könne.

Das Publikum erhob sich murrend, und verließ den Saal; in wenigen Minuten war er öde und leer, und die Kellner begannen die Lichter auszulöschen.

Nur der Fremde war sitzen geblieben und trank gelassen sein Glas aus; als der Direktor mit rothem Gesicht an ihm vorüberstreifte, legte er die Hand mit unwiderstehlichem Druck auf seinen Arm und sagte: „Holla, Master, haben Sie einen Augenblick Zeit?"

Der aufgeregte Mann fuhr mit dem Kopf herum. „Was wünschen Sie — Herr?"

„Nur die Antwort auf eine Frage. Ist Fräulein Elsa wirklich krank geworden?"

„Nein," schrie der Direktor ausbrechend, „nein, und dreitausendmal nein! Aber verrückt ist das Frauenzimmer, gänzlich verrückt! Meinetwegen können Sie es allen Leuten erzählen, denn blamirt bin ich doch einmal — und eine Schändlichkeit ist es obendrein, so im letzten Augenblick zu erklären, daß sie nicht auftreten kann, oder, was dasselbe ist, nicht auftreten will! Als ob ich was Unrechtes von dem Racker verlangt hätte!"

Der Fremde lächelte leise und stand auf. „Ruhig, Mann, mit jungen Damen kann man nicht umspringen, wie mit Pferden. Hoffentlich wird dieser Vorfall das schöne Verhältniß nicht trüben?"

„Ich habe sie weggejagt," sagte der Direktor kurz und finster. „Meinetwegen kann sie hingehen, wohin es ihr beliebt, meinetwegen hinter den Zaun. Und wenn das so weitergeht, dann kommen wir noch Alle dahin."

Ueber das Gesicht des Fremden flog ein Schatten, und er nickte.

Digitized by Google

„Well, Sir, das weiß Keiner von uns. Seht, da macht der verwünschte Kellner das letzte Licht aus, und wenn jetzt Einer unter uns ist, der kein Dach hat, dann kann er nur gleich hinter den Zaun kriechen. Good bye, Sir!"

— — — — — — — — — — — —

Nach dieser Nacht ging die Sonne in dunkeln Wolken auf. Sie hatte der Menschheit und ihrer Sorgen halber wohl kaum Ursache, eine Ausnahme von der gewöhnlichen Sommerregel zu machen, denn es mochten von den Erdenbewohnern nicht mehr und nicht weniger eine schlaflose Nacht verbracht haben, als dies im Durchschnitt überall und zu allen Zeiten der Fall zu sein pflegt, aber es hatte den Anschein, als ob der Tag niemals wieder heraufkommen werde.

Weit draußen an den Ringmauern der Stadt, wo schon der Blick in die sandige, von Zwergkiefern umsäumte Gegend begann, hatte Elsa Stuhr in einem Gasthof dritten Ranges Unterkunft gefunden; dorthin war sie am Abend zuvor allein und flüchtigen Fußes durch die dunklen Gassen der Stadt geeilt und hatte sich in dem ihr eingeräumten Mansardenstübchen eingeschlossen.

Und nun, in den Vormittagsstunden dieses unendlich trüben Tages, fand sie sich bei einer halb zwecklosen und jedenfalls mechanischen Beschäftigung.

Es lag nicht in ihrer Natur, müßig zu grübeln; sie saß nicht, wie manche Andere es gethan haben würde, am Fenster ihrer Stube, um in das trostlose Wetter und in die trübe Gegend zu starren, aber was sie that, hatte nicht viel mehr Sinn.

Sie kniete vor ihrem Köfferchen und packte.

Freilich, das Verhältniß, welches ihr die Möglichkeit einer Existenz gegeben und sie so weit in die Fremde geführt hatte, war gelöst, und wenn es noch nicht der Fall gewesen wäre, Elsa fühlte, daß sie es hätte lösen müssen.

Digitized by Google

Es war ganz verständig und sogar selbstverständlich, einen Ort zu verlassen, der ihr durchaus keine Existenzbedingungen bot; aber — wohin und womit?

Sie hatte ihr Geld längst abgezählt und gefunden, daß es gerade zur Bezahlung von Kost und Logis reichte, das heißt, nicht einmal mehr für das nächste Mittagessen und nicht für das nächste Nachtlager. Das Dampfroß war bereit, sie nach jeder beliebigen Richtung in die Welt hinauszuführen, aber umsonst nicht einmal bis zur nächsten Station.

Was ein junges alleinstehendes Menschenkind, was ein Mädchen sonderlich in solchen Lagen beginnt, das steht vorgeschrieben im Buche der sozialen Geschichte unabänderlich.

Zuerst kommen die Thränen.

Auch sie können satt machen — auf einen Augenblick; auch sie können Schlaf bringen — auf eine Weile; aber Sättigung und Schlaf sind wie die Fata Morgana.

Dann kommt die Habe.

Es ist ja kein Weib so arm, daß sie nicht einen Schmuck besäße, nicht ein einziges Kleinod, und wär's der abgetragene Ring der Urahne, oder ein Konfirmationskreuz. Ach, das liegt so bleischwer in der Hand, die es hinträgt zum Trödler, und es liegt so federleicht auf seiner Wage; aber Hunger thut weh.

Dann — denn das vom Pfandgeld gekaufte Brod schmilzt zusammen wie Schnee — dann spalten sich die Wege.

Der eine führt hinab an die Stelle, wo der Fluß unter den Brückenbögen durchrauscht, und wo ein umsichtiger Magistrat in richtiger Erkenntniß der Dinge die Rettungsgürtel aufgehängt hat; der andere senkt sich tiefer — viel tiefer, und es sind die Meisten, die ihn gehen.

Wer hat da gesprochen von Arbeit?

Ach, wenn einem Jeden, der mit gefalteten Händen

Digitized by Google

und mit klopfendem Herzen darum bittet, wenn einem jeden von diesen Elenden die Arbeit, jenes heiligste Recht der Menschen, gegeben werden könnte, die soziale Frage wäre nicht nur um einen Schritt ihrer Lösung näher gerückt, sondern sie dürfte als gelöst gelten, denn die Trägheit ist das seltenste Laster in unseren Tagen.

Elsa Stuhr besaß nicht diejenigen Charaktereigenschaften, welche sie auf den einen oder den anderen der angedeuteten Wege hätten führen können, sie empfand einen instinktiven Schauder vor dem physischen wie vor dem sittlichen Untergang, und war entschlossen, mit der ihr eigenen, freilich nicht selten bedachtlosen Energie gegen das ihr drohende Schicksal anzukämpfen.

Daß sie es damals, als das Unglück mit dem Tode des Vaters über sie hereinbrach, ebenfalls blindlings und stürmisch gethan hatte, anstatt sich Zeit zu gönnen zum Abwägen, das fiel ihr jetzt schwer auf die Seele.

Jedes der schlichten, von einem müden Ton überhauchten Worte der Bänkelsängerin — ja, das war sie doch gewesen — kehrte in Elsa's Erinnerung zurück, und sie wußte jetzt ganz genau, daß Jene den Weg vorausgesehen hatte, auf welchem die Füße so unmerklich hinabgleiten — bis hinunter an den Rand des Abgrundes, und endlich über diesen hinaus.

Das wieder gut zu machen, war nun zu spät.

Und wie die mechanisch thätigen Hände des jungen Mädchens bei dem Einpacken der wenigen Sachen den letzten werthlosen Gegenstand faßten — ein kleines Notizbuch mit verblichener Stickerei — da flog die Erinnerung an jene letzten Stunden in Hamburg über ihre Seele.

Sie hatte dieses unscheinbare Buch — ein Geschenk der verstorbenen Mutter an den Vater — aus dem versiegelten Nachlaß des Letzteren an sich genommen, und als es ihr nun wieder unter die Augen kam, da entsann sie sich jenes

Digitized by Google

Gefühles unendlicher Verlassenheit, welches sie damals förmlich gezwungen hatte, eine vom Gesetz unter Strafe gestellte Handlung zu begehen.

Nein — einem Menschenkinde, welches so einsam geworden ist, daß es sich an eine todte werthlose Habe klammert, um nicht ganz zu verzweifeln, dem darf man nicht mehr planloses Handeln zum Vorwurf machen, ein solches Menschenkind greift wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, um mit ihm zu versinken.

Elsa Stuhr tauchte in ihren schwermüthigen Gedanken unter, sie saß auf dem nackten Fußboden vor ihrem Köfferchen mit gefalteten Händen, und hörte nicht, wie ein Schritt die Treppe heraufkam und eine Hand an die Thür pochte.

Es war die Wirthin des Gasthofes.

Die ältliche Frau, auf deren gutmüthigem Gesicht ein Ausdruck theilnehmenden Mitleids lag — sie hatte die Leute von dem gestrigen Abend reden hören, und machte sich wohl ihren Vers darauf — die Frau zupfte an ihrer Schürze und sagte: „Na, Fräuleinchen, Sie wollen also abreisen? Das ist wohl auch das Beste für ein so junges feines Ding; wer auf dem Wege mit Ehren gehen will, der muß hartmäulig sein, und nicht so hübsch wie Sie. Und ich wollte den Menschen eigentlich wegschicken, denn er sieht just nicht so aus, als ob er viel Gutes brächte, aber er läßt sich nicht abweisen. Wenn es ein neuer Direktor ist, was ich fast glaube, dann lassen Sie sich man nicht mit ihm ein, Fräulein, sondern weisen Sie ihm fix die Thür, und wenn es nöthig sein sollte, dann bin ich auch noch in der Nähe."

Elsa blickte zerstreut auf. „Von wem reden Sie, Frau Barthels?"

„Von einem Herrn, der absolut mit Ihnen sprechen will. Er ist unten und hat seinen Namen genannt — John Rast, oder so was Aehnliches."

Digitized by Google

Das junge Mädchen hatte diesen Namen nie gehört, und es mochte vielleicht seine Richtigkeit haben mit dem „neuen Direktor" oder so was Aehnlichem. Einen Augenblick zögerte sie mit der Antwort, und nickte dann leise mit dem Kopf.

„Es ist ja Alles einerlei," sagte sie ruhig, „Schlimmeres kann nicht kommen, als schon dagewesen ist; lassen Sie den Herrn eintreten, Frau Barthels."

Einige Minuten später schritt der Amerikaner über die Schwelle des kleinen Zimmers.

Er warf einen scharfen, prüfenden Blick um sich, ließ seine dunkeln Augen einen Moment auf der Gestalt des jungen Mädchens ruhen und sagte in seiner kurzen energischen Weise: „Also das sind Sie, Miß Stuhr. Verwünscht angenehm, Sie kennen zu lernen, mache Ihnen mein Kompliment. Wollen Sie mir eine Unterredung gestatten?"

„Darf ich zunächst fragen, mit wem ich die Ehre habe?" entgegnete Elsa, die sich von dem ungebundenen Wesen des Fremden unangenehm berührt fühlte.

„Ist gestattet. Mein Name ist John Rast, Deutsch-Amerikaner, Cirkuskünstler u. s. w. Seit gestern in diesem Nest anwesend. Well."

Elsa warf den Kopf zurück. „Dann irren Sie sich wahrscheinlich, mein Herr. Ich habe zwar seit gestern Abend mein Engagement gelöst, aber ich bin keineswegs gesonnen —"

Sie mußte unwillkürlich abbrechen und unter seinem forschenden, halblächelnden Blick die Augen niederschlagen.

„Bravo," sagte er halblaut, „ganz, wie ich mir Miß Elsa Stuhr gedacht habe. Ein bischen mit dem Kopf durch die Wand, aber immer Kopf oben. Kalkulir', daß Ihnen das Messer an der Kehle sitzt, mein Fräulein, und wenn Sie dennoch vor dem Sand der Manège eine noch größere Scheu haben, als vor den Brettern, so gefällt mir

Digitized by Google

das ganz ausnehmend. Sie haben das Zeug dazu, eine vortreffliche Hausfrau zu werden, Miß Stuhr, auf Ehre!"

„Mein Herr —"

„Auch dieses stolze ‚mein Herr' ist ausgezeichnet. Es beweist mir, daß ich mit meinen Gedanken ganz recht hatte. Saß nämlich gestern Abend in dem Konzertsaal da drüben, betrachtete mir den Programmzettel und kalkulirte, ob Sie in der letzten Nummer auftreten würden oder nicht. Sie thaten es nicht, Miß Stuhr, und da wußte ich gleich, wie der Wind weht. Wäre sonst vielleicht sofort wieder abgereist, um dem Hamburger Herrn zu melden, daß er seinen Kurs wo anders hinlegen solle, aber jetzt, wo ich vor Ihnen stehe, bin ich, doch froh, daß es nicht so gekommen ist."

Ueber das Gesicht des jungen Mädchens zog ein tiefes Roth.

„Ich verstehe von alledem kein Wort," sagte sie unsicher, „und ich muß Sie dringend bitten —"

„Soll geschehen, für ein bischen närrisch dürfen Sie John Rast schon halten, aber ich denke, daß wir Ordnung in das Garn kriegen."

Der wunderliche Geselle setzte sich, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, auf den nächsten Stuhl, zog das eine Bein nach seiner Gewohnheit an sich, und fuhr fort: „Also zunächst, mein liebes Fräulein — bitte, nehmen Sie doch auch Platz — so — also zunächst brauchen Sie keine Angst zu haben, daß ich Sie als schätzbare Kraft für meinen Cirkus engagiren will. Erstens habe ich keinen, sondern sitze gänzlich auf dem Trockenen, wie der Clown im Sande, wenn ihm der Gaul alle geworden ist; zweitens haben Sie zwar hübsche Füßchen, aber zwischen den Brettern der Bühne oder des Podiums und dem Hackebrett auf dem Rücken des bekannten alten Schimmels ist noch ein kleiner Unterschied. Unsicher und schwankend sind sie alle, mein Fräu-

Digitized by Google

lein, aber das letztere doch noch ein bischen mehr. Drittens pfeife ich allmälig auf die ganze sogenannte Kunst, und Sie, Miß Elsa, dürfen getrost Ihren hübschen Mund spitzen und mitpfeifen. Kalkulire, daß Sie es schon innerlich thun. Es ist ein Hundeleben, so ungefähr zwischen Heckenzaun und Spittel, das heißt für Unsereins, der nur seine Knochen hat; für Sie kann sich's 'was anders gestalten, aber nur, so lange die Haut glatt ist und die Lippe roth — na, Miß Elsa, Sie wissen ja schon, wie ich das Alles meine. Also darüber sind wir Beide einig, und nun zu dem Anderen. Ich kenne Ihre Lebensgeschichte ziemlich genau, so genau, wie eben ein Fremder sie kennen lernen kann, wenn er an Ihrer Person aus irgend einem Grunde das lebhafteste Interesse nimmt. Ich weiß, daß Sie in einem Anfall von Verzweiflung Hamburg verlassen haben, und damals sicherlich wünschten, niemals dorthin zurückkehren zu müssen. Hegen Sie noch diesen Wunsch?"

„Ich weiß es nicht," sagte das junge Mädchen leise, und Rast lächelte.

„Well, das ist eine furchtbar delikate Angelegenheit, und die kann man nicht mit Sporn und Peitsche traktiren. Wollen's versuchen. Also ich kam da in Berlin mit Ihrem früheren Direktor zusammen, einem Kameraden von mir aus der Manège, und der zeigte mir einen Brief, den er aus Hamburg erhalten hatte. Wollen Sie zunächst diesen Brief lesen, mein Fräulein, vielleicht kennen Sie die Handschrift und betrachten ihn als eine Art Legitimation, denn ich könnte ja ebenso gut ein Spitzbube sein, wie 'was Anderes."

Er zog das Schreiben aus der Brusttasche und reichte es dem jungen Mädchen hinüber, dann versenkte er sich in der Betrachtung seiner Stiefelspitzen.

Nach einer Weile blickte er wieder auf; das Schreiben

Digitized by Google

hatte in den zitternden Händen Elsa's eigenthümlich geknistert, und Rast fuhr mit einem leichten Lächeln fort: „Der Brief ist ganz geschäftsmäßig gehalten, mein Fräulein, und Sie dürfen daher getrost mit mir geschäftsmäßig darüber reden. Ich habe den Schreiber desselben in Berlin kennen gelernt — man fährt ja in ein paar Stunden herüber — und ich kann Ihnen eine Erläuterung dazu geben. Die „veränderten Umstände" beruhen darin, daß man in der Firma Leu nachträglich ein Guthaben Ihres verstorbenen Herrn Vaters an diese Firma entdeckt hat und den Wunsch hegt, Ihnen dasselbe zuzustellen. Es sind einige tausend Mark, Fräulein Stuhr. Ob die veränderten Umstände außerdem darin zu suchen sind, daß der alte Herr Leu plötzlich von einem Schlaganfall betroffen worden ist und am Rande des Grabes steht, das weiß ich natürlich nicht und kümmere mich auch als praktischer Amerikaner nicht darum. Jedenfalls mag das die Ursache sein, weshalb Herr Leu junior es nicht selbst unternommen hat, Sie aufzusuchen, um ein Unrecht der Firma wieder gut zu machen; er kann seinen kranken Vater eben nicht auf längere Zeit verlassen, und deshalb habe ich mich erboten, Ihren Aufenthaltsort zu erforschen, und — —"

Der Amerikaner machte eine kleine Pause, und holte tief Athem.

Es war ja mit Händen zu greifen, daß hier tiefere Beziehungen obwalten mußten, und Elsa Stuhr fühlte deutlich deutlich genug, daß der sonderbare Kauz, welcher ihr da gegenübersaß, diese Beziehungen kannte, oder zum Mindesten eine Ahnung derselben besaß. Sie war ihm in ihrem innersten Herzen dankbar, daß er trotzdem mit einer gewissen Feinheit lediglich die geschäftliche, hier so nebensächliche Seite der Angelegenheit betonte, und die angelegte Maske auch beibehielt, als er jetzt ein zweites Papier aus der Brusttasche zog, um es auf den Tisch zu legen.

Digitized by Google

„Es konnte vorausgesehen werden, mein Fräulein," sagte er mit seinem trockensten Tone, „daß Ihre pekuniäre Lage zur Zeit nicht als glänzend bezeichnet werden darf, und daß Ihnen vielleicht nicht einmal die Mittel zur sofortigen Rückkehr nach Hamburg zu Gebote stehen. Für diesen Fall hat Herr Leu mich mit einer auf Ihren Namen lautenden Anweisung versehen, und ich gestatte mir, sie zu überreichen. Sie werden es begreiflich finden, daß der vorsichtige Kaufmann nicht geneigt war, einem Fremden das Geld in Bar anzuvertrauen, allein diese Anweisung können Sie jeder Zeit versilbern. Und damit wäre auch dieser Theil meiner Aufgabe erledigt."

Man vernahm einen Augenblick das Rauschen des beginnenden Regens, der die dunklen Wolken langsam zu lösen begann, dann sagte Elsa Stuhr wie aus einem tiefen Traume erwachend: „Aber, mein Gott, ich begreife noch immer nicht, wie das Alles zusammenhängt —"

Der Amerikaner nickte dazu ganz eigenthümlich mit dem Kopfe.

„Mein liebes Fräulein," nahm er dann langsam das Wort, „wie sollten Sie diese Sache begreifen können? Da sitze ich vor Ihnen auf dem Stuhl, sehe Sie heute zum ersten Male in meinem Leben, und habe die weite Reise hierher gemacht, um Ihnen die Rückkehr in die alten Verhältnisse zu ermöglichen, und sagen wir es 'mal gerade heraus, um den Vermittler zwischen Ihnen und einem Anderen zu spielen; denn das Letztere ist doch wohl die Hauptsache bei der ganzen Geschichte. Das klingt so selbstlos, so unwahrscheinlich, so sentimental, daß ich mich da drüben in dem Spiegel beschauen und mich selbst auslachen möchte, wenn nicht noch etwas Anderes dahinter steckte. — Aber es steckt etwas Anderes dahinter, Miß Elsa, und auf die Gefahr hin, daß ich in Ihren Augen von einem gutmüthigen Narren zu einem abgefeimten, mit

Digitized by Google

allen Hunden gehetzten Abenteurer herabsinke, will ich Ihnen meine Beichte ablegen. — Sie müssen wissen, daß ich im Frühling dieses Jahres von Ostindien nach Europa reiste, und zwar auf dem von Ihrem Herrn Vater geführten Hamburger Schiffe ‚Neptun'. Der Steuermann dieses Schiffes, Klaus Brook, den Sie vielleicht kennen, vielleicht aber auch nicht kennen, dieser Steuermann und ich, wir Beide waren die einzigen Zeugen der letzten Stunden Ihres Vaters. In unsere Hände, genauer gesprochen, in diejenigen Brook's, hat der Sterbende ein Geheimniß gelegt, um deswillen die meisten Menschen geneigt sind, ihre Seele zu verkaufen und Verrath an dem Nächsten zu begehen. — Sie wissen, daß Ihr Vater vor zwei Jahren die ‚Möve' führte, welche bald darauf unterging, und daß er mit diesem Schiffe die ostindischen Gewässer befuhr. Sie wissen auch, daß der ostindische Archipel von Seeräubern wimmelt, und daß die Kauffahrer deshalb genöthigt sind, sich gegen die Angriffe dieses Gesindels gerüstet zu halten. Endlich ist Ihnen vielleicht auch aus den Erzählungen Ihres Herrn Vaters bekannt, daß er thatsächlich mit einem der schlimmsten Piratenschiffe, dem ‚Hai', einem Kampf auf Leben und Tod auszufechten gehabt hat. Well, das werden nun am 12. Oktober zwei Jahre, seitdem dieser Kampf stattfand, und die ‚Möve' durch einen besonders glücklichen Schuß den ‚Hai' mit Mann und Maus zum Sinken brachte. Mit Mann und Maus, sage ich absichtlich, denn Ihr Vater versicherte in seiner letzten Lebensstunde, daß kein Einziger von den Halunken davongekommen sei, und das ist mehr werth, als Sie von dieser blutigen Geschichte vermuthen werden, Miß Elsa. — Der Kampf hat damals in der gottverlassenen Felsbai einer kleinen wüsten Insel stattgefunden, und Kapitän Stuhr hat auch die Länge und Breite des Platzes aufgenommen, aber nicht etwa deshalb, weil ihn die Geschichte besonders interessirte,

Digitized by Google

sondern weil es just um die Mittagszeit war, und die Seeleute um diese Stunde das Geschäft der Messung vorzunehmen pflegen. Er hat auch seine Berechnungen vorschriftsmäßig in das Schiffsjournal und außerdem in sein Notizbuch eingetragen; das erstere liegt mitsammt der ‚Möve' auf dem Grunde des Meeres, das letztere —"

John Rast machte eine kleine Pause und fuhr dann fort: „Davon später. — Ihr Herr Vater hat wahrscheinlich mehr Kämpfe mit Piraten in seinem Leben durchgemacht, und die Sache ist schon halb seinem Gedächtniß entschwunden gewesen, da fällt ihm einige Tage vor seinem Tode — es wird wohl auf Java gewesen sein — eine Nummer des ‚New-Yorker Herald' in die Hände, und diese Nummer enthält eine ganz merkwürdige Notiz. Ich habe einen Ausschnitt derselben mit diesen meinen Augen gesehen, und den betreffenden Artikel gelesen, aber in meinem Besitz hat er sich niemals befunden, sondern ist auf eine Weise, die nicht hierher gehört, wieder verloren gegangen. Das ist übrigens auch ziemlich gleichgiltig, ob dieser Fetzen Papier, wie es den Anschein hat, ebenfalls in der Tiefe des Indischen Oceans ruht, oder ob er sich sonst irgendwo herumtreibt; es gibt genug Exemplare jener Nummer des ‚Herald' in der Welt, ich habe mir bei meinem Aufenthalt in Berlin eines verschafft. Hier ist es — Sie verstehen doch Englisch?"

Elsa nickte zerstreut.

Die Kunde, daß dieser jetzt vor ihr sitzende Mann eine Zeuge der letzten Stunden ihres Vaters gewesen sei, erschütterte sie bis in die Tiefe der Seele und machte sie unfähig, der seltsamen Erzählung mit voller Aufmerksamkeit zu folgen. Sie wußte noch gar nichts über die näheren Umstände, unter welchen ihr Vater sein Leben verloren hatte, nur die nackte Thatsache war ihr in Gestalt eines Telegramms unter die Augen gehalten worden. Dann hatten die Zeitungen

Digitized by Google

jene Nachricht bestätigt, und es war wohl auch eine amtliche Bescheinigung eingetroffen — aber das waren alles Formalitäten, die dem Bedürfniß eines Frauenherzens nicht genügen können. Elsa hätte herzlich gerne diesen ihr so gleichgiltigen Bericht unterbrochen und Fragen gestellt, aber es lag in dem Wesen des Amerikaners etwas Bannendes, dem sie nicht zu widerstreben vermochte.

Seine Stimme war vollkommen ruhig und geschäftsmäßig, aber aus seinen Augen leuchtete ein sonderbares Feuer, und man hätte fast glauben mögen, daß ein Irrsinniger hier seine Märchen spann, wenn die ganze nüchterne Erscheinung des Mannes dieser Annahme nicht widersprochen hätte.

Der Artikel des „New-Yorker Herald", welchen Rast blau angestrichen hatte und nun vor das junge Mädchen auf den Tisch legte, war aus New-York datirt, und lautete folgendermaßen:

„Unsere Leser werden sich vielleicht entsinnen, daß vor ungefähr anderthalb Jahren ein von der Firma Smith, Harder & Comp. hier nach Kalkutta befrachtetes Schiff, die ‚Mary', Kapitän Stevens, mitten im Ostindischen Archipel unter Umständen verschwand, welche darauf schließen ließen, daß es ein Opfer jener Piraten geworden sei, die noch immer ungeachtet aller angewandten Gegenmittel dieses Meer nebst dem Südchinesischen zu dem unsichersten der Erde machen. Das Schiff war neu und gut gebaut, die Mannschaft auserlesen, und die Führung tadellos; es herrschten zu jener Zeit keine Stürme und es ist auch nirgends ein Wrack angetrieben, Gründe genug, um die schon damals von uns aufgestellte Vermuthung zu unterstützen.

Das Verschwinden der ‚Mary' würde vielleicht überhaupt kein Aufsehen erregt haben, wenn nicht die Beschaffenheit ihrer Fracht hinzugetreten wäre. Diese bestand näm-

Digitized by Google

lich der Hauptsache nach — wenigstens qualitativ — in einer Anzahl Fäßchen, die insgesammt zwei Millionen Dollars in geprägtem Golde bargen und für eine Bankfirma in Kalkutta bestimmt waren.

Selbstverständlich war diese kostbare Ladung bei einer Anzahl Assekuranzen hinreichend versichert und rückversichert, und wir wollen gleich bemerken, daß die schließliche Auszahlung der in Verlust gerathenen Summe an die Firma Smith, Harder & Comp. bei der bekannten Kulanz unserer Versicherungsgesellschaften ohne Schwierigkeit erfolgt ist, so daß die Sache damit ihre endgiltige Lösung gefunden hat.

Immerhin aber ist es interessant, daß die von uns stets vertretene Ansicht jetzt nach anderthalb Jahren eine unerwartete Bestätigung gefunden hat. Vor einigen Tagen meldete sich nämlich auf dem hiesigen Seeamt ein Matrose, welcher zu der Mannschaft des verlorenen Schiffes gehörte, und dieser Mann berichtete, daß die ‚Mary' am 11. Oktober des verflossenen Jahres in der Nähe der Nikobaren von einem Piraten geentert, beraubt und angebohrt worden sei. Die Mannschaft habe ihren Tod theils im Kampf mit den Seeräubern, theils in den Wellen gefunden, er allein habe sich im Schiffsraum versteckt gehalten, und dann mittelst einer losgerissenen Planke von dem sinkenden Schiffe gerettet. Er ist endlich von einem Spanier aufgenommen worden, und hat erst nach anderthalb Jahren Gelegenheit gefunden, nach New-York zurückzukehren.

Wir vernahmen selbst den Matrosen auf unserer Redaktion und haben die unumstößlichen Beweise von der Wahrheit seines Berichtes erhalten; darnach ist die gesammte Summe von zwei Millionen Dollars in die Hände der Piraten gefallen, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dieselben nach der ungewöhnlich reichen Beute ihr blutiges Handwerk aufgegeben, oder in eine andere Gegend verlegt haben, denn nach den bestimmten Versicherungen

Digitized by Google

des Matrosen ist dieses Piratenschiff der im Ostindischen Archipel berüchtigte ‚Hai' gewesen, und seit jener Zeit hat man von dem ‚Hai' nichts mehr vernommen. Unser Gewährsmann will allerdings irgendwo — er entsinnt sich nicht mehr des Orts und der Zeit — ein dunkles Gerücht gehört haben, nach welchem auch dieses Piratenschiff in den Grund geschossen wäre, und es liegen in diesem Falle die Millionen vielleicht da, wo so vieles Andere liegt, aber auf solche Reden ist gewöhnlich nicht viel zu geben, im Uebrigen aber überlassen wir es unseren Lesern, sich das Walten der Gerechtigkeit nach Belieben auszumalen." —

Elsa Stuhr hatte diesen Artikel mit den Augen überlaufen. Sie verstand hinreichend Englisch, um seinen Inhalt ohne Mühe zu begreifen, aber sie erfaßte ihn doch nicht in seinem ganzen Umfang, oder sie hielt es nicht der Mühe werth, zu überlegen.

Diese Gleichgiltigkeit entging nicht dem forschenden Auge des Amerikaners und er schüttelte verwundert leise den Kopf.

Die ihm angeborene und anerzogene Ehrfurcht vor dem Dollar ließ es ihm unverständlich erscheinen, wie ein Mensch mit gesunden Sinnen bei Abhandlung dieses hochwichtigen Themas gleichgiltig sein, oder auch nur Gleichgiltigkeit heucheln konnte, und er sagte deshalb eifrig: „Vielleicht haben Sie das Zusammentreffen des Datums nicht ganz beachtet, Miß Elsa, obgleich gerade dieser Umstand von außerordentlichem Interesse ist. Am 11. Oktober findet die Beraubung der ‚Mary' durch den Piraten statt, und am 12. Oktober desselben Jahres, also genau einen Tag später, wird der ‚Hai' vom ‚Neptun' in den Grund geschossen. Glauben Sie, daß die Seeräuber Zeit gefunden haben, innerhalb dieser vierundzwanzig Stunden ihrem Raub einen sichereren Platz anzuweisen, als im Bauche des eigenen Schiffes?"

Digitized by Google

„Ich halte das nicht für wahrscheinlich," entgegnete das Mädchen nachdenklich.

„Well, ich auch nicht, es scheint mir sogar unmöglich. Eine so kostbare Beute muß in Ruhe getheilt werden, und war sie das schon, dann befand sie sich dennoch auf dem Schiffe, das heißt mit anderen Worten —"

„Jetzt auf dem Grunde des Meeres," ergänzte Elsa ruhig.

„Aber erlauben Sie!" rief der Amerikaner, die Arme hebend. „Das ist es ja gerade! Wenn sich das Gold mitten im Ocean befände, dann würde ich kein Wort darüber verlieren, es liegt da mehr verstreut, als ein Königreich werth ist. Aber der Platz befindet sich in unmittelbarer Nähe des Ufers, vielleicht nur einige Faden unter der Oberfläche des Wassers, in einer von Felsen geschützten und von Menschen nicht bewohnten Bai; er ist so genau bestimmt, daß man mit dem Finger darauf deuten kann, daß man nur unterzutauchen braucht, um das Geld zu heben. Ein paar Männer können das ohne Schwierigkeit bewerkstelligen, zur Noth bringt's Einer fertig, wenn er zu schwimmen versteht. Es fehlt nur noch Eines."

Else nickte. „Freilich, es fehlt nur Eines, nämlich die Kenntniß des Platzes. Ist es nicht so, Herr Rast?"

Sie schwiegen Beide einen Augenblick, dann nahm der Amerikaner wieder das Wort, und er sprach diesmal mit leiser, zögernder Stimme.

„Fräulein Elsa," sagte er, „Sie scheinen nicht zu wissen, welche unendliche Macht das Gold auf den Menschen ausübt. Bei Tag und Nacht sehe ich es blinken, ich sehe im Geiste, wie es seinen Schein bis auf die Oberfläche des Meeres wirft. Jener Steuermann Klaus Brook und ich, wir waren die einzigen Mitwisser des Geheimnisses, und wir hatten uns verbunden, seine Früchte zu genießen.

Digitized by Google

Wir Beide ganz allein, Miß Elsa. Die erste Folge dieser Verbindung war ein Verrath, den Brook an mir begangen hat. Goddam, ich zürne ihm nicht deswegen, wenn es in meiner Macht gelegen hätte, würde ich es vielleicht ebenso gemacht haben. Das ist eben der Fluch des Goldes. Ich faßte den Entschluß, auf eigene Faust zu handeln, aber dazu bedurfte ich Ihrer Person, denn die bewußte Aufzeichnung soll sich in einem Notizbuch des Kapitäns befinden, und dieses Buch ist wiederum in Ihren Händen. Begreifen Sie nun, daß ich auf Ihrer Fährte gewesen bin, wie der Wolf auf der Spur des Wildes; verstehen Sie jetzt, weshalb ich mich dem Herrn Leu gegenüber erbot, Ihren Aufenthaltsort ausfindig zu machen? Ich habe ihm mitgetheilt, daß ich am Sterbelager Ihres Vaters gestanden, und daß ich Ihnen die letzten Aufträge des Todten zu überbringen hätte — und er schenkte mir Glauben, denn ich konnte meinen Aufenthalt auf dem ‚Neptun' durch den Passagierschein nachweisen. — Was ich Ihnen zu überbringen hatte, Miß Elsa, das ist freilich nicht über meine Lippen gekommen, und denken Sie von mir, was Sie wollen, es sollte auch Ihnen gegenüber ein Geheimniß bleiben. Man findet ja mit einiger Geschicklichkeit immer Mittel und Wege, das Erforderliche aus einem harmlosen Mädchen herauszulocken, und Sie dürfen mir getrost glauben, daß ich so ziemlich mit allen Hunden der Welt gehetzt bin. Aber als ich zu Ihnen kam und in Ihre offenen ehrlichen Augen sah, da war es mir, als ob Sie zu betrügen die reine Unmöglichkeit sei. Es ist wohl 'was von Kameradschaftlichkeit dabei, denn Sie flattern in der Welt herum, wie ein aus dem Nest gefallenes Vögelchen, und ich bin in dem Wagen einer herumziehenden Seiltänzerbande geboren. Da müssen wir also mindestens so lange zusammenhalten, bis Sie in Hamburg eine reiche Kaufmannsfrau geworden sind, und ich den Hals gebrochen

Digitized by Google

habe. Kurzum, ich habe Ihnen die Geschichte herausgeplappert, und wenn Sie jetzt hübsch brav sein wollen, so sagen Sie mir, wo das bewußte Notizbuch zu finden ist; das Andere dürfen Sie mir dann getrost überlassen, und es versteht sich von selbst, daß wir hinsichtlich des Gewinnes aus dem Unternehmen Halbpart machen."

Elsa Stuhr hatte die lebhaften Worte des Amerikaners mit Kopfschütteln angehört. Es lag ja in demselben eine Art urwüchsiger Bewunderung, deren Wirkung sich kein Mädchenherz verschließt, daneben aber wiederum eine seltsame, fast verwilderte Rechtsanschauung.

Sie richtete ihre großen Augen auf John Rast, und frug: „Sie haben Ihren Bericht aus dem Munde meines verstorbenen Vaters; aus welchem Grunde hat der Sterbende Ihnen wohl diese Mittheilung in einer Stunde gemacht, wo der Mensch an seine eigene arme Seele zu denken pflegt, und nicht an vergängliche irdische Dinge?"

„Doch wohl in der Sorge, seinem Kinde ein Erbe zu verschaffen," entgegnete Rast verlegen.

„Hat er das ausgesprochen?"

„Nein, Miß Elsa, der Tod trat dazwischen."

„Er hätte nie daran gedacht," entgegnete das Mädchen ruhig. „Ich weiß nicht, welche Vorschriften das Recht für solche Fälle enthält, aber mein Gefühl sagt mir, daß jenes Geld, wenn es noch vorhanden ist und aufgefunden werden kann, Denjenigen gehört, denen es geraubt wurde oder die einen Ersatz dafür gewähren mußten. Das ist eigentlich so einfach, daß ein Kind es begreifen kann, und auch mein Vater wird es in seiner Todesstunde begriffen haben. Das, Herr Rast, ist das Erbtheil, welches er mir hinterlassen wollte; oder sind Sie darin anderer Meinung?"

Der Amerikaner lächelte. „Mein liebes Fräulein," entgegnete er in dem Tone aufrichtiger Ueberzeugung, „ich kehre mich den Henker an das, was die Köpfe der

Digitized by Google

Juriſten ausſpintiſiren. Das Geld iſt verloren, der Eigenthümer entſchädigt, und die Aſſekuranzen ſoll der Kukuk holen. Die nehmen's auch, wo ſie es herkriegen. Well! Was auf dem Grunde des Meeres liegt, das gehört Niemand, und wenn ich es herausfiſche, dann iſt es mein. Das iſt ſo einfach, daß ein Kind es begreifen kann. Aber wenn Sie anderer Meinung ſein ſollten —"

„Fräulein," ſagte die Stimme der Wirthin an der Thür, „der Herr Direktor iſt unten und wünſcht mit Ihnen zu ſprechen. Soll er heraufkommen?"

Elſe ſtand auf. „Wenn Sie einen Augenblick hier warten wollen, Herr Raſt, ich möchte noch Einiges von Ihnen über das Ende meines Vaters hören; den Direktor kann ich unten abfertigen."

Sie verließ das Zimmer, und Raſt blieb allein zurück. Er ſah ſich um, horchte hinaus und ſtand auf.

Während des Geſprächs hatten ſeine Augen die Umgebung gemuſtert und das offene halb gepackte Köfferchen auf dem Fußboden bemerkt. Oben auf lag ein altes geſticktes Notizbuch, daſſelbe, welches Elſa vor ſeiner Ankunft in der Hand gehalten, und das ſie als einziges Andenken ihres Vaters aus Hamburg mitgenommen hatte.

Auf dieſes Buch fielen die Augen des Amerikaners, und er ſtreckte haſtig die Hand darnach aus.

„Das wäre des Teufels," ſagte er leiſe, „wenn der Zufall mir zu Hilfe kommen ſollte. Die Kleine iſt reizend, aber ſie iſt närriſch. — Stehlen? John Raſt hat in ſeinem Leben noch nicht geſtohlen; pah!"

Das Notizbuch enthielt eine Art Kalenderführung aus den verfloſſenen Jahren, und erleichterte durch ſeine chronologiſche Ordnung das Nachſchlagen. Die flinken, etwas zitternden Hände John Raſt's durchblätterten es eilig, und da ſtand auf einer ſonſt unbeſchriebenen Seite in feſten Zügen:

Digitized by Google

„Nikobaren, den 12. Oktober, Mittags 12 Uhr.
8° 32′ 45″ nördliche Breite.
93° 25′ 67″ östliche Länge von Greenwich."

Darunter befand sich in etwas verwischten, flüchtig und gleichgiltig hingeworfenen Zügen die Notiz:

„Piratenschiff ‚Hai' in den Grund geschossen."

Die Augen des Amerikaners leuchteten. Er warf noch einen flüchtigen Blick um sich, zog entschlossen einen Bleistift aus der Tasche, schob die Manschette der linken Hand vor, und schrieb die Notiz in raschen Zügen darauf nieder.

Im nächsten Moment lag das Buch wieder auf seinem Platze, und als Elsa Stuhr eintrat, sagte John Rast mit vollkommen ruhiger Stimme: „Wenn es Ihnen recht ist, Miß Elsa, dann werde ich Ihnen jetzt über den traurigen Unfall berichten, welchem das Leben Ihres Herrn Vaters zum Opfer fiel."

Er blickte bei diesen Worten freilich nicht auf, aber die Augen des jungen Mädchens ruhten mit einem seltsamen Ausdruck auf ihm, als wenn sie wüßten, was inzwischen geschehen sei.

Zehntes Kapitel.

Die Friedhofserde bedeckte schon seit einigen Wochen Alles, was das wühlende Messer der secirenden Aerzte an Heinrich Jürgens' sterblichem Theil übrig gelassen hatten, und der einzige Kranz, den eine mehr mitleidige als dankbare Hand — die seiner alten Dienerin — auf den nackten Hügel gelegt, begann zu verdorren. Schneller als man es hätte glauben mögen, verblich die Erinnerung an den Todten, denn Diejenigen, welche den Lebenden beschimpft hatten, fanden in seinem entsetzlichen Ende eine hinreichende Sühne, und die es nicht wagten, weil sie noch in den Büchern des Wucherers standen, suchten ihre

Digitized by Google

Erinnerung an diese, wie an alle übrigen Thatsachen möglichst rasch zu verwischen.

Der alte Mann hatte keine Erben hinterlassen, und die Gerichte mußten mühsam nach Berechtigten suchen; das geschah nicht mit besonderem Eifer und nicht über die Pflicht hinaus, der Inhalt der hinterlassenen Bücher aber war zu verwirrt, und die Aussicht auf siegreiche Prozesse zu ungewiß, als daß man sich eingehend damit hätte befassen mögen.

Inzwischen aber spann die geschickte und leise tastende Hand der Kriminalpolizei feine, fast unsichtbare Fäden zu einem Netz.

Wie gewöhnlich knüpfte sie an einen kleinen unscheinbaren Umstand die ersten Maschen, und sie durfte sich in diesem Falle noch glücklich schätzen, ein wirkliches und unschätzbares corpus delicti zu besitzen.

Man hatte nämlich neben dem erbrochenen Pulte des Ermordeten ein starkes Taschenmesser gefunden, dessen etwas verbogene Klinge unzweifelhaft zum Sprengen des Schreibfaches benutzt worden war.

Daß der Raubmörder die Unvorsichtigkeit besessen hatte, einen ihm gehörigen Gegenstand am Ort der That zurückzulassen, erschien den erfahrenen Kriminalbeamten nicht ganz so wunderbar, wie es einem Laien vorkommen würde.

Es geschieht wohl zuweilen, daß am Orte eines Verbrechens absichtlich Sachen zurückgelassen werden, die alsdann natürlich dem Thäter nicht gehören, sondern auf eine falsche Spur leiten sollen; allein um diesen Zweck zu erreichen, müssen solche Gegenstände so handgreiflich sein — zum Beispiel in gezeichneten Taschentüchern und dergleichen bestehen — daß die Behörde sofort Verdacht schöpft, und ein geschickter Verbrecher deshalb so plumpe Fallen vermeidet.

Viel häufiger bleibt ein corpus delicti durch Zufall

Digitized by Google

am Thatort, oder vielleicht weniger durch Zufall, als vielmehr infolge jenes tragischen Verhängnisses, das, so lange die Welt steht, seine Hand über jeden Verbrecher hält und ihn irgend eine Thorheit, irgend eine Kopflosigkeit begehen läßt.

Es ist daher unter den Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft ein allgemeiner Brauch, sich vor Begehung eines Verbrechens sorgfältig aller Gegenstände zu entledigen, welche direkt auf ihre Person führen könnten, denn sie wissen, daß eine unbekannte Macht ihnen Dieses oder Jenes vom Körper oder aus der Hand reißen, und neben das Opfer werfen wird.

Die Kriminalpolizei hatte in dem vorliegenden Falle noch eine besondere Erklärung.

Es war offenbar von Anbeginn an nicht auf einen Raubmord, sondern lediglich auf einen Raub abgesehen. Wäre das Erstere der Fall gewesen, dann hätte der Thäter nach Beseitigung des Zeugen ruhig ausgeräumt; es fehlte jedoch nichts.

Es lag demnach auf der Hand, daß der Einbrecher schon im Beginn seiner „Arbeit" von Jürgens gestört worden war; er hatte ihn dann allerdings erschlagen oder erwürgt, aber diese vielleicht niemals vorbedachte, vielleicht nur für den äußersten Nothfall erwogene That hatte dann seinen Geist verwirrt, hatte ihm das Entsetzen auf den Nacken gehetzt, und so war es geschehen, daß er Alles von sich warf, einzig und allein, um schneller entfliehen zu können.

Freilich, es war nichts als ein Messer, welches die Polizei bei den Akten hatte, ein Taschenmesser von ganz gewöhnlicher Fabrikarbeit, wie es zu Tausenden hergestellt und von Tausenden geführt wird.

Kein neues Messer, das man in den Läden hätte herumzeigen können, um nach dem Verkäufer und durch

Digitized by Google

diesen nach dem Käufer zu forschen, sondern ein altes Exemplar, von einer Firma stammend, die nachweislich schon vor langen Jahren ihren Betrieb eingestellt hatte. Und dennoch fast zu wohl erhalten, um so alt zu sein. Wenn dieses Messer von seinem Besitzer tagtäglich gebraucht worden wäre, wie man Taschenmesser zu gebrauchen pflegt, dann hätte es von rechtswegen weit abgegriffener aussehen müssen, ja es hätte bei seiner sonstigen geringen Qualität eigentlich überhaupt nicht mehr existiren dürfen.

Diese Erwägung war vielleicht als müßiger, zufälliger Gedanke irgend einem Kriminalbeamten durch den Kopf gegangen, er mochte ihn so nebenbei hingeworfen und sofort in dem scharfsinnigen, erfinderischen Hirn eines Anderen allerlei Kombinationen wachgerufen haben.

Sie führten zu einer ganz genauen Untersuchung des Messers und da fanden sich denn am Horngriff, dem Auge kaum sichtbar, aber unter dem Mikroskop unzweifelhaft, irgend welche besondere Spuren. Nämlich ein ganz klein wenig Gummiarabikum, und über demselben ein Atom von Papier.

Nach Form und Umfang der dünnen Schicht Gummi hatte am Griff des Messers ein kleiner Zettel geklebt, das konnte nunmehr als festgestellt erachtet werden, und diese Entdeckung erschien einigen der gewiegtesten Detektivs so wichtig, daß sie schon mit den Händen in die Luft griffen, als ob sie den Mörder bereits am Kragen hätten.

Es bedurfte noch verschiedener Kombinationen, um aus der aufgefundenen Thatsache einen für die Untersuchung wichtigen Schluß zu ziehen.

Die Annahme, daß jenes nicht mehr vorhandene Stückchen Papier eine Preisnotiz enthalten haben könnte, lag nämlich so nahe, daß die Spur fast fallen gelassen worden wäre, wenn nicht noch zur rechten Zeit die Erwägung Platz gegriffen hätte, daß bei einem vor langen

Digitized by Google

Jahren gekauften Messer schwerlich noch Spuren der einstmals aufgeklebten kaufmännischen Bezeichnung vorhanden sein dürften, da letztere doch gewöhnlich unmittelbar nach dem Kaufe entfernt zu werden pflegt.

Es gewann darnach die Wahrscheinlichkeit Raum, daß auf dem Zettel irgend etwas Anderes gestanden habe, und das immer kostbarer werdende corpus delicti wanderte abermals unter eine noch schärfere Lupe, und von dort in die Hände des Gerichtschemikers. Die Wissenschaft stellte denn auch endlich aus den Einwirkungen, welche die Tinte durch das Papier hindurch auf die darunter liegende Gummischicht ausgeübt, mit einiger Sicherheit fest, daß auf dem Zettelchen eine Zahl gestanden habe, und daß diese Zahl wahrscheinlich, oder zum Mindesten möglicherweise 36 bedeuten könnte.

Abermals griffen die Hände der Detektivs fangartig zu, und einer von ihnen sprach in einer besonderen Konferenz die Ansicht aus, daß derartige kleine Zettel von den Gerichtsbehörden auf Asservate geklebt zu werden pflegen, um ihre Zugehörigkeit zu bestimmten Akten zu bezeichnen.

Also dieses Messer wäre bereits einmal ein corpus delicti gewesen, es hätte schon einmal zur Ausführung eines Verbrechens gedient?

Das klang fast wunderbar, und es wurde diesem Gedanken auch sofort entgegengehalten, daß gerichtliche Asservate solcher Art niemals in die Hände der Eigenthümer zurückkehren, daß sie vielmehr eingezogen und vernichtet werden.

Aber man befand sich dennoch auf der Spur.

Einem Verbrecher hatte das Messer jedenfalls gehört, und warum sollte derselbe diesen Namen erst durch die letzte That erworben haben? Es ist selten, daß die Geächteten der menschlichen Gesellschaft mit Uebertretung des fünften Gebotes beginnen; Mord ist zumeist der letzte Akt im Drama.

Digitized by Google

Wahrscheinlich hatte der Betreffende schon im Zuchthaus gesessen, er hatte schon einmal in seinem Leben eine Nummer getragen; und diese Nummer —

Einer der Kriminalbeamten begab sich in das Zuchthaus der freien und Hansestadt Hamburg; es war ein Griff in's Dunkle, aber man mußte doch irgendwo anfangen.

Der Beamte, welcher die Effekten der Sträflinge unter sich hatte, erklärte zunächst auf Befragen, daß jedem Verurtheilten bei seiner Einlieferung sämmtliche Gegenstände abgenommen, und in ein Buch eingetragen würden. Die betreffende Seite trüge die Nummer des Gefangenen und diese Nummer würde auf jedem der abgenommenen Stücke mit einem kleinen Zettel befestigt. Bei seiner Entlassung erhalte der Sträfling gegen Quittung seine sämmtliche Habe zurück.

Es wurde sodann das asservirte Messer dem Beamten mit der Frage vorgelegt, ob er es vielleicht kenne.

Der alte Mann setzte seine Brille auf, drehte die Klinge hin und her, schüttelte den Kopf und entgegnete: „Es ist möglich, daß ich das auch 'mal unter den Händen gehabt habe, aber es sind so viele Sachen da, ich weiß es nicht mehr."

Nun kam die fast athemlos gestellte Hauptfrage: „Ist in der letzten Zeit ein Sträfling entlassen worden, welcher die Nummer 36 trug?"

Der Beamte schlug sein Buch auf. „Ja, im Frühling dieses Jahres."

„Befand sich unter den ihm ausgehändigten Effekten ein Messer?"

Der suchende Finger glitt an der Kolonne hinunter.

„Allerdings; hier unter Buchstabe ‚g' steht ‚Ein Taschenmesser'."

„Wie hieß der Sträfling?"

„Karl Vollmann."

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Wenn auch in unseren Tagen die Einwohnerschaft großer Städte häufiger als früher zur Millionenzahl emporgestiegen ist, wenn auch die Hast des Lebens eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen den Nebenmenschen erzeugt, es ist dennoch dem Einzelnen nicht mehr möglich, in der Masse unterzutauchen und zu verschwinden.

Es wachen zu viele Augen über die Ordnung der Menge, es werden zu viele Bücher und Listen geführt, der Telegraph spielt zu rasch, und die Presse streut ihre Blätter in alle Winde.

Und gerade Diejenigen, welche sich aus Scham, aus Vorsicht oder Furcht am tiefsten verbergen möchten, gerade diese wissen, daß vornehmlich auf ihnen das wachsame Auge ruht, sie sind wie der Verbrecher in der Isolirzelle, der sich stündlich beobachtet fühlt und den Beobachter doch nicht sieht.

Auch Karl Vollmann konnte sich jenes unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Er wurde seit seiner Entlassung aus dem Zuchthause in keiner Weise belästigt, in dem Gassengewirr des Gängeviertels tauchte nur selten der Helm eines Schutzmanns auf, und noch seltener verließ er selbst das schirmende Dämmerlicht dieses besten aller Schlupfwinkel, aber dennoch war es ihm, als ob er mitten auf einem freien Platze in einem Glashause wohne, anstatt in dem verborgensten Gelaß der düstersten Gasse Hamburgs.

So sehnte er sich stündlich nach dem Augenblick, wo er mit Klaus Brook auf dem „Neptun" die alte Welt verlassen und jenseits des Oceans ein neues und freieres Leben beginnen sollte, und je näher derselbe heranrückte, desto heftiger ward seine Unruhe, und desto vorsichtiger jede seiner Handlungen.

Morgen endlich war dieser Tag.

Vollmann hatte seine armselige Habe in ein Bündel

Digitized by Google

zusammengeschnürt und lag nun auf der Strohschütte, die den ganzen Inhalt seiner Bettstelle ausmachte.

Er hatte das Bündel unter den Kopf geschoben, das Gesicht den unverhüllten Fenstern zugewandt und wartete nun, ob der Schlaf wohl kommen und ihn über die Stunden dieser letzten Nacht hinwegtäuschen werde. Am Himmel stand der Vollmond und warf einen ganz schmalen Streifen Licht in das öde, nackte Gemach; auf der Gasse war es so stille wie in einer Gruft. Fast unnatürlich stille.

Sonst vernahm man doch um diese Zeit — denn es war noch nicht spät — hier und da das Gröhlen eines betrunkenen Mannes, oder das Keifen einer Weiberstimme; seltener, aber um so ergreifender in dieser Umgebung, das Weinen eines Kindes, heute aber war Alles still, wie das Schweigen des Todes.

Der Zuchthäusler stützte sich auf den Ellenbogen und stieß einen Fluch aus.

Er pochte mit der Faust an das Holz der Bettlade und horchte dann, ob nicht wenigstens seine treuesten Genossen der Einsamkeit, die Ratten und Mäuse, sich regen und mit ihrem unheimlichen Rascheln die Stille unterbrechen möchten. Als auch diese Handlung eines überreizten Hirnes ohne Erfolg blieb, sprang er mit gleichen Füßen auf die Diele und lauschte.

Es hatte doch irgend etwas sein Ohr getroffen, irgend etwas, von dem er sich kaum Rechenschaft zu geben vermochte, was vielleicht nur mit dem Instinkt eines gehetzten Wesens geahnt werden kann, aber doch vorhanden ist und gleichsam in der Luft schwebt.

Nein — es war wirklich da und kam mit leisem, ganz leisem Knacken über die Stufen der Treppe heraufgeschlichen. Man vernahm das Wispern von menschlichen Stimmen und das Tasten von Händen.

Digitized by Google

Karl Vollmann warf einen wilden Blick um ſich, der in der dunkelſten Ecke des Zimmers haften blieb.

Dort befand ſich eine kleine Tapetenthür, die irgend eine Stiege hinauf- oder hinunterführen mochte, zur Bodenluke oder in den Keller. Es war vielleicht möglich, ſich in einem Winkel zu verkriechen, der noch finſterer war, als dieſes elende, wüſte Gelaß, ja es hatten kühne und gehetzte Verbrecher ſchon den Verſuch gemacht, über Dächer und Dachrinnen gleich Katzen hinweg zu klettern, und ſo das armſelige Leben einer armſeligeren Freiheit halber auf's Spiel zu ſetzen.

Wozu?

„Sie graben Dich aus Deinem Bau, wie man einen Dachs gräbt; ſie ſchießen Dich von den Dächern, wie man Spatzen ſchießt; und wenn Du dann endlich zähneknirſchend Deine Hände doch den Feſſeln darbieten mußt, dann wird Dein ſo natürlicher Freiheitstrieb noch als Schuldbewußtſein ausgelegt, und Dein Schuldkonto wächst in das Ungemeſſene."

(Fortſetzung folgt.)

Eine verzweifelte Fahrt.

Erzählung von **H. Oskar Klaußmann.**

Mit Illustrationen von W. Stöwer.

(Nachdruck verboten.)

Auf der oberschlesischen Eisenbahnstation Vossowska stand an einem Herbstabend des Jahres 1865 der gemischte Zug 26, zur Abfahrt nach Tarnowitz bereit.

Vossowska, heute eine große Station der Linie Tarnowitz-Breslau, bestand damals nur aus einer Anzahl von mitten in kolossalen Waldungen liegenden Gebäuden, welche für den Dienstbetrieb der Station und als Beamtenwohnungen dienten. Die Station lag fast halben Weges an der Sackbahn Oppeln-Tarnowitz, die von der Hauptlinie der oberschlesischen Eisenbahn in den nördlichen Industriebezirk abzweigte, aber nur eine untergeordnete Bedeutung hatte.

Es verkehrten nur Güterzüge und einige gemischte Züge, die der Volkswitz treffend „Bummelzüge" nennt. Die Strecke führte fast ununterbrochen durch alte, sehr wildreiche Forste, die dem Fürsten Hohenlohe und anderen Magnaten jener Gegend gehörten. In den Forsten lagen verstreut kleine Ortschaften, von denen die Bahnstrecke einige berührte. Die Einwohner bebauten die ärmliche Scholle, arbeiteten in den Wäldern gegen Tagelohn oder in den Galmeibergwerken, in denen man das werthvolle Zinkerz gräbt, die aber damals erst im Entstehen begriffen waren und den groß-

Digitized by Google

artigen Aufschwung nicht ahnen ließen, den sie bis heute genommen haben. —

Der Herbsttag war stürmisch und regendrohend. Der Lokomotivführer Lederer, der den gemischten Zug nach Tarnowitz fahren sollte, hüllte sich fröstelnd in seinen Kaputzenmantel, als er sich von dem Stationsvorsteher verabschiedete und nach seiner Lokomotive ging. Bevor er sie erreicht hatte, hemmte er seinen Schritt, um sich noch von seiner jungen Frau und seinem sechsjährigen Knaben zu verabschieden, die auf dem Bahnsteige erschienen waren.

„Du kommst erst morgen früh zurück?" fragte Frau Lederer ihren Gatten.

„Jawohl," entgegnete dieser, „heute habe ich Rangirdienst in Tarnowitz, komme daher erst morgen mit dem ersten gemischten Zuge um fünf Uhr zurück. Dafür bin ich dann den ganzen Tag dienstfrei. Nun leb' wohl, Marie! Und Du, Bruno, mein Junge, sei recht artig, ich bringe Dir auch etwas mit. Doch höre einmal, Marie, der Junge kommt mir heute so still vor, er ist doch nicht krank?"

„Mir ist das auch schon aufgefallen," antwortete die Frau, „wahrscheinlich hat er sich bei dem naßkalten Wetter erkältet. Ich werde ihn zeitig zu Bett bringen!"

Es läutete zum dritten Male. Lederer küßte noch einmal Frau und Kind, dann sprang er auf die Lokomotive, gellend ertönte die Pfeife, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Bevor er um die Biegung der Strecke verschwand, blickte Lederer noch einmal von seinem Führerstande zurück, um Weib und Kind zum Abschied zuzunicken.

Die Frau winkte mit ihrem Taschentuche, dann ging sie hinüber nach dem seitab liegenden Beamtenhause, in welchem Lederer seine Dienstwohnung hatte. Sie betrachtete prüfend unterwegs den schweigend neben ihr hergehenden Knaben. Er war gar nicht wie sonst, seine Lebhaftigkeit war

Digitized by Google

Lederer küßte noch einmal Frau und Kind, dann sprang er auf die Lokomotive. (S. 72.)

Digitized by Google

verschwunden, den Kopf trug er gesenkt, und das Gehen schien ihm schwer zu fallen.

Marie hatte die Veränderung im Wesen des Knaben schon seit einigen Stunden bemerkt, aber dem Gatten gegenüber davon geschwiegen, weil sie ihn vor der Abfahrt nicht beunruhigen wollte. Hing er doch mit einer überschwänglichen Liebe an diesem einzigen Kinde, dem er jeden Augenblick seiner freien Zeit opferte, um ihm kleine Maschinenmodelle und anderes mechanisches Spielzeug anzufertigen.

Als Frau Lederer nach Hause kam, sah sie, daß der Knabe verschleierte, thränende Augen hatte, er klagte über Müdigkeit und wollte in's Bett gebracht werden, obgleich noch einige Stunden bis zu seiner sonstigen Schlafenszeit fehlten.

Marie erfüllte den Wunsch des Kindes und überlegte dann, was sie thun solle.

Der nächste Arzt, der zur Verfügung stand, wohnte in dem mehr als eine Meile entfernten Orte Malapane, wo er auf dem königlichen Eisenhüttenwerk als Werkarzt angestellt war. Wenn sie den Stationsvorsteher bat, nach Station Malapane eine Depesche zu senden, die den Arzt herbeirief, konnte dieser mit stets verfügbarem Gespann in einer Stunde am Krankenbette des Kindes sein. Sie beschloß daher, noch zu warten, weil sie hoffte, es handle sich da nur um eine leichte Erkältung, die man mit Hausmitteln beseitigen könne.

— — — — — — — — — — — —

Von Bossowska bis Tarnowitz beträgt die Strecke gut sechs deutsche Meilen, der gemischte Zug legte sie in drei Stunden zurück, und trotz der Finsterniß der frühen Herbstnacht kam Lederer glücklich an. Das Wetter war sehr unangenehm geworden. Mit Beginn der Dunkelheit hatte sich ein sehr starker Wind erhoben, der bis Mitternacht sich zum Sturm ausbilden mußte, dazu fiel ein feiner Sprühregen, der wie Nebel sich im Winde zusammenballte.

Digitized by Google

Als der Zug in Tarnowitz angekommen war, erklangen durch elektrische Kraft die gesammten Läutewerke neben den Bahnwärterhäusern auf der ganzen Strecke dreimal und gaben damit das sogenannte Ruhesignal. Es deutete an, daß die Bahnwärter nach Hause gehen könnten, da bis zum ersten fahrplanmäßigen Morgenzuge der Verkehr auf der Strecke ruhe. Die Bahn hatte eben so wenig Verkehr, daß man auf einen Nachtbetrieb vollständig verzichten konnte.

Lederer ruhte sich etwas aus, dann begann der Rangirdienst, der nothwendig war, um die an der Kopfstation aufgegebenen Wagen mit Zink- und Silbererz, mit Eisensteinen, Roheisen, Langholz u. s. w. so zu ordnen, daß die am nächsten Tage abgehenden Güterzüge sie bequem auf den betreffenden Stationen abhängen konnten.

Kurz vor elf Uhr Nachts war Lederer mit seinem Dienste fertig; er ließ die Maschine unter leichtem Feuer stehen, da er schon nach sechs Stunden wieder abfahren sollte, und erlaubte dem Heizer, nach dem Dienstzimmer im Lokomotivenschuppen zu gehen und sich dort schlafen zu legen. Er selbst beschloß, noch nach dem Restaurant des Stationsgebäudes zu gehen, da er während des Rangirens gesehen hatte, daß die Wartesäle noch zum Theil erleuchtet waren. Er hoffte noch Gesellschaft zu finden, mit der er ein Stündchen verplaudern konnte. Am nächsten Tage war er ja doch nach kurzer Fahrt dienstfrei und konnte schlafen, so lange er wollte.

Als er auf den Bahnsteig kam, traf er den Stationsassistenten Hübner. „Gut, daß Sie kommen, Lederer!“ sagte dieser. „Ich wollte soeben einen Boten suchen, der Ihnen eine Depesche überbringen sollte.“

„Eine Depesche für mich?“ fragte Lederer etwas bestürzt.

„Ja, kommen Sie nur mit in das Dienstzimmer.“

Digitized by Google

Wenige Minuten später hielt Lederer in seinen Händen, die vor Aufregung und Schreck zitterten, folgendes Telegramm:

„Von Vossowska nach Tarnowitz. Dienstsache. Hiesige Station bittet Tarnowitz, dortigem Lokomotivführer Lederer zu sagen, daß sein Kind an Rachenbräune schwer erkrankt ist. Hüttenarzt Malapane ist verreist und anderweitige Hilfe nicht aufzutreiben. Lederer soll morgen mit erstem Zug wenn möglich Arzt aus Tarnowitz mitbringen."

Lederer war einige Minuten wie betäubt. Er konnte die Schreckensnachricht zuerst gar nicht fassen. Allmälig erst kam ihm das Verständniß. Sein einziges Kind, das Glück seines Lebens, schwebte in Lebensgefahr, und es war keine Möglichkeit, ihm Hilfe zu bringen! Und er sollte unthätig hier stundenlang sitzen, während jede Verzögerung über das Leben des Kindes entschied?!

„Wecken Sie morgen eine Stunde vor Abfahrt des Zuges den Doktor Schlutow, der hier dicht beim Bahnhofe wohnt, und bitten Sie ihn, mitzufahren. Er kann mit Ihnen bis acht Uhr in Vossowska sein. Die Sache wird ja so schlimm nicht stehen — Mütter sind eben immer übermäßig ängstlich!"

„Das verstehen Sie nicht, Sie sind nicht verheirathet!" fuhr Lederer auf. „Bis morgen früh acht Uhr soll das arme Kind auf Hilfe warten? Bis dahin ist es vielleicht todt! Und ich soll hier unthätig sitzen und wissen, daß mein Kind mit dem Tode ringt! Nein, das ertrage ich nicht!"

„Ja, was wollen Sie denn sonst thun?" fragte Hübner. „Wenn Sie auch einen Wagen nehmen wollten, um den Arzt von hier aus nach Vossowska zu fahren, so kämen Sie doch bei dem Hundewetter und der Finsterniß nicht früher an, als mit dem Zuge."

„Mein Kind! Mein armer, kleiner Bruno!" stöhnte der geängstigte Vater.

Digitized by Google

„Hier hilft nichts, als stillhalten und das Beste hoffen!“ sagte Hübner philosophisch. „Legen Sie sich ruhig noch ein paar Stunden schlafen. Ich muß das Büreau schließen! Gute Nacht, ich wünsche, daß Alles gut abläuft!“

Draußen in der finsteren Nacht stand Lederer. Der Sturm zauste an seinem Mantel, der Regen peitschte sein Gesicht. — Halb zwölf Uhr! Ob sein Kind noch lebte? Ob ärztliche Hilfe noch etwas nutzte, wenn sie erst am nächsten Morgen kam? Lederer kannte nur zu genau den gefährlichen Charakter dieser Krankheit, die man heute mit dem Namen Diphtheritis bezeichnet, und gegen welche die Wissenschaft noch kein Heilmittel gefunden hat. Nur wenn ganz frühzeitig Hilfe geleistet wird, ist die Gefahr abzuwenden.

Er eilte in die Stadt und versuchte einen Wagen aufzutreiben, den er mit dem Arzte hätte nach Vossowska senden können. Wenn der Wagen auch nur wenig früher eintraf, als der Zug, so war doch jede Minute Zeitersparniß von Vortheil und bedeutete möglicherweise die Rettung des Kindes. Doch vergeblich war sein Bemühen. Niemand hatte Lust, bei dem Unwetter in finsterer Nacht und auf schlechtem Waldwege die Fahrt zu unternehmen.

Da faßte der geängstigte Vater einen verzweifelten Entschluß. Er lief nach dem Hause des Doktors Schlutow und zog die Nachtglocke. Der Arzt erschien nach einiger Zeit am geöffneten Fenster seiner im ersten Stock belegenen Wohnung und fragte, wer da sei.

„Lokomotivführer Lederer,“ lautete die Antwort. „Herr Doktor, mein Kind hat die Bräune, es ist in größter Gefahr!“

Der Arzt warf den Hausschlüssel aus dem Fenster und rief: „Oeffnen Sie die Thür und kommen Sie herauf, ich werde mich unterdessen ankleiden.“

Lederer tastete sich in dem dunkeln Hause zurecht und

Digitized by Google

Der Arzt erschien nach einiger Zeit am geöffneten Fenster. (S. 77.)

Digitized by Google

stand endlich vor dem Arzte, einem noch jungen Manne, der wohl erst seine Praxis angefangen hatte.

„Beschreiben Sie mir schnell den Zustand Ihres Kindes!" sagte der Arzt. „Ich kann dann gleich einige vorräthige Medikamente mitnehmen. Bei dieser Krankheit ist große Eile bei der Hilfsleistung nothwendig. Sie wohnen hier in der Stadt?"

„Nein, Herr Doktor," versetzte Lederer und erzählte dann mit fliegendem Athem, wo er wohne, wie er die Nachricht erhalten habe, und daß keine andere ärztliche Hilfe, als von Tarnowitz aus beschafft werden könne.

Der Arzt schien etwas unwillig zu werden. „Deshalb hätten Sie mich doch jetzt nicht herauszuklingeln brauchen," versetzte er. „Es ist eine Stunde nach Mitternacht, und der nächste Zug geht erst um fünf Uhr Morgens. Was soll ich denn jetzt thun?"

„Mit mir kommen, Herr Doktor!" rief Lederer verzweifelt. „Sie können mein Kind retten, wenn Sie nur wollen. Draußen vor dem Bahnhofe steht meine Lokomotive unter Dampf. Wenn wir sie besteigen, bringe ich Sie in weniger als einer Stunde nach Vossowska, und mein Kind ist gerettet!"

„Sie sind von Sinnen! Jetzt bei Nacht, wo der Betrieb ruht, wollen Sie ohne Signale und ohne daß die Maschine wenigstens den Stationen gemeldet ist, sechs Meilen fahren? Auf der ersten Zwischenstation schon würden wir entgleisen, weil die Weichen nicht richtig stehen."

„Nein, Herr Doktor, es ist gar keine Gefahr, glauben Sie mir. Auf den Zwischenstationen wird nur bis Abends acht Uhr rangirt, dann werden sämmtliche Weichen und Auskreuzungen so gestellt, daß sie für den ersten Zug, der früh von hier abgeht, richtig stehen. Wir können also ungehindert passiren. Durch die Stationen fahre ich auch langsamer."

Digitized by Google

„Aber die Wegübergänge sind nicht geschlossen, und kein Gespann oder kein Fußgänger, der das Geleise passirt, erwartet jetzt einen Zug. Wir könnten das größte Unheil anrichten."

„Nein, nein!" beschwichtigte Lederer. „Darum brauchen Sie keine Sorge zu haben. Ich kenne die Bahnstrecke wie meine Tasche und werde an den Hauptübergängen langsam fahren. Außerdem ist jetzt um diese Zeit und bei diesem Wetter kein Mensch auf den einsamen Straßen, die durch die großen Wälder führen."

„Aber was Sie da thun wollen, ist gegen Ihre Instruktion, die ich als Bahnarzt ganz gut kenne," wandte der Doktor ein. „Sie dürfen diese Fahrt nicht machen, sonst verlieren Sie Ihren Posten und sind verantwortlich für allen Schaden, der entsteht."

„Was liegt mir daran, wenn ich nur mein Kind retten kann. Sie können es retten, Herr Doktor! Nur an Ihrem Willen liegt es! Auf meinen Knieen beschwöre ich Sie, kommen Sie mit mir. Haben Sie Erbarmen mit meiner Verzweiflung!"

Der Doktor gab nach. — — — — — — —

Wie eine Gespenstererscheinung jagte die einsame Lokomotive durch die Sturmnacht. Lederer hatte seinen Heizer nicht geweckt, um nicht unnützes Aufsehen im Schuppen zu erregen. Er hatte nur von dort einen Kaputzenmantel für den Arzt geholt, damit dieser sich einigermaßen gegen den strömenden Regen schützen konnte; dann hatten Beide die Lokomotive bestiegen, in deren Feuerung Lederer eine Kanne Oel schleuderte, um schleunigst Dampf von gehöriger Spannung zu erhalten. Langsam waren sie dann in die Nacht hinausgefahren, die Schnelligkeit der Maschine aber nahm zu und wurde nur gemindert, als man die erste Station, Friedrichshütte, passirte. Die Weichen standen richtig, und man kam glücklich hindurch.

Digitized by Google

Der Arzt ließ sich auf den Kohlen des Tenders nieder und versuchte den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Lederer theilte seine Aufmerksamkeit zwischen der Kesselfeuerung und dem gleichmäßigen Gang der Maschine, auf etwas Anderes achtete er bei dieser waghalsigen Fahrt durch die Sturmnacht nicht, da dies doch zwecklos gewesen wäre.

Es gab so viele Möglichkeiten für ein Unglück, daß Menschenkraft und Menschenvorsicht ein solches nicht verhindern konnten.

Man mußte eben Alles dem Schicksal überlassen.

Wahrscheinlich ahnte der junge Arzt, der sich so hilfsbereit zur Fahrt entschlossen hatte, nicht, in welcher Gefahr er eigentlich schwebte, sonst hätte er wohl nicht an das Schlafen gedacht.

Zawadzki, die letzte Station vor Vossowska, war passirt. Noch ungefähr 1¼ deutsche Meilen waren zurückzulegen. Bis jetzt war Alles gut gegangen. Lederer sah nach seiner Uhr. Es war eine Stunde seit der Abfahrt verflossen, in einer Viertelstunde konnte der Arzt am Krankenbette des Kindes sein, wenn Lederer die Lokomotive in der Nähe des Beamtenhauses, in dem er wohnte, anhielt.

Je näher der verzweifelte Mann seinem Hause kam, desto aufgeregter wurde er. Er öffnete den Dampfzufluß noch mehr und riß die Feuerbüchse auf, um neue Kohlen aufzuwerfen. Während er sich gerade zu der Feuerung herunterbückte, erhielt die Lokomotive plötzlich einen Stoß. Ein fürchterlicher Schrei ertönte. Lederer sprang auf und beugte sich hinaus, so weit er nur konnte.*)

Auf einen Augenblick bemerkte er, daß man gerade einen Wegübergang über das Schienengeleise passirte, das unbestimmte Licht, das aus der geöffneten Feuerbüchse drang,

*) Siehe das Titelbild.

Digitized by Google

hatte ihn dies erkennen lassen — im nächsten Augenblicke umgab ihn wieder Finsterniß.

„Was war das?" fragte der Arzt, der erschreckt aufgefahren war.

„O, nichts weiter, wahrscheinlich ein Stein, der sich zwischen die Schienen geklemmt hat," versetzte Lederer mit stockendem Athem. „Wir sind sofort da. Nur noch einige Minuten!"

Er mäßigte den Gang der Maschine, aber er that es nur mechanisch, wie im Traume. Der fürchterliche Schrei, den er gehört, hatte nahezu sein Herz zum Stillstand gebracht.

Er konnte sich ja denken, was geschehen war. Ein Fuhrwerk hatte sich ohne Zweifel auf dem Wegübergange befunden, als die Lokomotive denselben passirte. Sie hatte das Fuhrwerk gefaßt, das bewies der schwere Stoß, den sie erlitt, und wahrscheinlich waren die Insassen des Wagens verunglückt — todt und verwundet! — —

Da war das Beamtenhaus! Lederer ahnte die Nähe desselben mehr, als er das Gebäude erkannte. Die Lokomotive stand, und der Arzt begab sich, geführt von Lederer, nach dem Hause. Aus dem Stockwerk im Giebel schimmerte Licht. Dort war die Wohnung des Lokomotivführers, dort rang das Kind mit dem Tode. Um dieses Kind zu retten, hatte er andere Menschen getödtet und verstümmelt!

Lederer stöhnte laut auf. Mühsam schleppte er sich die Treppe hinauf. Seine Frau öffnete auf sein Klopfen.

Das Kind lebte noch!

Lederer sah sein aschfarbenes Gesichtchen, hörte sein röchelndes Athmen! In seinen Ohren tönte wieder der furchtbare Schrei, den er vor wenigen Minuten an dem Wegübergange gehört. Die furchtbare Spannung, die ihn stundenlang beherrscht hatte, wich jetzt, als er sein Ziel

Digitized by Google

erreicht hatte. Seine Kräfte waren zu Ende. Ohnmächtig sank er zu Boden.

— — — — — — — — — — — —

Es war schon heller Morgen, als Lederer aus seiner Betäubung erwachte, und lange dauerte es, ehe er vollständig Herr seiner Sinne werden konnte. Ein rasender Kopfschmerz verhinderte sein klares Denken, seine Glieder waren fast bewegungsunfähig, und in seinen Gelenken lag es wie Blei. Nur sehr langsam konnte er sich die Ereignisse der letzten Nacht wieder vergegenwärtigen. Dabei fühlte er eine Theilnahmslosigkeit in seinem Innern, die ihn vor sich selber erschaudern ließ. Er hatte den Tod oder die Verwundung eines, vielleicht mehrerer Menschen verschuldet — und das war der Preis, den er für das Leben seines Kindes eingesetzt hatte!

Durfte er das? Durfte er es retten auf Anderer Kosten?

Und war vielleicht dieser Preis nicht doch umsonst bezahlt? Lebte sein Kind überhaupt noch?

In dem Raume, in dem sich Lederer befand, und der ihm doch sein eigenes Wohnzimmer zu sein schien, herrschte eine unheimliche Stille. Er versuchte den Kopf zu heben, aber es gelang ihm nicht. Stöhnend ließ er ihn wieder auf das Kissen sinken. Sein Stöhnen aber rief die Frau herbei. Er sah ihr verweintes, abgehärmtes Gesicht über sich gebeugt.

„Marie!“ flüsterte er.

„O Mann, wie glücklich bin ich, daß Du wieder bei Bewußtsein bist. Der Arzt glaubte zuerst, es sei ein Schlaganfall.“

„Was macht Bruno, lebt er noch?

„Gott sei Dank, ja! Der Arzt hat ihn operirt; wenn die Hilfe eine Stunde später gekommen wäre, hätte unser armes Kind rettungslos ersticken müssen. Der Arzt meint,

Digitized by Google

es wäre jetzt aus aller Gefahr. Er kommt noch einmal, um nach Bruno zu sehen, bevor er nach Tarnowitz zurückfährt. Er ist jetzt zu den Verwundeten gerufen worden, die am Wegübergange überfahren worden sind. Ein Mann soll todt und zwei Frauen und ein Kind schwer verletzt sein. Ich weiß aber nichts Näheres, habe dies erfahren von dem Hilfsweichensteller, der kam, um den Doktor zu rufen. Versuche jetzt nur noch zu schlafen, lieber Mann, für Dich ist Ruhe das Wichtigste. Wenn der Doktor kommt, rufe ich Dich."

Sie drückte einen Kuß auf Lederer's Lippen und ging dann in das Nebenzimmer, in welchem anscheinend das schlafende Kind lag.

Ein Mensch todt, drei schwer verletzt und vielleicht auch dem Tode verfallen! Durch Lederer's Schuld! Freilich, er hatte das nicht gewollt, er hatte nur sein Kind retten wollen, aber durfte er denn diese verzweifelte Fahrt unternehmen, da er doch wußte, welches Unheil er anrichten konnte, wenn er ohne Signale und bei ungeschlossenen Wegübergängen die Fahrt durch die Nacht unternahm?!

Doch was nützten jetzt alle Betrachtungen, alle Selbstvorwürfe, alle Reue. Der Todte wurde nicht mehr lebendig, das Unglück nicht ungeschehen. Und was geschah mit ihm selbst, mit dem Verursacher des Unglücks? Zum Mindesten traf ihn die Dienstentlassung und eine Gefängnißstrafe; aber schlimmer als diese war die Qual seines Gewissens, das ihm bis zu seinem Lebensende Vorwürfe machen mußte.

Mit einem verzweifelten Ruck erhob sich Lederer. Dieses Stilliegen hielt er nicht aus, die Stubenluft erstickte ihn. In seinen Ohren tönte noch immer der grausige Schrei, den er in der Nacht gehört hatte.

Er wankte nach dem Nebenzimmer, in dem sich Frau und Kind befanden. Beide schliefen. Lederer betrachtete sie einige Zeit, und seine stillen Thränen flossen unauf-

Digitized by Google

haltsam. Sie wurden auch unglücklich durch ihn, ebenso unglücklich wie er selbst.

Mühsam ging er die Treppe hinunter, er floh den Anblick seiner Angehörigen, sein Gewissen trieb ihn von ihnen fort, trieb ihn hinaus in's Freie.

Tief aufathmend blieb er vor der Thür stehen. Die frische Luft des regnerischen Herbsttages that ihm wohl.

Die Uhr auf dem Giebel des Bahnhofgebäudes schlug Sieben. So früh war es also noch.

Unschlüssig stand der Unglückliche mehrere Minuten vor der Thür, dann lenkte er seinen Schritt ganz mechanisch nach dem Lokomotivschuppen. Er wollte nach seiner Maschine sehen, er war das des Morgens nicht anders gewöhnt, und jeder Lokomotivführer liebt gewissermaßen seine Maschine, gleichwie der Seemann sein Schiff, auf dem er die Meere durchfahren und manche Stürme bestanden hat.

Lederer hatte den Schuppen erreicht. Er fand in demselben seine Lokomotive, die von anderen Beamten wahrscheinlich dorthin geschafft worden war. Er begrüßte mit einem wehmüthigen Blicke die leblose Arbeitsgefährtin, dann machte er sich, einer alten Gewohnheit folgend, daran, die Maschine zu untersuchen. Ob sie wohl bei dem schweren Stoße Schaden gelitten hatte?

Ein lautes Lachen schreckte ihn plötzlich auf. Einer der Schuppenarbeiter, denen die Reinigung der Aschenkasten und das Anheizen der Maschinen vor Beginn des Dienstes oblag, war herangekommen und sagte jetzt in polnischer Sprache: „Sie wollen wohl nach Ihrem Braten sehen? Ich habe ihn bei Seite gebracht, weil ich dachte, Sie machten sich nichts daraus! Wollen Sie ihn haben?"

Lederer blickte den Mann ohne jedes Verständniß an.

„Braten?" fragte er dann. „Was wollt Ihr damit sagen?"

Der Arbeiter lachte wieder. „Es muß einen ordent-

Digitized by Google

lichen Stoß gegeben haben, mich wundert es nur, daß die Maſchine nicht aus dem Geleiſe ſprang. Vorn an den Rädern und an den Puffern war Alles voll Blut, auch Haare waren an den Radkränzen, ich habe die ganze

Digitized by Google

Schmiere fortgewischt. Der ganze Aschkasten war voll Knochen und halb verkohltem Fleisch. Schade um das schöne Geweih!"

Damit holte der Arbeiter hinter einem Stapel alter Eisenbahnschwellen, die als Feuerungsmaterial im Schuppen lagen, mehrere zerbrochene Geweihstangen eines Hirsches hervor.

„Da sehen Sie! Dem ist's schlecht gegangen. Er war wohl nicht gewöhnt, in der Nacht auf seinem Wechsel durch die Lokomotive gestört zu werden. Er wechselte gerade über den Weg, als die Laterne der Maschine in Sicht kam. Erschreckt und unschlüssig blieb er stehen und Sie fuhren ihn um. In solchen Fällen beträgt sich ein Hirsch manchmal dümmer als ein Kalb oder ein Schaf."

Lederer lehnte sich an eines der Lokomotivräder. Einen Hirsch hatte er überfahren und keine Menschen! Der fürchterliche Schrei war der eines sterbenden Hirsches gewesen.... Aber es war doch ein Eisenbahnunglück geschehen, bei dem es Todte und Verwundete gegeben hatte! Wachte er oder war er im Fieberwahn?

Der geschwätzige Arbeiter schien seine Gedanken zu errathen oder er hatte das Bedürfniß, Neuigkeiten zu kolportiren: „Dem Herrn Lokomotivführer Hübner ist es heut früh, als er den ersten Zug um Sechs nach Tarnowitz fuhr, nicht so gut gegangen," meinte er. „Der hätte ein schönes Unglück haben können, aber ganz ohne seine Schuld. Gleich hinter dem Bahnhofe an der Schranke VI. stieß er auf einen Wagen mit Leuten, die zu Markte fuhren. Der Bauer, der den Wagen lenkte, wollte sich wahrscheinlich nicht verspäten und hatte eigenmächtig die Schranke geöffnet, um noch vor dem Zuge hinüberzukommen. Mitten auf dem Geleise erwischt ihn die Maschine, trotzdem Herr Hübner gleich Kontredampf gab. Wäre der Zug schon in voller Fahrt gewesen, so wäre das Unglück viel größer geworden.

Digitized by Google

So aber ist die Sache noch ziemlich gut abgelaufen. Eine Frau hat einen Fuß gebrochen, eine andere den Arm, der Bauer und ein Kind sind nur betäubt worden und ein bischen zerschunden, die Pferde sind ganz unverletzt, trotzdem sie in den Graben flogen. Der Wagen freilich ist ganz zertrümmert — aber Herr Lederer ... was ist Ihnen denn, lassen Sie mich doch los!"

Der Arbeiter hatte allen Grund, erschrocken zu sein. Wie ein Wahnsinniger war Lederer plötzlich auf ihn losgestürzt, hatte ihn umarmt und ihm das vom Kohlenstaub geschwärzte Gesicht geküßt, während er lachte und weinte in einem Athem.

— — — — — — — — — — — —

Lederer kam wegen seiner nächtlichen Fahrt, die gegen alle Instruktion war, in Untersuchung und wurde um einen Monatsgehalt gestraft. Man trug ihm sein Dienstvergehen aber behördlicherseits nicht nach, da man ja wußte, aus welchem Grunde er die verzweifelte Fahrt unternommen hatte. Doktor Schlutow konnte natürlich nicht belangt werden. Im Gegentheil, seine Hilfsbereitschaft in diesem Falle verhalf ihm zu großem Ansehen und einer ausgebreiteten Praxis.

Er sowohl wie Lederer weilen nicht mehr unter den Lebenden. Die Erinnerung an diese nächtliche Fahrt ist bei den Ueberlebenden jener Zeit aber heute noch nicht geschwunden.

Digitized by Google

Pflichtvergessen.

Novelle aus dem Berliner Leben.

Von

F. v. Kapff-Essenther.

(Nachdruck verboten.)

1.

Frau Therese Winter stand, fertig zum Ausgehen, in elegantem Theatermantel und weißer Plüschkapotte am Fenster und wartete auf ihren Mann.

Die Uhr auf dem Kamin hatte eben sieben geschlagen; um halb acht Uhr begann die Oper. Therese hatte sich so sehr auf „Fidelio“ gefreut, und noch war von Eugen nichts zu sehen! Zweimal war Lene, das Stubenmädchen, schon an der Salonthür gewesen, um das elektrische Licht abzustellen, falls Madame fort wäre; aber sie hatte sich still zurückgezogen, nicht ohne einen Blick des Bedauerns auf die junge Frau zu werfen.

Wie unverantwortlich von Eugen, sie auch heute wieder warten zu lassen! Sie hatte sich ja schon darein gefunden, daß er immer und immer durch Geschäfte abgehalten war, aber es hatte sie doch schon Thränen gekostet, so Tag für Tag allein zu sein, ja, ihn oft nur des Morgens zu sehen.

Und sie hatte ihm doch aufrichtige Neigung entgegengebracht, diesem begabten, schönen, temperamentvollen Manne, der zwar bei ihrer Verheirathung noch nichts be-

Digitized by Google

saß, als verlockende Aussichten, der aber die ganze Welt erobern zu wollen schien.

In den ersten Jahren durfte sie auch glauben, daß alle ihre frohen Hoffnungen sich verwirklichen würden. Eugen, der zuvor eine gutbezahlte und angenehme Stellung in einem der ersten Berliner Bankhäuser innehatte, gab diese eines Tages plötzlich auf.

„Ich will nicht länger der Narr sein, der zusieht, wie Andere Millionen erwerben," hatte er gesagt. „Du mußt nämlich wissen," fügte er überlegen hinzu, „das ist gar kein Kunststück! Es gehört eigentlich nur Muth dazu — nichts als Muth! Natürlich muß man's unter Umständen ein Weilchen aushalten, muß auch einmal etwas riskiren können. Aber das kann ich ja jetzt. Und Du wirst sehen, Therese, in einem Jahre steht Dein Coupé vor der Thür, genau so eines, wie das der Frau Bankdirektor!"

Sie glaubte zwar nicht an das Coupé — das war ja am Ende auch zu viel! — aber sie glaubte an ihn, an Eugen!

Hatte er sie doch sozusagen im Sturm gewonnen. Sogar die Erinnerung an ihre erste Liebe war seinem energischen Wesen gewichen. Ihm würde wohl auch die Göttin des Glücks kaum lange widerstehen!

Zu diesem Vertrauen auf seine persönliche Macht kam, daß Therese auch nicht das Mindeste von Geschäften verstand. Sie war die einzige Tochter eines Gelehrten, der merkwürdigerweise Geld verdient hatte. Professor Mahner, ursprünglich Lehrer der Mathematik an höheren Schulen, hatte sich in seinen Mußestunden mit den Problemen der Versicherungstechnik beschäftigt. Dann faßte er einmal in ein Buch zusammen, was er auf diesem Gebiet errechnet und ersonnen hatte, und das Werk seiner stillen Stunden kam in die rechten Hände. Schon wenige Tage nach dem Erscheinen seines Buches erging an den Professor die An-

Digitized by Google

frage, ob er für eine namhafte Lebens- und Rentenversicherungsgesellschaft einen großen Neuerungsplan auszuarbeiten geneigt wäre. Er sagte zu, anfangs nur, weil es ihn reizte, die Ergebnisse langjähriger Studien endlich einmal praktisch anwenden zu können. Mit der ganzen Gründlichkeit des deutschen Gelehrten vertiefte er sich in die ihn immer mehr interessirende Aufgabe, und das Resultat war in der That überraschend: man trug ihm einen Platz in der Verwaltung der „Urania" an, der viel besser bezahlt wurde als seine Lehrerstelle. Von seiner Neigung nicht minder gedrängt, wie von dem Wunsche, für Frau und Kind etwas zurückzulegen, nahm er an und war in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Autorität ersten Ranges auf dem damals noch wenig bestellten Felde des Versicherungswesens geworden. Anspruchslos und sparsam, wie er war, erwarb er sich im Lauf der Zeit ein Vermögen, wie er es früher nicht erträumt hatte.

Er blieb auch vorsichtig, als er schon ein wohlhabender Mann war. Zwar ließ er, wie das ganz selbstverständlich war, seiner Tochter eine gute Erziehung zu Theil werden, aber er hütete sich doch davor, etwas von dem Hochmuth der Reichen in ihr aufkommen zu lassen. Als sie siebzehn Jahre alt war, und der Sohn eines Millionärs sich um das sanfte, liebliche Mädchen bewarb, ein Mann, der übrigens auch ihr ganz außerordentlich gefiel, da setzte er seine ganze väterliche Autorität ein, um noch im letzten Moment diese Verbindung zu verhindern. Vor dem großen Reichthum und noch mehr vor seinen Trägern hatte er allezeit ein geheimes Grauen empfunden.

Ein Glück, daß sein Töchterchen einer tieferen Leidenschaft gar nicht fähig schien. Sie hatte den jungen Frege gern, sie war ganz betroffen, als ihr der Vater eines Tages seine Ansichten über die reichen Leute im Allgemeinen und über diesen Millionärssohn im Besonderen ent-

Digitized by Google

wickelte, aber sie gab doch ohne sichtbare Zeichen des Schmerzes nach.

„Siehst Du, mein Kind," meinte ihr Vater in seiner dozirenden Art, „solche Besitzansammlung widerstrebt dem Naturgesetz. Es sind immer ganz besonders glückliche Umstände, die sie verursachen, seltene, ich möchte sagen krankhafte Ausnahmeerscheinungen, die aber ganz wie andere Krankheiten verlaufen. Irgend eine Einzelheit des Gesammtorganismus entwickelt sich aus wer weiß was für Gründen, stärker, schneller, als die übrigen; sie wächst und wächst auf Kosten ihrer Umgebung, bis ihre Uebermacht erdrückend auf die anderen Theile wirkt. Und das Ergebniß ist eine, in irgend welcher Form sich äußernde Empörung der Zurückgebliebenen. Sei es, daß sie jenem Theile den Gehorsam versagen, daß sie nicht mehr mit ihm gemeinsam zum Ganzen wirken wollen, oder daß sie, in ihrer Vielheit stärker als auch der mächtigste Sondertheil, über den Bevorzugten herfallen und ihn zu Grunde richten. Dieser Prozeß tritt freilich nicht immer deutlich in die äußere Erscheinung; oft sieht es aus, als ginge der Ueberstarke an seiner Kraft zu Grunde. Jedenfalls gibt es nur sehr wenige große Vermögen, die sich bis in die dritte oder vierte Generation erhalten. Herr Ottmar Frege ist der Erbe eines enormen Vermögens. Aber er hat, wie ich überzeugt bin, keine von den Eigenschaften, die erforderlich sind, um solch' einen Besitz zu verwalten. Er wird früher verarmen, als Du es für möglich hältst, weil er nur zu genießen versteht, nicht auch zu hüten, was er besitzt."

Ottmar Frege war damals dreiundzwanzig Jahre und — dem Namen nach — Student der Rechtswissenschaft. In Wirklichkeit war er ein verschwenderischer Nichtsthuer, ein Mensch, dem keine Laune zu theuer, kein Einfall zu bizarr, keine Verrücktheit verrückt genug erschien. Und als es einmal stadtbekannt wurde, daß er einer italienischen

Digitized by Google

Primadonna einen Mops verehrt hatte, dessen silbernes Halsband mit kostbaren Edelsteinen besetzt war, da begann auch Therese zu begreifen, daß sie neben diesem thörichten, leichtsinnigen Manne kaum glücklich werden könnte. Und die Verlobung wurde aufgehoben.

Man wunderte sich ja, als an Stelle dieses jungen Krösus sehr bald ein einfacher Kaufmann sich um die Hand des jungen Mädchens bewerben durfte, aber der Professor hatte nie nach den Leuten gefragt. Dieser junge Mann da, der sich aus eigener Kraft bis zum Prokuristen einer großen Bank emporgeschwungen hatte, dieser Eugen Winter, der wirklich rechnen gelernt hatte, wog ihm ein halbes Dutzend Millionärsöhne auf. Für ihn trat er warm und mit Ueberzeugung bei seiner Tochter ein, was um so sicherer wirkte, als Eugen ein liebenswürdiger, sehr hübscher Mann war, einer von Jenen, denen das Streben, emporzukommen, sozusagen aus den Augen blitzt.

Der Professor hatte ihn kennen gelernt, als sich einmal zwischen der „Urania" und jener Bank, bei welcher Eugen angestellt war, eine gewaltige finanzielle Transaktion vorbereitete. Damals handelte es sich darum, in wenigen Tagen eine genaue Bilanz aufzustellen. Die Direktoren der Bank erklärten es für unmöglich, den ungeheuren Zahlenaufmarsch in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen — fast wäre das ganze Geschäft an dieser Schwierigkeit gescheitert. Da meldete sich Eugen Winter, bis zu diesem Tage ein junger Komtoirist, wie viele Andere, nicht fleißiger und fähiger, dem Anschein nach, als die ganze Schaar seiner Kollegen. Er werde die gewünschte Aufstellung bis zur festgesetzten Stunde liefern. Und in der That — es gelang ihm. Eine beträchtliche Gratifikation war die nächste, und seine Verlobung mit Therese Mahner die weitere Wirkung von Eugen's Kraftanstrengung.

„Da ist innere Spannkraft, da ist ein starker Wille.

Digitized by Google

Da ist gesunde Arbeitskraft," versicherte der Professor seiner Frau und Tochter, „das wäre der Mann, den ich mir zum Schwiegersohn wünschte!"

Bei dem unbegrenzten Respekt, den der Professor in seinem Hause genoß, genügte solch' ein Wort. Es war zudem, wie gesagt, nicht schwer, sich zu fügen, denn Eugen war in der That ein Mensch, wie geschaffen, solch' einem weltfremden, schweigsamen Geschöpf, wie Therese, nur zu schnell das Köpfchen warm zu machen.

Uebrigens ging der Professor, ungeachtet seiner Begeisterung für Eugen, nicht unvorsichtig zu Werke. Die jungen Leute sollten sich kennen lernen — Eugen sollte auch noch ein paar Jahre älter werden. Professor Mahner traf auch sonst alle Vorsorge, sein Kind sicher zu stellen. Er bewilligte ihr keine Mitgift, sondern wollte seinem Schwiegersohne nur eine jährliche Rente zahlen. So zwang er ihn halb und halb, in seiner Stellung zu verbleiben. Denn Eugen selbst war mittellos, der Sohn einer armen Wittwe. Der Vater hatte ein schlimmes Ende genommen, er war ein leidenschaftlicher Spieler gewesen.

Bis zu einem gewissen Punkte schienen sich alle Vorhersagen des Professors mit fast wunderbarer Genauigkeit erfüllen zu wollen. Ottmar Frege ging wirklich zu Grunde, er war bereits unter Kuratel gestellt worden, als Therese sich kaum mit Eugen verheirathet hatte. Drei Viertel seines enormen Vermögens hatte er in der Zeit von wenigen Jahren auf eine wahrhaft sinnlose Weise todtgeschlagen. Ein Jahr später mußte die Vormundschaft aus Rechtsgründen aufgehoben werden, und diese Zeit hatte der unverbesserliche Verschwender benützt, um Schulden zu machen, für deren Bezahlung der Rest seiner Habe gerade noch hinreichen mochte.

„Daran hättest auch Du ihn nicht gehindert, Therese," erklärte der Professor. „Das war eine nothwendige Folge!"

Digitized by Google

Und auch seine Meinung über Eugen wollte anscheinend in vollem Umfange zutreffen. Als Ottmar Frege eines Tages plötzlich verschwand, weil daheim seines Bleibens nicht länger war, nahm Eugen eine glänzende Stellung als Bankbeamter ein — noch immer bei derselben Bank.

Kaum fünfzig Jahre alt — Therese war eben zweiundzwanzig und Mutter eines Söhnchens geworden — starb der Professor plötzlich. Wie kaum anders zu erwarten, reichte seine Fürsorge für Theresen über das Grab hinaus: die Mutter blieb Universalerbin — die Tochter bezog nach wie vor ihre Rente. . . .

Ein einziges Mal hatte Eugen versucht, die Schwiegermutter zur Hergabe einer größeren Summe zu bewegen. Es sei eben jetzt großartige Gelegenheit zu einer Spekulation, die unmöglich fehlschlagen könnte und die das Anlagekapital verdoppeln würde. Die Mutter, sonst die Güte selbst, lehnte ab; sie befolgte damit eine strenge Weisung ihres verstorbenen Gatten.

„Ihr habt ja, was euer Herz begehrt," sagte sie, „der Vater hat euch mit freigebiger Hand ausgestattet. Ihr könnt mit eurem Einkommen leben, als wäret ihr heute schon wohlhabende Leute! Und schließlich, was ich besitze, bleibt euch ja, da ich kaum die Zinsen verbrauche!"

Und nun geschah, was selbst der vorsichtige Professor nicht in den Kreis seiner Berechnungen gezogen hatte. Frau Mahner starb in der Narkose, der sie sich gelegentlich einer Zahnoperation ausgesetzt hatte. Trostlos stand Therese an ihrem Grabe.

Auch Eugen war tief erschüttert. Aber nur für kurze Zeit. Sehr bald machte er sich klar: Therese ererbte ein Vermögen von mehr als zweimalhunderttausend Mark. Und nun brach das wahre Wesen seiner Natur hervor: der Spiel- und Spekulantentrieb. Er wollte seine Stellung aufgeben,

Digitized by Google

selbst ein Bankgeschäft begründen, wollte ein Millionär werden.

Vergebens wagte Therese einige leise Einwendungen. Diesem heißen, aufwallenden Temperament ihres Mannes Halt zu gebieten, war sie ganz und gar nicht die Natur. Auch hatte sie volles Vertrauen in seine Tüchtigkeit. Er war eben jung, wollte sich bethätigen, wollte etwas wagen.

Und er wagte. Sein Plan war, das Anlagekapital zunächst durch ein paar kühne Spekulationen zu stärken und erst dann mit der formellen Bildung einer eigenen Firma vorzugehen. In einem halben Jahre, so hoffte er, würde er seine junge Frau in die Bureaux des Hauses Eugen Winter führen können.

Das halbe Jahr verging, und ein zweites folgte; Eugen war noch immer nur ein „Fixer", der gelegentlich auch als Pfuschmakler einmal ein Geschäft abschloß. Ein einziges Mal hatte Therese ganz schüchtern angeklopft: „Hast Du denn schon ein Lokal gemiethet, Eugen?"

„Ich will die Börsenkrise abwarten, in der wir seit einiger Zeit leben," hatte er geantwortet.

Und diese Krise schien wirklich vorhanden; sie nahm auch den jungen Mann augenscheinlich stark in Anspruch. Mehr als je zuvor hatte Eugen außer dem Hause zu thun, und wenn er heimkehrte, war er nicht mehr derselbe. Abgespannt, nervös, in beständiger Erregung, unaufhörlich gehetzt und gejagt, entfremdete er sich seinem Hause — ja, sein Söhnchen kannte er überhaupt kaum.

Den leisen Klagen seiner Frau wußte er immer nur das Eine entgegenzuhalten: er könne nicht mehr zurück.

Wer sich einmal hineinbegeben hat in dieses nicht einen Augenblick zum Stillstand kommende Triebwerk der Börse, den reißt es in wildem Wirbel weiter. . . .

Noch hatte Therese keine Ahnung, mit welchem Erfolge ihr Mann sich in dieses aufreibende Leben gestürzt. Sie

Digitized by Google

mußte glauben, er verdiene jetzt mehr, als in seiner Beamtenstellung, denn er versagte ihr keinen Wunsch, wie sich denn der ganze Haushalt erheblich gesteigert hatte. Daß Eugen Verluste gehabt, daß er gar vom Kapital zehren könnte, kam der jungen Frau nie in den Sinn.

Und doch stand es sehr schlimm um ihn. Gleich die ersten Vorstöße, die er gewagt, hatten ihn in beträchtlichen Schaden gesetzt. Aber es entsprach auch nicht seiner Art, sich etwa, wie nach einer derben Lehre, zurückzuziehen. Er hätte vielleicht den größen Posten „Russen", den er gekauft, mit einem Verlust von etlichen tausend Thalern abstoßen können. Nun war Eugen der geborene Spieler. Er machte Deckungskäufe, das heißt, er vermehrte seinen Effektenbestand, um schließlich an dem vergrößerten Posten hereinbringen zu können, was auf dem Spiele stand. Und die „Russen" sanken und sanken. Schneller, als er selbst es für möglich gehalten hätte, sah er das Erbe seiner Frau schwinden, wie Schnee an der Sonne.

Hätte etwas wie eine tiefere, innere Beziehung bestanden zwischen ihm und Therese, vielleicht hätte er den Muth gefunden, ihr nach und nach von seiner Lage zu sprechen. Aber diese Ehe war doch nur gewissermaßen das Ergebniß eines Rechenexempels, nur so lange richtig, als alle Voraussetzungen unverändert blieben.

Eugen trug es allein. Zwar, er hoffte fanatisch auf seine „Russen", aber die nächste Wirkung der Spekulation war hinreichend, ihn lahm zu legen. Noch ehe ein Jahr verging, war er mit seinen Mitteln zu Ende. Und nun hieß es, den immerhin nicht billigen Hausstand durch täglichen Verdienst aufrecht zu erhalten.

Da durfte man nicht wählerisch sein in den Mitteln. Zunächst waren es nur kleine Börsengeschäfte, Vermittlungen und Aehnliches, was er betrieb; auch eine Stellung suchte er sich zu schaffen. Aber man hatte in den Kreisen,

Digitized by Google

auf die er angewiesen war, Mißtrauen gegen einen Mann, der so waghalsig spekulirte, wie er gethan. Bald trieb ihn die Noth an, sich auf anderen Gebieten zu versuchen. Grundstücks- und Hypothekensuchenden bot er seine Dienste an, nur zu häufig vergebens, hier und dort auch einmal eine Provision verdienend. Jedenfalls war er längst von geregelter Thätigkeit abgekommen. Er gehörte heute in die Kategorie der in Berlin nicht sonderlich geachteten „Kommissionäre" — Leute, die für Alles zu haben sind, die aber auch nicht selten dem grinsenden Nichts gegenüberstehen. Und was das Traurigste war, er war in eine Gesellschaft von Leuten gerathen, die, wie er, auf den nächsten Zufall warteten, wie er, von der Hand in den Mund lebten, unaufhörlich auf der Lauer lagen. Diese Leute aber sind es, aus deren Mitte sich das Kontingent der Spieler, oft genug der falschen Spieler, rekrutirt.

In jenem großen Kaffeehause nahe der Börse hatte Eugen einmal Jemand eine Stunde lang erwarten müssen. Von Sorgen geplagt, war er an einen der Spieltische getreten, die hier stets besetzt sind. Man spielte „Puff" und zwar um verhältnißmäßig hohen Einsatz. Eine Parthie, die oft kaum eine Viertelstunde dauerte und im Wesentlichen durch die Würfel entschieden wird, um fünfzig Mark und noch höher. Gerade dieses „harmlose" Spiel kannte Eugen; er hatte in seinen Kinderjahren nicht selten den Vater aus der Kneipe rufen müssen und dabei dem Spiele zugesehen, hatte auch in der ersten Zeit seiner Ehe mit Therese „Puff" gespielt.

Während er jetzt aufmerksam den Gang der Parthie beobachtete, wollte es ihm scheinen, als ob die beiden Herren, zwischen denen Gewinn und Verlust lebhaft hin und her ging, nicht eben alle Vortheile des Spieles begriffen hätten. Gewiß, er war Jedem dieser Beiden reichlich gewachsen. Und als nun einer der Partner abgerufen wurde, lud

Digitized by Google

der Zurückgebliebene Eugen ein, das Spiel mit ihm fortzusetzen.

„Der Einsatz ist mir zu hoch! Ich erwarte überdies Jemand," wandte Eugen ein.

„Wir können ja auch billiger spielen — um zwanzig Mark," war die Entgegnung.

Das wollte Eugen wagen. Er setzte sich und gewann eine, zwei, drei Parthien. Glücklicherweise kam jetzt der Herr, der Eugen von hier abholen sollte. Man beschloß noch eine Revancheparthie — Eugen gewann auch diese.

In dieser Stunde hatte sich sein Schicksal entschieden.

Bald war er täglicher Gast in diesem Kaffeehause; auch andere der zahlreichen, unter den Augen der Behörde blühenden Spielhöllen lernte er kennen — sein Hauptgeschäft war in kurzer Zeit das Spiel geworden.

Anfangs schämte er sich noch; er machte hier und da noch einen Versuch zu redlichem Erwerb; er hörte auch auf zu spielen, wenn er entweder einen gewissen Betrag verloren oder eine gewisse Summe gewonnen hatte; er setzte sich einen Zeitpunkt fest, zu dem er daheim sein wollte.

Aber alle diese Einschränkungen fielen, als erst die wahre Spielwuth ihn erfaßt hatte.

Noch war es durch ein oft gefährliches Netz von Lügen immer möglich gewesen, sein Fortbleiben von Hause zu entschuldigen. Dann wieder raffte er sich einmal zusammen und sprang inmitten einer nahezu beendeten, vielleicht für ihn gewonnenen Parthie auf, um davonzustürzen: er hatte versprochen, seine Frau um diese Stunde abzuholen. Nach und nach aber schwanden auch diese Skrupel. Unzählige Male schon hatte der Fernsprecher, an den seine Wohnung angeschlossen war, ihm vortreffliche Dienste geleistet. Er rief seine Frau an — vom Kaffeehause aus — und sagte ihr: „Ich bin hier in Wilmersdorf (oder in Potsdam)

Digitized by Google

und betreibe eine Sache, bei der ich etwas zu verdienen hoffe."

Dann seufzte die junge Frau schmerzlich auf und rief zurück: „Ich bleibe wach, bis Du kommst, Eugen!"

Und der kleine Otto fragte: „Ist der Papa da drinnen bei dem Telephon, Mama?"

Dann hob Frau Therese den Kleinen hoch und ließ ihn mit seinem hellen Stimmchen in den Apparat schmettern: „Bring' mir 'was mit, Papa!"

Aber der Vater saß längst wieder am Spieltische, schwang schon wieder den Würfelbecher.

Therese trug es mit Geduld. Noch hatte sie ein reizendes Heim, in das Sorge oder Entbehrung ihren Fuß nicht gesetzt. Sie hing überdies mit Zärtlichkeit an dem Kleinen, der ihr die zahllosen einsamen Stunden verkürzte, sie las und musizirte, und wenn je etwas wie schmerzliche Verstimmung ihn ihr aufkommen wollte, so sagte sie sich: „Eugen ist für uns unterwegs — ich darf nicht murren!"

Wenn er ihr dann irgend ein Zeichen gab, sie anrief oder wohl auch einen Dienstmann nach Hause schickte, der sein Ausbleiben entschuldigen sollte — oder wenn Eugen schließlich kam, dann war Alles wieder gut.

Heute aber kam er nicht — rief auch nicht, schickte auch keinen Boten. Therese stand noch immer am Fenster und blickte durch Thränen hinab auf die winterlich schmutzige Straße.

„Madame, es ist halb neun Uhr," sagte Lene jetzt, „der Herr kommt doch wohl nicht. Soll ich nicht den Thee bringen?"

Und die junge Frau erwachte wie aus schwerem Traum. Mit schmerzlichem Wehgefühl legte sie Mantel und Kapotte ab. Das war das erste Mal, daß Eugen ihrer so ganz zu vergessen schien! Sie trat an das Bettchen Otto's, das rosige Bürschchen athmete in tiefen Zügen.

Digitized by Google

Stunde auf Stunde verrann — immer schwerer, immer ängstlicher wurde Theresen um's Herz. Schon beschlich sie der Gedanke an ein Unglück, das Eugen widerfahren, da — es war lange nach Mitternacht — zog man draußen die Glocke. Therese fuhr erschreckt zusammen, dann raffte sie sich auf und ging, um selbst zu öffnen. Die Mädchen waren schon zu Bett.

Draußen stand ein Mann, anscheinend ein Gepäckträger, der ihr ein mit Bleistift adressirtes Kuvert übergab. Sie wurde ruhiger, als sie Eugen's Handschrift erkannte und entließ den Boten mit reichlichem Trinkgelde.

„Ich muß verreisen," schrieb ihr Eugen mit flüchtiger Hand, „es war nicht mehr Zeit, zuvor nach Hause zu kommen. Hierbei etwas für die nächsten Tage; bis dahin hast Du wieder Nachricht! Sei ganz unbesorgt, ich bin bald wieder da und werde Dir Alles erklären! Bis dahin — lebewohl! Du und Otto!"

Wieder und wieder las sie die hastig hingeworfenen Zeilen. Und allmälig stieg es in ihr auf wie eine dunkle, athemraubende Ahnung. Sie wußte nicht, was sie eigentlich befürchtete in ihrem eleganten, auch jetzt noch immer wohlig durchwärmten Salon. Es war ja am Ende das Loos so vieler anderer Frauen auch, daß sie allein bleiben mußten, während ihre Männer sich draußen mit der harten Nothwendigkeit herumschlugen. Aber jede dieser Frauen wußte doch, wo ihr Gatte sich befand, wonach er strebte, was er trieb. Nur sie hatte Jahr um Jahr hingehen lassen, ohne sich einen Einblick in das Thun und Schaffen ihres Mannes zu erbitten, ohne ihren Theil an seinen Sorgen zu fordern, wie es ihre Pflicht gewesen wäre.

Noch einmal huschte sie leise an das Bett des Kindes und beugte sich hinab zu ihm — fast hätten die hinabrieselnden Thränen den Kleinen geweckt.

Digitized by Google

2.

Eugen hatte auch an diesem Nachmittage gespielt.

Längst that er überhaupt nichts anderes mehr. Nur, daß er seine Kenntnisse und Fertigkeiten auf diesem Gebiete ganz erstaunlich bereichert hatte. Das edle Pufffspiel war indessen seine Spezialität geblieben, er spielte es um jeden Betrag, und was schlimmer war, mit Jedem, der Geld hatte. Eigentlich hätte er zumeist gewinnen müssen, denn er hatte die Feinheiten des Spiels begriffen, wie kaum ein Anderer; er übersah die vierundzwanzig Felder des Bretts mit einer unheimlichen Sicherheit. Dazu kam, daß er seinen Partner zumeist durch die außerordentliche Schnelligkeit verblüffte, mit der er die Steine über das Brett manöveriren ließ. Allein diesen Vortheilen, die er für sich hatte und die zum Theil zweifellos in seinem Temperament wurzelten, standen doch schwer wiegende Nachtheile gegenüber — vielleicht gleichen Ursprunges, wie jene. Vor Allem verlor er leicht die Herrschaft über sich selbst. Kam er in Gewinn, so meinte er, Tag und Stunde, die ihm hold waren, vollends ausnützen zu müssen und fand kein Ende, ehe nicht zu dem Gewonnenen auch seine Barschaft und gar manches Mal noch mehr wieder verloren war. Stellte sich aber das Spiel von Anfang an ungünstig, so verdoppelte er die Sätze, bis er Grund in seinen Taschen fand.

Trotz alledem hätte er nicht fort und fort verlieren müssen, wie es thatsächlich geschah, wenn nicht noch andere Umstände das befördert hätten — Umstände, die der Außenstehende nicht ahnt und die doch so mächtig sind, daß ihnen noch Jeder erlag, den sein Unstern in diese Spielhöllen trieb.

Es ist lächerlich, wenn in den Zeitungen und vor Gericht so häufig von einer Organisation der Verbrecher, von

Digitized by Google

irgend welcher festen Gruppirung der gewerbsmäßigen Spieler und anderer Beutelschneider gesprochen wird. Solche Organisationen sind — mindestens bei uns zu Lande und in unseren Tagen — schlechterdings nicht möglich. Wenn ja einmal zwei, drei Personen dieser Art sich zusammenthun, weil nach Lage der Sache Einer der zu bewältigenden Aufgabe nicht gewachsen ist, so gebietet schon die Klugheit in den meisten Fällen die baldige Auflösung dieses Verhältnisses. Drei Spitzbuben, wiederholt miteinander gesehen, drei gewerbsmäßige Spieler, die häufiger gemeinsam an dem gleichen Punkte auftauchen, verfallen naturgemäß leichter dem Schicksal, beobachtet, erkannt, dingfest gemacht zu werden. Tausend andere Gründe sprechen gegen jedes festere Aneinanderschließen dieser mehr oder minder lichtscheuen Elemente. Aber wie in jeder Uebertreibung auch ein Spürchen Wahrheit stecken kann, so birgt auch die Fabel von den Spielerkonsortien ein solches. Alle diese Leute schärfen nämlich in geradezu wunderbarer Weise, vielleicht aus denselben Gründen, ihre Instinkte, wie das jagdbare Thier. Sie erkennen mit frappanter Sicherheit, weß Geistes Kind der Mann ist, den ein Zufall oder ein Unglück in ihre Kreise geweht hat. Sie wissen sozusagen auf den ersten Blick: „Das ist Einer, mit dem man von Fall zu Fall gemeinsame Sache machen darf," und im Gegensatze dazu: „Das ist ein anständiger Mensch!" Mit jenem Ersteren gehen sie, ohne vielleicht jemals ein Wort mit ihm gewechselt zu haben, vom ersten Augenblick an durch Dick und Dünn, sie nehmen seine Partei, wenn er in Streit geräth, werfen sich zum Zeugen auf, wenn er etwas Zweifelhaftes zu beweisen wünscht, sie lassen ihn nicht im Stich, so lange es ihnen nicht selbst an den Kragen geht. Mit ihm spielen werden sie freilich nur im Nothfalle und der Unterhaltung wegen. Denn sie haben schon an der Art, wie Jener die Karten mischt, wie er sich vom

Digitized by Google

ersten Moment an zum Spiele verhält, wie er den ersten Satz thut, mit Sicherheit erkannt: der Mann treibt dasselbe Geschäft, wie wir.

Und dieses Geschäft richtet sich naturgemäß gegen jene zweite Erscheinung — gegen den anständigen Mann. Auch ihn haben sie in den ersten Minuten erkannt. So wie er fordert Keiner von den Ihren zum Spiele auf, so folgt auch Keiner der Einladung zum Spiel. Ihm, dem nicht hierher Gehörigen, ist das Spiel an sich ein Nothbehelf, sei es, um sich zu amüsiren, sich aufzuregen oder um anderer Erregungen Herr zu werden. Gewinnen wollen sie natürlich Beide — aber der Anständige auf redlichem Wege. Der Professionsspieler dagegen meint, sich neben den Chancen des Spieles noch andere Chancen erschließen zu dürfen, die ihm guten Ertrag seines Gewerbes liefern. Jener spielt zumeist, um nicht denken zu müssen, und Dieser ist stets darauf bedacht, daß er spielen muß, um zu leben!

Und aus diesem tief wurzelnden, einschneidenden Unterschied erwachsen die Vortheile der unredlichen Spieler gegenüber einem Eugen Winter. Jahrzehnte gehören dazu, in einem Mann, der bis hierher von redlicher Arbeit sein Brod aß, alles Ehr- und Schamgefühl so weit zu ertödten, daß er in Reih' und Glied treten könnte mit — Jenen da.

Seit Eugen zum zweiten, dritten Male hierhergekommen war, hatte ihn die „Zunft", die in fast allen größeren Kaffeehäusern zahlreiche Vertreter hat, erkannt. Das war ein „Freier" — so nennen die Berufsspieler Einen, von dem etwas zu holen ist — das war Einer, den man „nehmen" mußte. Und ein älterer Herr, dessen schäbige Eleganz ebenso erlogen war, wie seine Bonhomie und seine gesellschaftlichen Formen, ging zum Angriff vor.

„Dem Herrn vielleicht ein Parthiechen gefällig? Nur zur Unterhaltung!"

„Ich spiele ja noch schlecht," versetzt Eugen ausweichend.

Digitized by Google

„Und ich kann's gar nicht," versichert der Andere, „Kellner — ein Puffbrett!"

Zwei jüngere Leute nähern sich dem Tische, sobald die Parthie begonnen. Sie fragen höflich, ob es erlaubt sei, zuzusehen; es scheint nicht, daß sie Eugen's Partner kennen; wenigstens geben sie zunächst durchaus unbefangene Zuschauer ab.

Eugen wundert sich eigentlich über den ziemlich hohen Einsatz, den der Schäbige wagt; ja, der Mann ist sogar im Stande eine ganze Serie von Parthien zu verlieren. Das hätte man nach seinem ganzen Aeußeren gar nicht annehmen mögen. Es wurmt ihn ja, daß er verliert, aber er trägt es nicht ohne Würde.

Was Eugen nicht weiß, ist, daß sein Gegner für fremde Rechnung spielt. Da sitzen und stehen in dem dichtgefüllten Saale ein Dutzend Personen herum, die anscheinend nur aus Langeweile den verschiedenen Spielkämpfen zuschauen. Sie tauchen, immer vereinzelt, bald hier, bald dort auf, tauschen mit einem der dort „beschäftigten" Herrn einen, von Dritten nur selten bemerkten Blick aus und trollen sich, je nachdem die Parthie steht, entweder befriedigt schmunzelnd oder auch mit einem halb unterdrückten Schimpfwort weiter — zu einem anderen Tische. Sie bilden in kleinen Gruppen von vier, fünf Mann Komités, welche das erforderliche Betriebskapital zusammenbringen. Mit niemals trügender Sicherheit haben sie nicht nur den „Freier" als solchen erkannt, sondern sie sind auch schon klar darüber, welchen von ihren Freunden sie just diesem Freier gegenüber zu stellen haben: dem Sanguiniker einen behaglichen Biedermann, dem Aengstlichen einen ehemaligen Militär, der Jenem durch die Bestimmtheit seines Wesens imponirt, dem schärfer Beobachtenden einen früheren Gentleman, der nur einige Male Schiffbruch gelitten. Alle diese Typen sind jederzeit zur Verfügung, oft in den zartesten Abstufungen.

Digitized by Google

Der „Freier" weiß noch gar nicht, daß man ihn bemerkte, da ist auch bereits der „Bäcker" bestimmt, mit ihm zu spielen, ist auch schon mit dem in geschickter Heimlichkeit zusammengeschossenen Kapital ausgerüstet. Er selber, dieser sogenannte „Bäcker", hat kein Geld. Aber er genießt das Vertrauen seiner Freunde, wenigstens in einem gewissen Grade. Und nun er Geld hat, weiß sich der „Bäcker" so aufzustellen, daß es gar nichts Auffälliges hat, wenn er den „Freier" anspricht, wenn er ihm ganz harmlos ein Spielchen anbietet. Gleichzeitig hat auch das Komité schon einen der Seinen zur Ueberwachung des Geschäftes abgeordnet, es ist einer der beiden jungen Männer, die nun an Eugen's Seite sitzen.

Der Andere, diesmal nicht im Komité, pflegt sonst selbst zu spielen; er will deshalb beobachten, wie der „Freier" das Spiel handhabt, will gewissermaßen seine Degenführung kennen lernen.

Ein eigentlicher Betrug ist ja bei diesem Würfelspiel nicht so leicht ausführbar, wie beim Spiel mit Karten. Aber der „Bäcker" ist doch hundertfach im Vortheil. Zunächst natürlich mustert und übersieht er das Spiel ungleich besser noch als Eugen, schon infolge vieljähriger Praxis. Er kann es deshalb auch riskiren, sich recht unbeholfen anzustellen, hier und da einen unwichtigen Satz direkt gegen seinen Vortheil auszuführen; das macht den Gegner sicher — macht es auch entschuldbar, wenn gelegentlich einmal ein entscheidender Satz nicht ganz richtig gemacht wird. Dann aber, und das ist die Hauptsache, wagt der „Bäcker" nichts, er kann deshalb nicht einen Augenblick aus der Ruhe kommen. Denn er selber besitzt, wie schon gesagt, nichts, rein nichts; er hatte noch nicht einmal etwas zu bestellen gewagt, bevor er „Arbeit" gefunden.

Nun aber ruft er fidel den Kellner, läßt sich einen kräftigen Imbiß bringen, ein paar belegte Butterbrode,

Digitized by Google

ein Glas Bier, eine Cigarre. Gewinnt er, dann kann er selbst seine Zeche zahlen, denn er arbeitet ja nicht umsonst, verliert er aber, so dürfen und werden ihn seine Auftraggeber nicht sitzen lassen.

Eugen sitzt ihm gegenüber und fühlt schon nach den ersten Zügen, daß er diesem Partner unbedingt gewachsen ist. Man muß großes Pech haben, um das Spiel an diesen Mann zu verlieren, der seinen Butterbroden mehr Aufmerksamkeit zu schenken scheint, als dem Spiele. Lange wird's ja dieser Mann auch schwerlich aushalten. Wieviel Mal vierzig Mark wird er denn einsetzen können?

Aber die Würfel sind heute eigensinnig. Der Biedermann da drüben wirft fast stets, was er braucht, und Eugen's Parthie steht schlecht. Nun, das ist ein Zufall, den man hinnehmen muß — mag doch das erste Spiel verloren gehen! Noch einmal wendet sich die Parthie. Wenn jetzt der „Bäcker" nicht gerade eine Eins wirft, hat Eugen doch noch gewonnen. Zu dumm — er wirft eine Eins! Und die Parthie ist zu Ende — Eugen muß von Neuem einsetzen.

Einer der beiden Zuschauer steht unauffällig auf und benachrichtigt die Betheiligten. Von alledem wird kein Fremder etwas gewahr. Plaudernd, hin und her schlendernd, nehmen die Kapitalisten bald hier, bald dort Aufstellung, setzen sich wohl auch einen Augenblick an einen der Tische, an denen einer der Partner in ihrem Solde spielt. Da sie das Geschäft an verschiedenen Punkten betreiben, ist auch ein Verlust schon einmal zu ertragen, zumal ja auf jeden der Betheiligten nur eine verhältnißmäßig geringe Summe entfällt. Die Gesellschaft kann es leicht hinnehmen, wenn ihr einmal an einem Tische ein paar hundert Mark verloren gehen. Die Solidarität macht das kaum fühlbar.

Der „Freier" dagegen, der solch' einen Betrag dahinschwinden sah, ist entweder fertig mit seiner Barschaft

Digitized by Google

und muß aufhören, oder es erfaßt ihn eine immer stärkere Erregung, die ihn natürlich nur um so sicherer in die Hände seiner Ausbeuter gibt.

Eugen war in dieser Weise um Unsummen erleichtert worden. Wie Tropfen auf dem heißen Stein verdampften die Restbestände von Theresens Vermögen. Da waren noch ein Päckchen Werthpapiere gewesen, an welches sich Eugen anfangs nicht heranwagte. Hohe Zinsen tragende Prioritäten, Loospapiere, ein paar gute Rententitel und Aehnliches. Aber jetzt wanderte ein Stück nach dem anderen zum Wechsler. Von dem Erlös bekam Therese einen Betrag, um das Haus in der alten Weise fortführen zu können, den größeren jedoch behielt Eugen, um damit seinen Verlust von gestern, von vorgestern — ach! — von so vielen Tagen wieder hereinzubringen.

Gewiß, er gewann gelegentlich auch einmal ein paar Thaler. Nur war das Unglück, daß seine Partner im Verlust nie Stand hielten. Verlor Eugen, dann hatten sie Zeit zu spielen, bis der Morgen tagte. War ihnen das Spielglück nicht geneigt, so machten sie sich zu guter Stunde davon. Und merkwürdig, immer, wenn er im Gewinn war, kamen sonderbare Geschichten vor bei diesem, an sich so einfachen Spiele! Entweder bemerkte ein scheinbar unbetheiligter Zuschauer, daß der eine der beiden Spieler diese Parthie mit nur vierzehn Steinen gespielt hatte — es gehören ja fünfzehn Steine dazu — und die Folge war, daß man anständigerweise das Spiel als ungiltig aufheben mußte. Der fehlende Stein fand sich dann irgendwo unter dem Tische, einer der Ehrenmänner hatte ihn geschickt und zur rechten Zeit mit dem Rockärmel heruntergewischt. Oder man stieß unversehens den eben gefallenen Würfel um — wie leicht konnte das geschehen, wo man so dicht gedrängt nebeneinander saß! Nur war es merkwürdigerweise immer ein entscheidender Wurf, der nun unklar erschien, und die

Digitized by Google

Zuschauer konnten jedesmal nur behaupten, der Wurf hätte ihrer Meinung nach so gelautet, wie ihn der „Bäcker" eben brauchte.

Kurzum, Eugen war in die richtigen Hände gefallen. Diese Spieler, halb Gauner, halb Nichtsthuer — Alles in Allem aber geborene Beutelschneider, leben nur von der Leidenschaft der Anderen. Sie spüren unter den tausend Besuchern eines solchen Kaffeehauses just den Einen heraus, der neu einzufangen wäre, und stellen mit gierigen Fängen dem Unglücklichen nach, um ihm das Blut abzuzapfen.

So lange Eugen noch Geld hatte oder sich durch den Verkauf von Papieren Geld beschaffen konnte, so lange erkannte er seine Lage nicht. Noch an dem letzten Schein, den er zum Wechsler trug, hing er wie ein Hoffnungsschimmer. Das Glück konnte sich ihm ja nicht für alle Zeiten abgewendet haben! Und wirklich, er gewann jetzt einige Tage hintereinander. Keine großen Beträge, denn das war nicht möglich, aber immerhin genug, daß er jenes Papier hätte zurückkaufen können und doch genug übrig behalten für die nächsten Tage. Er wollte auch zu dem Wechsler gehen, wollte das letzte Stück retten.

Zufällig aber wurde in diesen Tagen zu Hause etwas mehr gebraucht, als sonst. Wintertoiletten, Heizvorräthe — noch ging es ja in seiner Wirthschaft zu, als ob er geordnete Bezüge hätte. Als er am dritten Tage Kasse machte, besaß er noch genug, um Theresen etwas zu geben, um die Rente zurückzuholen und reichlich hundert Mark darüber.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß der Wechsler das Papier nicht mehr im Hause hatte; morgen würde es Eugen holen können, oder sogar noch heute, in etwa zwei Stunden!

Und Eugen ging inzwischen spielen.

Schon seit einiger Zeit war der „Bäcker" nicht mehr sein Partner. Man hatte ihm das Mandat entzogen, mit

Digitized by Google

Eugen zu spielen. Seine plumpen Kniffe reichten doch nur gegenüber dem Anfänger aus; sehr bald mußten diese geflissentlichen Irrthümer im Setzen, dieser fehlende Stein, der mißverstandene Wurf und ähnliche stehende Spielkniffe auffallen. Man hatte jetzt eine erheblich geschultere Persönlichkeit damit betraut, Eugen auszubeuten. „Herr Assessor" nannten ihn Einige, auch der Oberkellner that dies, aber es klang immer ein bischen ironisch.

Dieser „Assessor" war vor unvordenklichen Zeiten einmal Bureauvorsteher bei einem Rechtsanwalt gewesen, hatte dann in verschiedenen Gefängnissen Gastrollen gegeben, weil er zu wiederholten Malen bei verbotenen Hazardspielen betroffen wurde. Jetzt nährte er sich schlecht und recht vom „Handspiel", das heißt von solchen Spielen, bei denen eine geschickte Hand die Ungunst des Zufalls zu verbessern im Stande ist. „Puff" spielte er nicht eben gern, da war eigentlich wenig zu machen. Aber Eugen hatte sich als guter, ausdauernder „Freier" erwiesen, da konnte man schon ein Uebriges thun.

Der „Assessor" gefiel Eugen besser, als der dummdreiste „Bäcker"; er stand ihm gesellschaftlich ein wenig näher, gab sich mehr als Gentleman, stritt sich niemals wegen einer Kleinigkeit — er betrog nur in großen Zügen, natürlich, ohne daß Eugen auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte.

Ein besonderer Zwischenfall hatte dem „Assessor" auch eine Art von privater Sympathie Eugen's zugewendet.

Als die Beiden eines Nachmittags da saßen, ganz vertieft in ihr Spiel — Eugen bemerkte nicht einmal, daß hinter seinem Stuhle Jemand stand, der dem „Assessor" schon zu wiederholten Malen allerlei Zeichen gegeben hatte — trat plötzlich ein gutgekleideter Mann, etwa in Eugen's Alter, an den Tisch und forderte den „Assessor" in höflicher, aber bestimmter Form auf, ihm in ein Seitenzimmer zu folgen. Das sah nicht aus, wie eine Verhaftung, eher,

Digitized by Google

wie eine auf Grund guter Rechtstitel betriebene, sehr energische Mahnung.

Eugen kam übrigens nicht dazu, darüber nachzudenken. Ihn beschäftigte vielmehr die Persönlichkeit des Fremden. Gewiß, er hatte ihn schon irgendwo gesehen — dieses Gesicht erinnerte ihn an — ja, an wen denn? Und auch Jener schien zu stutzen, als er Eugen hier sitzen sah.

Sehr schnell kehrte der „Assessor", ein wenig verstört, zurück und wandte sich sofort zu Eugen: „Ich bin da in einer dummen Verlegenheit, mein Herr," begann er in guter Form, „habe da etwas zu bezahlen, und mir fehlen da etwa hundert Mark, besonders, wenn ich das Vergnügen haben soll, heute noch weiter mit Ihnen zu spielen."

Eugen wußte ja nicht, daß der „Assessor" überhaupt für fremde Rechnung spielte; dazu kam, daß der Mann einen durchaus anständigen Eindruck machte, und endlich: Eugen war im Gewinn. Er reichte also dem „Assessor" einen Hundertmarkschein hinüber.

Nach wenigen Minuten wurde die unterbrochene Parthie fortgesetzt; Eugen gewann, und in der kurzen Pause fragte er: „Würden Sie es indiskret finden, wenn ich mich nach dem Namen des Herrn erkundigte, der Sie vorhin abrief? Er kam mir so bekannt vor!"

„Thut mir leid, da kann ich nicht dienen, er kam im Auftrage eines Anderen! Uebrigens — wozu sich denn geniren — das kann ja Jedem geschehen: es war ein Gerichtsvollzieher!"

„So, so — dann irre ich mich also!"

„Aber," meinte der „Assessor", „ich habe ja die Quittung, die er unterschrieben hat, da werden wir ja gleich sehen."

Eugen lehnte dankend ab, er kannte noch keinen Gerichtsvollzieher. Aber der „Assessor" hatte schon die Brieftasche herausgezogen und entzifferte nun die Unterschrift auf seiner Quittung.

Digitized by Google

„Das ist auch mir ein ganz neuer Name," sagte er, nicht ohne Selbstironie, „Hilfsgerichtsvollzieher Frege — hatte noch nicht die Ehre!"

„Frege — Frege?" wiederholte Eugen erstaunt, und halb für sich fügte er hinzu: „Ach, das kann ja nicht sein!"

„Bitte, sehen Sie selbst!"

Eugen lachte laut auf, er meinte nun auch, die Handschrift zu erkennen.

„Das wäre ja einer der köstlichsten Witze, die das Leben je gemacht! Aber nein, es ist ja nicht möglich, der Millionenerbe Frege — Gerichtsvollzieher!"

Der Assessor verstand ihn nicht. Was er aber sofort begriff, war, daß Eugen den Gedanken an jenen Frege nicht mehr los wurde, daß er zerstreut und fehlerhaft spielte.

Eugen verlor an diesem Abend, was er noch besaß.

Der „Assessor" hatte die wohlwollende Regung gehabt, ihm den Gewinn von zwei Parthien zurückzuschieben. Damit war die Schuld an Eugen beglichen, wenn auch, genau genommen, auf Kosten des „Komités". Aber erstens merkte die edle Vereinigung nichts — der „Assessor" ließ sich eine unausgesetzte Kontrole nicht gefallen, und zweitens würde er auch diesen Hunderter zurückholen.

Als Eugen in dieser Nacht das Kaffeehaus verließ, gerade noch reich genug, seine Zeche zu bezahlen, als er hinaustrat in die feuchte, neblige Morgenluft, fiel es ihm plötzlich wie ein schwerer Schlag auf's Herz. Er hatte sich zu Grunde gerichtet — sich und seine Familie!

„Du bist ein Elender," sagte er sich, „ein Lump, der eigentlich nichts Gescheidteres thun könnte, als jetzt da hinabzuspringen in die schwarze, modrige Spree, in deren Bett Du auch nicht festeren Boden finden würdest, als Du hier oben gefunden! Versinken — ertrinken wirst Du auch hier, nur nicht so schnell und schmerzlos!"

Digitized by Google

Er lehnte an dem Eisengitter der Friedrichsbrücke und das schmutzige Wasser stank zu ihm hinauf.

„Gräßlich! Abscheulich!“ rief er sich zu.

Und ganz unvermittelt stieg ihm jetzt die Erinnerung an den Zwischenfall von heute Nachmittag auf.

Frege! Wenn das wirklich jener Frege war, den er noch flüchtig kennen gelernt, als er seine ersten Besuche im Hause des Professors Mahner machte, derselbe, der einst mit Theresen verlobt gewesen, und sie wie ein Krösus beschenkt haben sollte, dann war Jener eigentlich noch tiefer gesunken — vom Millionär zum Gerichtsvollzieher. Und wenn Jener es über sich gewinnen konnte, heute in subalterner Stellung sich durchzuschlagen, dann mußte es auch für Eugen noch möglich sein, dem Sumpfe zu entkommen.

Freilich, mit seinen Mitteln war es zu Ende. Aber in einer so reich ausgestatteten Häuslichkeit gab es noch Mancherlei, das man für kurze Zeit entbehren und womit man sich helfen konnte.

Im Geiste machte er Inventur — darauf verstand er sich. Und er hatte nicht nöthig, lange zu suchen. In jener altmodischen Kassette — noch ein Erbstück von den Schwiegereltern — befand sich Theresens Schmuck. Nicht gerade ein Vermögen werth, aber doch genug, um einige Wochen davon zu leben.

Er wollte morgen Inserate in die verschiedenen Zeitungen geben, sich noch einmal ernstlich um eine Stellung bemühen. Bis sich eine solche fand, wollte er versuchen, doch wieder einmal ein Geschäft abzuschließen. Er hatte ja noch einige, freilich zweifelhafte Aufträge — vielleicht glückte Eines oder das Andere. Leichter als sonst erfand er heute eine Ausrede zur Entschuldigung seiner späten Heimkehr.

„Und eine Neuigkeit bringe ich Dir mit, Therese, eine

Digitized by Google

überaus interessante Neuigkeit! Denke Dir nur —" und er erzählte ihr vom Gerichtsvollzieher Frege.

Therese hörte nur mit halbem Ohre hin. Es war fast Morgen, auch war das Kind unruhig gewesen, und sie hatte geweint in ihrer Einsamkeit. Schließlich, was Ottmar Frege betraf, so mußte hier ja ein Irrthum vorliegen. —

Eugen's gute Vorsätze trugen ihn nicht weit. Nichts zu thun haben — das ist der furchtbarste Fluch, der den Mann treffen kann. Unaufhaltsam, unrettbar war er seinem Geschick verfallen.

Eugen spielte jetzt nicht mehr „Puff", das konnte ihm nicht mehr aufhelfen! So ganze fünfzehn, zwanzig Minuten sich hin und her geworfen sehen vom Zufall, um zu guter Letzt einen Betrag zu gewinnen, der nicht den tausendsten Theil dessen repräsentirte, was er seit Jahr und Tag verloren — was sollte das nützen?

Der „Assessor" hatte die Freundlichkeit gehabt, seinen Puffpartner in einen jener geschlossenen Cirkel einzuführen, deren es in Berlin Hunderte gibt. Hier konnte man sich doch herausreißen, denn hier wurde Hazard gespielt. Da brauchte man nur eine Viertelstunde Glück zu haben, und man konnte den Gewinn von zehn Puffparthien einheimsen.

Das schien ja richtig. Nur mit einem kleinen Nebenumstand hatte der unverbesserliche „Freier" nicht gerechnet: Wenn man ihn beim „Puff" durch überlegenes Spiel, durch manchen gaunerischen Kniff über den Löffel barbierte, so geschah es hier durch direkt falsches Spiel! Der Bankhalter — immer eine Gaunerkapazität — hantirte mit doppelten Karten; er schlug die Volte trotz einem Bellachini; er hatte Wachs an den Fingernägeln, um damit zwei Kartenblätter aneinander zu kleben — er kannte jede Karte von rückwärts und ließ sie verschwinden, wenn sie mit einem nennenswerthen Point besetzt war. Und ein ganzes

Dutzend von Schuften betheiligte sich nur zum Schein an diesem Spiele. Sie setzten „Blüthen", Nachahmungen von Banknoten, sie ließen sich in Spielmarken ihren Gewinn auszahlen. Das gute Geld der „Freier" verblieb in der Kasse des Bankhalters und wurde brüderlich getheilt, wenn die „Freier" ausgeplündert waren.

Eugen Winter hatte verspielt, was zu Geld zu machen war. Er hatte zudem aufgeborgt, was zu erlangen gewesen, verkauft, verpfändet, was ihm verwerthbar schien. Für ihn gab es keinen Halt mehr. Nicht die Bitten Theresens, nicht der Hinblick auf sein Kind vermochte ihn aufzuhalten. Niederwärts ging es mit rasender Schnelligkeit.

Auch heute hatte Eugen vergessen, daß er Therese in die Oper führen wollte.

Und als nach Mitternacht plötzlich die Polizei einbrach in den eleganten Spielsalon, als die Beamten Jeden der Anwesenden beim Namen riefen und die ganze Gesellschaft für verhaftet erklärte, da war es wie ein Wunder, daß Eugen noch im letzten Augenblick entwischen konnte. Der „Assessor" hatte ihm dazu verholfen, hatte ihm den „Elephanten" gemacht, wie es in diesen Kreisen heißt.

Aber man wußte seinen Namen — man würde ihn verfolgen — aus seiner Wohnung holen. Er mußte Berlin verlassen — sofort — im Augenblick!

Schon mit einem Fuße im Eisenbahnwagen, schrieb er jene Zeilen an Therese.

3.

Entsetzliche Tage waren über die arme, junge Frau hereingebrochen. Gleich am Morgen nach jener Nacht hatte ein Herr nach ihrem Manne gefragt, mit solcher Entschiedenheit, solchem Nachdruck, daß sie ihm freiwillig das Zettelchen zeigte, mit welchem Eugen sich von ihr verabschiedet hatte. Er mochte wohl sehen, daß sie von

Digitized by Google

nichts wußte und ging, ohne sich ihr als Polizeibeamter entdeckt zu haben. Und fast eine Woche später schrieb ihr Eugen zum zweiten Male, und zwar aus London.

„Du wirst inzwischen wohl erkannt haben, wie schlimm es um uns steht," hieß es in dem Briefe. „Ich habe eben sehr viel Unglück gehabt — so viel, daß ich zunächst noch nicht weiß, was anfangen! Das Traurige — vielleicht aber auch das Gute — ist, daß ich nicht nach Berlin kommen kann. Ich habe hier vorläufig Beschäftigung gefunden. Was ich erübrige, werde ich Dir schicken. Aber es wird sehr wenig sein — viel zu wenig, um Dich auch nur vor Noth zu schützen. Was hilft's, wenn ich Dir jetzt sage, daß ich es tief beklage, so weit gekommen zu sein? Habe Muth, Therese! Vielleicht hast Du von dem reichlichen Wirthschaftsgelde etwas erspart. Vielleicht auch lösest Du bei Zeiten den theueren Haushalt auf. Habe Muth, so wirst Du Dir besser rathen und helfen können, als ich es im Stande bin!"

Noch ehe sie mit dem Lesen zu Ende gekommen, war der Brief von Thränen überströmt. Sinnlos vor Schmerz und Empörung, schluchzend in heißem Weh und Zorn, sank sie an dem Gitterbettchen Otto's nieder. Was sollte aus dem Kinde werden! Und doch wußte sie noch nicht das Schlimmste. Erst, als sie wieder zur Besinnung kam, ging sie daran, die inzwischen für Eugen eingelaufenen Briefschaften zu öffnen. Sie mußte sich volle Klarheit verschaffen über ihre Lage.

Und entsetzliche Klarheit brachten ihr schon die nächsten Minuten. Nichts als Mahnungen, unbezahlte Rechnungen, Drohungen, Klagen waren es, die sich da auf Eugen's Schreibtisch angesammelt hatten. Ihr Mann, das ward ihr jetzt zur Gewißheit, war seit langer Zeit tief verschuldet.

Mit einer Energie, deren sie selbst sich niemals für

Digitized by Google

fähig gehalten, raffte sie sich zusammen. Gut denn, sie wollte es tragen! Sie wollte alle Bitterkeit in sich ersticken, alle falsche Scham abwerfen und sich und ihrem Kinde selber helfen. Sie hatte etwas gelernt, war jung, gesund, sie würde den Weg finden, der aus dieser verlogenen, haltlosen Existenz herausführte.

Noch war sie ja auch nicht völlig mittellos; ihr Schmuck allein mußte hinreichen zur Begründung eines neuen Lebens.

Sie suchte nach dem Schlüssel zu der alten Kassette — er war nirgends zu finden. Und sie bekämpfte tapfer ihre Thränen, als nun ein Schlosser daran ging, den Eisenkasten aufzusprengen.

Nun war sie allein und starrte in den leeren Kasten — sie tastete mit eisigen Händen in die Ecken! Nichts als ein paar leere Etuis und einige werthlose Kleinigkeiten!

Das war ein neuer, ein betäubender Schlag. Minutenlang kniete sie in starrer Geistesabwesenheit auf dem Teppich, vor der ehemaligen Sparbüchse ihres Vaters ...

Leer — leer! Bestohlen! Ihr Mann hatte nicht nur wie ein Leichtsinniger, wie ein Pflichtvergessener gehandelt, sondern wie ein abgefeimter Schurke.

Und sie riß in diesem Augenblick sein Bild aus ihrer Seele, sie zertrat die Erinnerung an ihn; nur noch ein Wunsch erfüllte sie, sich auch des Einzigen noch entledigen zu dürfen, was sie noch von ihm besaß: seines Namens!

Frau Therese verwand auch das. Sie sagte sich: Was ich besaß, konnte er mir nehmen — was ich bin und weiß, das mußte er mir lassen! Und diese Empfindung richtete sie auf.

Sie mußte schnell handeln; sie hatte nur noch für Tage Geld zum Leben. Entschlossen rief sie ihre Köchin herein.

„Hören Sie, Marie, ich werde Sie leider nicht behalten können. Mein Mann bleibt monatelang fort und

Digitized by Google

ich will solch' großes Haus nicht weiter führen. Sehen Sie, daß Sie bald einen anderen Dienst bekommen."

„Ich kann noch heute ziehen, Madame, wenn's Ihnen recht ist. Mir ist die Sache längst nicht richtig vorgekommen, und da habe ich mich bei Zeiten umgesehen," versetzte die Köchin.

Kaum war Marie hinaus, da kam ungerufen Lene herein und sagte: „Mich werden Sie nicht fortschicken, Madame, mich nicht!"

Gerührt sagte Therese ihr, daß sie sich künftig allein behelfen wolle, sie könne kein Dienstmädchen mehr bezahlen.

„Das ist einerlei," meinte Lene, „ich bleibe, wo Otto bleibt! Ich will doch sehen, ob Sie mich hinauswerfen. Wo sollte ich denn auch hin? Mein Sparkassenbuch hat der Herr und einen anderen Dienst finde ich nicht gleich. Ich bleibe!"

Therese glaubte in die Erde sinken zu müssen vor Scham. Also auch vor den Sparpfennigen des Dienstmädchens hatte der Elende nicht Halt gemacht!

Aber schnell entschlossen reichte sie dem Mädchen die Hand. „Gut denn, Lene, wir wollen es mitsammen tragen!" ...

Nun saß Frau Therese allein im Salon und dachte über die Zukunft nach, über die nächsten Schritte, die zu thun sein würden. Noch war dies schöne Heim intakt — noch sah dies Haus nach Wohlstand aus — wie bald würde sich das ändern! Und an jedem Stück der reichen Einrichtung blieb ihr Blick haften — der Blick und die Gedanken, die rückwärts führten zu Jenen, die das Alles so sorgsam und liebevoll zusammengetragen für die einzige Tochter. Wie weich gebettet sie sie glaubten! Wie eingehüllt in zärtliche Fürsorge! Und wie gesichert gegen Sturm und Gefahr! Und nun? Alles, was sie noch besaß, würde nun in fremde Hände fallen, in lieblose Hände

Digitized by Google

vielleicht, die es schonungslos zu Grunde richten würden. Es stieg der jungen Frau doch wieder heiß auf bei dem Gedanken. Unwillkürlich fiel ihr ein, ob sie nicht doch noch Schmucksachen besaß. Ach nein, Alles war ja in der alten eisernen Kassette gewesen. Nur ein Stück hatte sie selbst verschlossen; nicht seines Werthes wegen, sondern um Eugen's Zartgefühl nicht zu verletzen. Es war nämlich ein Geschenk von Ottmar Frege — ein Medaillon. Eine ganze Geschichte knüpfte sich daran!

Der Professor war ein friedfertiger Mann gewesen, der es absichtlich nicht gern mit Jemand verdarb, wenn er auch energisch seinen Willen durchzusetzen wußte.

Als er sich entschlossen hatte, die Verlobung seiner Tochter mit Herrn Frege aufzulösen, war dies in den verbindlichsten Formen und mit so überzeugenden Gründen geschehen, daß Frege sich nicht verletzt fühlen konnte, und sogar zustimmte, der Familie auch fernerhin ein Freund zu bleiben.

Man schied in aller Freundlichkeit. Aber eben deshalb konnte man sich auch der Bitte des jungen Mannes nicht widersetzen, ihn nicht durch die Zurückgabe eines Geschenkes zu kränken, das Therese einmal von ihm angenommen. Für seinen Reichthum war selbst ein so kostbares Stück, wie dieses grüne, mit einem herrlichen, von Brillanten umkränzten Rubin gezierte Medaillon eine Kleinigkeit.

„Wenn es Ihre Tochter nicht behalten, nicht tragen will, so mag sie mir's verwahren, bis ich's vielleicht einmal brauche. Man kann ja nicht wissen," meinte er in seiner selbstironisirenden Weise.

Und Therese behielt das Medaillon, freilich, ohne sich je daran erfreuen zu können. In demselben kleinen Sammetkästchen, in welchem es ruhte, so lange sie noch Mädchen war, lag es noch heute. Eugen wußte nicht, daß es existirte. Ach! Eugen wußte überhaupt nicht, was ihr lieb und werth

Digitized by Google

war. Uebrigens, Thereſe ſelbſt hatte Jahr und Tag nicht an das Medaillon gedacht. Der, von dem es herrührte, war verſchollen, und an Gelegenheiten, ſich beſonders aufzuputzen, fehlte es ihr längſt.

Ein einziges Mal in den fünf Jahren war das Medaillon geöffnet worden. Das geſchah, als Thereſe einmal an einem herrlichen Sommerabend vergeblich auf Eugen wartete. Sie hatte Naturſinn oder wenigſtens doch Naturſehnſucht, ſie wäre zu gern am Arm ihres Mannes durch den Thiergarten gewandert, wäre glücklich geweſen, mit ihm und dem Kleinen die Ufer des Halenſee's umſchreiten zu dürfen. Aber Eugen kam nicht — kam nicht! Faſt mechaniſch kramte Thereſe in ihren Laden; es war ihr, als ſuche ſie ein kleines Album mit Erinnerungen an die einzige Reiſe, die ſie gemacht. Und nun kletterte Otto an ihr hinauf, ſie mit all' den tauſend Fragen und Wünſchen quälend, die einer Mutter niemals zu viel werden.

„Was haſt Du denn da, Mamachen," rief er neugierig, und griff nach dem Medaillon, das Thereſe eben in die Hand gefallen war.

„Schau, mein Liebling, da iſt ein Bild darin," verſetzte Thereſe.

„Ein Bild? Ach bitte, bitte, zeige mir das Bild!"

„Iſt das der Papa?" fragte der kleine Kerl, der noch kaum einen Mann außer dem Papa kannte.

„Nein, das iſt ein Onkel!"

„Ach, Mama, einen Onkel möchte ich haben!"

Frau Thereſe lächelte. „Wenn Du nur wenigſtens einen rechten Papa hätteſt," dachte ſie verbittert. „Denn der ‚Onkel' — weiß der Himmel, was aus dem geworden iſt."

Und heute kam ihr das Medaillon in den Sinn; ſie ſuchte es hervor. Unwillkürlich mußte ſie an die Worte des Kindes denken, das ſich ahnungslos einen „Onkel" wünſchte.

Digitized by Google

Aber es war, seit sie ihr Unglück kannte, eine merkwürdige Entschlossenheit über diese zarte, ein wenig blasse junge Frau gekommen. Lange genug hatte sie geträumt, ihr Leben hingedämmert, jetzt mußte sie handeln!

„Ja, mein Kind, wir haben einen Onkel," dachte sie, „und wenn wir ihn auch nie mehr zu Gesicht bekämen, dankbar werden wir seiner gedenken, denn seine Freigebigkeit ist es, die uns jetzt helfen soll." Und sie band das Medaillon um den Hals, seit langer Zeit zum ersten Male. Das kleine Ding war kostbar, wie man ihr oft gesagt hatte. Vielleicht konnte man sich so viel darauf leihen, als zunächst nothwendig war. Inzwischen wollte sie Anstalten treffen, die Wirthschaft bis auf das Unentbehrliche zu verkaufen, wollte eine kleine Wohnung miethen — zwei Zimmer und eine Küche — wollte ihr Klavier mitnehmen und sich nach Schülern umsehen. Sie war auch in feinen Handarbeiten sehr geübt; vielleicht konnte sie mit Goldstickerei etwas verdienen. Wenn man nur für ein paar Monate durchzukommen vermochte, dann würde es schon gehen — auch ohne den Ueberschuß von Eugen's Londoner Verdienst.

Lene meldete, daß ein fremder Herr sie zu sprechen wünsche, ein älterer Herr, der gleich nach Frau Winter gefragt hatte.

Zögernd trat der Mann ein — keine Vertrauen erweckende Erscheinung. Dittmann nannte er sich.

„Ihr Mann befindet sich auf Reisen, wie ich höre," begann er das Gespräch, „glauben Sie, Madame, daß er bald wiederkommt?"

„Das glaube ich nicht," antwortete sie offen und rückhaltslos. Der kleine Mann blinzelte verwundert; er war auf Umschweife gefaßt gewesen.

„Hm," meinte er nachdenklich, „das ist recht schlimm! Denn nun werde ich wohl Sie belästigen müssen."

Digitized by Google

„Mein Mann ist Ihnen Geld schuldig, nicht wahr?"

Wieder horchte Jener auf; das war eine muthige kleine Frau, der konnte man gleich klaren Wein einschenken.

„Es scheint ja, daß Sie Bescheid wissen, Madame, um so besser! Dann werden Sie ja auch begreifen —"

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich nichts, gar nichts weiß, als daß mein Mann offenbar viel Schulden hinterlassen hat. Er ist wohl hauptsächlich deswegen fortgegangen. Leider scheint er auch mein Vermögen verloren zu haben. Und so kann ich Sie vorläufig nur in seinem Namen um Geduld bitten."

Der Kleine reckte sich auf seinem Stuhl in die Höhe. „Ganz so liegt die Sache denn doch nicht, meine liebe Frau. Einen großen Theil dessen, worauf ich Anspruch habe, hat Ihr Mann hier gelassen."

„Nun?" fragte sie erstaunt, „wenn er es hier ließ, so werden Sie ja nicht um das Ihre kommen!"

„Ich hoffe nicht! Aber ich wollte Ihnen doch zuvor sagen, wann ich die Sachen holen lasse."

„Von welchen Sachen sprechen Sie, Herr —?"

„Dittmann," ergänzte er, „ich glaubte, Sie kennen diesen Namen längst."

„Ich hörte ihn eben zum ersten Male," versetzte sie mit aufsteigender Angst, „aber was wollen Sie holen lassen?"

„Diese Einrichtung hier, die ganze Wirthschaft, die ich von Ihrem Manne gekauft habe."

„Ich — ich habe wohl nicht recht gehört?" stieß sie entsetzt hervor.

Herr Dittmann knöpfte den Ueberrock auf und zog aus der inneren Tasche ein Aktenstück, das er gemächlich entfaltete.

„Möchten Sie sich das einmal durchlesen," sagte er lakonisch und reichte ihr das Papier hin.

Digitized by Google

Was würde sie nun noch erfahren? War denn des Elends noch nicht genug? Die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen sie sah nur noch den Stempel am Kopfe des notariellen Vertrages, dann war ihr's, als schwänden ihr die Sinne.

„Kaufvertrag." Das Wort, das da in schön verschnörkelter Kanzleischrift über den Schriftsätzen paradirte, hatte sie halb unbewußt entziffert. Aber der daran klebende Begriff bohrte sich in ihr Hirn ein, in ihre Seele, sie hatte Mühe, das Aktenstück festzuhalten. „Kaufvertrag." Was hatte Eugen verkauft? Doch nicht den Stuhl, auf dem sie jetzt zusammengebrochen saß? Den Teppich, auf dem ihre Fußspitzen zitterten? Doch nicht die Uhr, die eben mit scharfklingenden Tönen Zwölf schlug? Nein, das war ja nicht denkbar!

In abgebrochenen Worten, wie nach Luft ringend, immer den erstarrten Blick auf den Bogen in ihrer Hand gerichtet, hob sie schwer und mühselig an: „Ich — ich verstehe nichts von Geschäften, Herr Dittmann, ich bin auch, wie Sie sehen, zu Tode erschrocken. Vielleicht haben Sie die Güte, mir zu erklären —"

„Da ist nicht viel zu erklären," sagte er gleichmüthig. „Ihr Mann hat mich angeborgt. Erst mit ein paar hundert Mark, dann mit mehr. Er vertröstete mich immer mit dem Vermögen seiner Frau, das er noch nicht angreifen wollte, er hätte noch dies und das in Aussicht und was der Redensarten mehr waren. Ich erkundigte mich nach Ihrem Herkommen — alle Achtung, Madame!" Der Kurzleibige machte den Versuch zu einer Verbeugung, „Professor Mahner — ein guter Name! Na, da pumpte er denn darauf los, und ich gab her, was er haben wollte. Zu mäßigen Zinsen! Höchstens, daß er mir ab und zu einmal etwas abkaufte, wenn ich gerade kein bares Geld hatte. Aber das war immer gute Waare, die er jeden

Digitized by Google

Augenblick ohne großen Schaden versilbern konnte. Schließlich, als der Posten gar zu groß war, da verlangte ich Sicherheit. Er hätte mir ja von Ihren Papieren ein paar geben können; bei mir lagen sie so sicher, wie auf der Bank. Aber man will doch etwas in der Hand haben! Nun, die Papiere wollte er nicht aus der Hand geben —" Der Kleine zwinkerte pfiffig mit seinen Aeuglein: „Ich denke wohl, Sie, Madamchen, werden die Dinger hübsch fest gehalten haben! Und das war gescheidt! Denn er verpulverte eine Unmenge! Als ich nun schließlich ungemüthlich wurde, lud er mich hierher ein; Sie waren damals mit Ihrem Kleinen ausgegangen. Ihr Mann war, ich glaube, ganz allein in der Wohnung. Nun, da sieht's ja nicht so aus, daß man sich wegen vier-, fünftausend Mark ängstigen könnte. Aber ich habe meine Erfahrungen. Ich sah mich sehr genau um — ich bin Möbelhändler — und verlangte schließlich als Sicherstellung einen Kaufvertrag."

Das Blatt bebte in Frau Theresens Hand.

„Ihr Mann nahm das gesammte Inventar auf," fuhr Dittmann fort. „Es war ein Vergnügen, diese schöne Aufstellung zu sehen — und ich taxirte. Die Wirthschaft deckte so einigermaßen meine Forderung. Da gingen wir denn zum Notar, und Herr Winter verkaufte mir rechtsverbindlich diese Einrichtung, quittirte über den Kaufpreis — er bekam sogar noch ein paar hundert Mark heraus. Ich hätte die Sachen noch in derselben Stunde abholen können. Aber ich drücke Niemand.

Ihr Mann wollte Rath schaffen, wollte mir die ganze Wirthschaft wieder abkaufen — das ist ja mein Geschäft. Wer aber nicht kam, wer nichts von sich hören ließ, war Ihr Mann. Nur einmal, als ich schon wirklich Ernst machen wollte, da kam er, ganz spät Abends klingelte er mich heraus. Er war sehr aufgeregt, ich weiß gar

Digitized by Google

nicht mehr, was er mir erzählte. Und schließlich, statt eine Rate auf die Wirthschaft abzuzahlen — was that er? Er borgte mir noch achthundert Mark auf einen Wechsel ab, der natürlich auch schon lange fällig ist. Und nun," der Dicke wischte sich mit einem buntgeblümten Tuche über das rothe Gesicht, „nun habe ich erfahren, daß der gute Herr Winter einfach durchgebrannt ist. Nun muß ich natürlich ein Ende machen!"

Der kleine Mann war bei den letzten Worten aufgestanden.

Frau Therese rang schwer nach Athem. Sie starrte vor sich nieder, als suche sie zu ihren Füßen den ungeheuren, bodenlosen Abgrund, welcher alle diese Summen verschlungen hatte.

Dittmann stand noch immer und wartete auf Antwort. „Ja," wiederholte er gleichsam drohend, „nun mache ich ein Ende!"

Therese fuhr wie aus dumpfer Betäubung empor. „Was soll ich Ihnen antworten?" sagte sie tonlos. „Daß ich von alledem nichts wußte, nicht die allerleiseste Ahnung hatte! Sie werden mir's nicht glauben! Aber das sollten Sie mir glauben: ich bin im Augenblick so verwirrt, so fassungslos, daß ich Zeit brauche, um mich zurecht zu finden. Wollen Sie mir noch kurze Frist lassen, Herr Dittmann?"

„Auf zwei oder drei Tage soll's mir nicht ankommen," sagte er, selbst betroffen von dem Eindruck, den seine Eröffnungen gemacht hatten, „nur mache ich Sie aufmerksam, Frau Winter: diese Sachen sind mein Eigenthum. Bringen Sie sich nicht in eine noch schlimmere Lage, rühren Sie nicht etwa die Hand, um etwas davon zu beseitigen. Auch mein Wechsel ist ausgeklagt — hier das vollstreckbare Urtheil! Und da ist es strafbar, wenn Sie mir etwas hinterziehen. Ich wohne Blumenstraße 16."

Digitized by Google

Er hatte sich schon zum Gehen gewendet, dann kehrte er noch einmal um. „Wenn Sie meinem Rathe folgen, liebe Frau," sagte er beinahe gutmüthig, „ich kenne die Welt: nehmen Sie sich's nicht zu Herzen! Bringen Sie die Geschichte in Ordnung. Sie haben ja noch etwas hinter sich." Und als sie eine heftig abwehrende Bewegung machte, fuhr er schnell fort: „Mir macht man nichts weiß, Frauchen! So lange man noch solche Medaillons trägt, da kann man schon einen Puff vertragen. Ich warte bis Freitag Abend."

Er war gegangen.

Frau Therese, die sich bis hierher gehalten, taumelte und stürzte mit einem Aufschrei zu Boden.

4.

Mit geradezu bewundernswerthem Muthe hatte sich die junge Frau in die neue, so sehr veränderte Lage gefunden.

Sie war zunächst zu ihrem Hauswirth gegangen, hatte ihm gesagt, wie es mit ihr stand. Und der humane Mann war gerührt von dieser moralischen Kraft, die in der kleinen Frau lebte. Er hatte im Gartenhause eine kleine Wohnung leer stehen, gerade so, wie Frau Therese sie suchte. Aus dem Miethsvertrage, die große Wohnung betreffend, hatte er sie ohne Weiteres entlassen.

Ihr zweiter Weg galt einem Rechtsanwalt. Unter den Papieren in Eugen's Schreibtisch, den sie nun auch hatte öffnen lassen, fand sich das Duplikat jenes Aktenstückes vor, das Dittmann zum Besitzer des Mobiliars machte. Frau Therese war nun stark und fest — sie las die Abmachungen mit peinlicher Genauigkeit bis zum letzten Worte. Sie prüfte auch die Aufstellung von Eugen's schwungvoller Handschrift. Es mußte wohl an jenem schrecklichen Tage, an dem sich der Verkauf vollzogen, das so nett eingerichtete Kinderzimmer abgeschlossen gewesen sein; auch in die Küche,

Digitized by Google

in einige Nebenräume hatte sich Eugen aus Furcht vor der mißtrauischen Köchin nicht gewagt. So umfaßte denn die Aufstellung im Wesentlichen das Ueberflüssige, die Luxusmöbel; was übrig blieb, konnte für sehr bescheidene Ansprüche noch genügen.

Der Anwalt, den sie um Rath fragte, mußte ihr sagen, daß gegen die Rechtsgiltigkeit des Kaufvertrages kaum Einwendungen zu machen wären. Nur wenn dieses Mobiliar nachweisbar schon vor der Verheirathung Eigenthum von Theresen gewesen wäre, hätte man hoffen dürfen, im Prozeßwege etwas zu erreichen.

Therese faßte Hoffnung, als sie den Sinn dieser Darlegungen begriff. Von den Möbeln und Luxusgegenständen ließ sich freilich nicht beweisen, daß sie „eingebrachtes Gut der Ehefrau" waren; wohl aber war dieser Beweis in Bezug auf das werthvolle Pianino leicht zu führen. Therese hatte das Instrument zu ihrem sechzehnten Geburtstage vom Vater als Geschenk erhalten — darüber würden die Bücher der großen Pianofortefabrik hinreichenden Ausweis ergeben.

Das Klavier also, so rieth der Rechtsanwalt, war unter allen Umständen zurückzubehalten. Alles Andere, soweit es in den Kaufvertrag einbezogen, sollte man um so mehr an Dittmann ausliefern, als dieser dem Anwalt sehr wohl bekannt war. Dittmann erfreute sich des Rufes, einer der rücksichtslosesten, gefährlichsten Wucherer im ganzen Osten von Berlin zu sein.

Genau nach diesen Weisungen handelte die junge Frau. In die Gartenwohnung ließ sie nur schaffen, was auch jetzt noch ihr Eigenthum war. Und es zeigte sich, daß sie reicher war, als sie geglaubt. Die beiden Stübchen, die sie sich eingerichtet hatte, sahen wohnlich aus; kaum, daß man einen Mangel bemerkte. Lene hatte bei Allem tapfer mitgeholfen.

Digitized by Google

Nun machte sich Frau Winter auf den Weg zu Dittmann, gewiß kein leichter Weg. Aber sie durfte hoffen, damit Alles abzuschütteln, was sie noch an den Zusammenbruch mahnen konnte.

Nicht mehr verängstigt und gebrochen, sondern fest und sicher setzte sie sich mit dem Manne auseinander. Was ihm gehöre, fände er zu seiner Verfügung in ihrer früheren Wohnung, zu der sie noch den Schlüssel besaß. Wegen des Klaviers, das ihr Mann nicht verkaufen durfte, verwies sie den erstaunten Dittmann auf den Rechtsweg.

Das rothe Gesicht des kleinen Trödlers färbte sich noch tiefer. Dittmann kannte die kleine Frau kaum wieder. Und als sie nun mit kurzem Gruße gehen wollte, in fast stolzer, aufrechter Haltung, da schoß es wie heller Zorn aus den kleinen Aeuglein Dittmann's.

„Und wie steht es mit meinem Wechsel?" zischte er.

„Ich bin Ihnen nichts schuldig, ich habe nichts mit Ihnen zu thun!"

Sie würdigte ihn keines Blickes mehr und schritt hinaus. —

Eine andere, reinere Luft wehte sie an, als sie jetzt in ihre stille Stube trat. Der Winter näherte sich dem Ende. Schon begann der Saft in Baum und Strauch zu kreisen. Die Natur, von der Therese nun wenigstens einen kleinen Ausschnitt vor Augen hatte, belebte sich von Neuem.

Otto's Spielsachen waren gerettet. Draußen in der kleinen Küche schaffte Lene, die freudig ihre Kochkunst erprobte. Und Frau Therese hatte nicht eine Stunde gesäumt, sich Arbeit zu beschaffen. Mit einigen Proben ihrer Geschicklichkeit, Handarbeiten, die sie für Eugen gefertigt, war sie in ein großes Tapisseriewaarengeschäft gegangen, und man hatte der Vertrauen erweckenden jungen Frau sofort einen kleinen Auftrag ertheilt. Auch zwei Klavierschülerinnen waren bereits gewonnen — die Töch-

Digitized by Google

terchen des Hauswirths — und noch immer hatte Frau Therese nicht nöthig gehabt, sich ihres letzten Werthgegenstandes, des Medaillons, zu entledigen.

Es war gar nicht zu glauben, mit wie wenig Lene auskam. Und ebenso wenig hätte man es für möglich gehalten, daß in diesem robusten, unwissenden Dienstmädchen so viel warme Anhänglichkeit Raum hatte. Wenn es irgend eine Möglichkeit gab, Frau Theresen den Uebergang aus sorglosen Verhältnissen in diese mehr als bescheidene Lage zu erleichtern, so war es die stille, mitfühlende, gleichsam ihren Theil tragende Art, wie Lene der jungen Herrin zur Seite stand.

Um ein Uhr speisten Mutter und Kind, um drei Uhr kamen die Schülerinnen; und bis dahin hatte Lene ihre Küche blitzblank, sie konnte nun den Kleinen zum Ausgehen putzen, damit Frau Therese nicht von ihm gestört werde.

Noch freilich war der furchtbare Schlag nicht ganz verwunden. Aber Therese hatte sich doch schon so weit zurechtgefunden, daß sie sich fragte, in welchem Maße wohl sie selbst die Schuld trüge an dem jähen Zusammenbruch. Und da kam sie zu einer merkwürdigen Erkenntniß.

„Wie ich Eugen eigentlich ohne Liebe zum Altar gefolgt bin, nur auf Wunsch meines Vaters, so liebte auch Eugen mich nicht," sagte sich Frau Therese. „Hätte er sonst so schändlich an uns handeln können? Aber er vergaß auch seine Pflicht — und ich bin schließlich nicht minder schuldig. Ich lebte wie ein gedankenloses Kind in den Tag hinein, ohne mich je der ernsten Frauenpflichten zu erinnern. Da mußte es freilich so kommen. Das sind die Folgen konventioneller, nicht auf reiner Herzensneigung beruhender Ehen."

Ganz leise, nur wie ein schwach umrissener Schatten, tauchte in solchen Stunden innerer Einkehr vor der jungen

Digitized by Google

Frau das fast verblichene Bild eines Mannes auf, den sie einst zu lieben geglaubt.

Wäre sie glücklicher gewesen an seiner Seite? Sie meinte noch ihre Hand in der seinen erzittern zu fühlen — wie jedesmal, wenn er sie begrüßte, wenn er sich von ihr verabschiedete. War das aufkeimende Liebe gewesen?"

Frau Theresen blieb übrigens nicht viel Zeit zum Nachdenken. Sie mußte sehr fleißig arbeiten, jede Stunde ausnützen, um durchzukommen. Außerdem aber machte ihr der Prozeß mit Dittmann Sorge. Der Mann hatte auf Herausgabe des Klaviers geklagt. Wenn es ihrem Anwalt nicht gelang, die Sache zu ihren Gunsten durchzuführen, so stand ihr ein neuer schmerzlicher Verlust bevor. Vergebens hatte man dem Möbeltrödler beglaubigte Abschriften des Konto's und der Rechnung über das Instrument vorgelegt; er wollte, daß das Gericht entscheide.

Aber auch das ging vorüber; das Klavier wurde Frau Therese zugesprochen. Und nun schien Ruhe werden zu wollen. Von Eugen hörte sie nichts. Einige seiner Gläubiger hatten sich gemeldet, aber ihre Forderungen lauteten lediglich auf Eugen Winter, sie waren nicht geltend zu machen gegen seine, von ihm getrennt lebende Frau.

— — — — — — — — — — —

Der Lenz stand in voller Entfaltung; vor den Fenstern Frau Theresens grünte das junge Laub, zwitscherten die Vögel. Otto durfte jetzt, zufolge einer besonderen Vergünstigung, in dem Garten des Hausherrn spielen. Nach dem Vater hatte er nur in den ersten Tagen gefragt. Er vergaß eben schnell, wie alle Kinder.

Eines Vormittags, Therese hatte eben eine Schülerin entlassen und ihre Stickerei zur Hand genommen, kam Lene mit der Meldung, daß Jemand Frau Winter zu sprechen verlange. Die junge Frau erschrak noch immer, wenn ein Fremder kam, aber das ging doch rasch vorüber.

Digitized by Google

Sie erhob sich und schritt dem Eintretenden entgegen. Kaum aber hatte sie den Blick zu ihm erhoben, da stockte ihr Fuß, eine tiefe Gluth stieg in ihrem lieblichen Gesicht auf, sie war einen Augenblick nicht eines Wortes fähig. Denn an ihn, der jetzt vor ihr stand, starr vor Ueberraschung wie sie, an ihn hatte sie eben wieder gedacht.

Sekundenlang sahen die Beiden einander in's Auge. Er schien stumm zu fragen, und sie, sie verstand ihn. Ein schmerzliches Zucken durchbebte ihre Züge, dann senkte sie den Blick.

Endlich, endlich hatte er sich ein wenig gefaßt, aber er war noch immer nicht völlig Herr der Lage. Und fast stammelnd begann er: „Verzeihung, gnädige Frau, aber — es ist offenbar nur ein Mißverständniß, dem ich die Freude verdanke, Sie wiederzusehen."

Er wurde jetzt sicherer und zeigte sich schon in den nächsten Sekunden ganz und gar als der Mann von Welt, als den sie ihn immer gekannt hatte.

„Es wäre banal, Ihnen zu sagen, daß ich mich nur um so mehr freue, andererseits aber," er blickte um sich, „kann ich noch immer nicht Herr meines Erstaunens werden. Bin ich wirklich bei Frau Therese Winter?"

Sie lud ihn durch eine Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Ihre Erregung niederzwingend, versetzte sie: „Auch ich bin sehr überrascht, Herr Frege, aber ich stehe nicht an, Ihnen zu sagen, daß Ihr Kommen mir wohlthut, sehr wohl."

Aufsteigende Thränen drohten ihre Stimme zu ersticken.

„Gleichviel," fuhr sie nach kurzer Pause fort, „ob Sie nun von meiner Lage wußten oder nicht, ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie sich meiner erinnerten."

„Darin liegt ein Lob, das ich ablehnen muß, gnädige Frau; ich habe, wenn ich offen sein darf, nicht an Sie gedacht, als ich hier eintrat."

„Nicht an mich?"

Digitized by Google

„Nein, ganz gewiß nicht. Mich führt ein geschäftlicher Auftrag — ich habe nämlich jetzt ein Geschäft," schob er lächelnd ein — „zu einer Frau Th. Winter. Offenbar hat eine Verwechslung der Adressen stattgefunden, und so bin ich hierhergerathen."

„Darf man fragen, welcher Art Ihr Auftrag war?"

„Um's Himmels willen nicht," sagte er mit lächelnder Selbstironie, „es lohnt wirklich nicht, von meinem Geschäft zu reden! Lassen Sie mich vielmehr dieses reizende Geschenk des Zufalls ganz würdigen. Ich habe ja so lange nicht zu würdigen gewußt, was mir in den Schoß gefallen war. Lassen Sie mich wenigstens an diesem Falle Ihnen zeigen, daß ich mich gebessert habe."

Sie antwortete nicht. Ein eigenartiger Zauber ging von diesem Manne aus, der Zauber der Vornehmheit, der sie schon einmal gänzlich eingesponnen hatte. Und er fuhr fort: „Erklären Sie mir, verehrte Frau, wie um Alles in der Welt, wie kommen Sie hierher? O, Sie blicken zu Boden? Ich habe mich hinreißen lassen zu einer Taktlosigkeit! Verzeihung! Oder ich will Ihnen etwas Anderes vorschlagen: gestatten Sie, daß ich Ihnen von mir spreche! Ich bin ganz sicher, daß auch Sie dann die Neigung ankommen wird, mir ein klein wenig Vertrauen zu schenken.

Ich bin nämlich — lachen Sie mich nicht aus, liebe, verehrte Frau! — ich bin schon seit einem Jahre ein ganz vernünftiger Mensch geworden! Wahrhaftig! Das hat natürlich nicht wenig Mühe gekostet, nebenher auch eine hübsche runde Summe. Aber ich möchte manches Mal glauben, es wäre damit nicht zu theuer bezahlt. Soll ich Ihnen von den Thorheiten sprechen, die ich begangen habe? Das wäre doch nur in großen Zügen möglich; denn beim Aufzählen im Einzelnen erginge es mir, wie dem vortrefflichen Leporello, der sie auch nicht alle mehr beim Namen kennt und schließlich nur noch Zahlen herbetet. Tausend

Digitized by Google

und drei! Ach, ich meine immer, es wären ihrer noch mehr gewesen — verstehen Sie mich recht, gnädige Frau: nur Dummheiten, meine ich!

Es gibt Narren, die, wenn sie mich über die Straße gehen sehen, einander zuflüstern: ‚Der hat sein Leben genossen!‘ Narren sind es, glauben Sie mir! Niemand genießt das Leben weniger, als Jener, dem alle Genüsse des Lebens offenstehen.

Sie wissen es ja, ich kam zum Faullenzen auf die Welt. Als ich kaum zwanzig Jahre alt war, starb mein Vater, der arme Mann, der ein Menschenleben dazu gebraucht hatte, zu erwerben, was sein einziger Sohn in wenigen Jahren bis auf den letzten Rest unter die Leute bringen konnte! Je weniger Tage mich noch von der Großjährigkeit trennten, um so mehr wuchs die Zahl meiner Freunde, lauter sehr gute Freunde, Jeder mit einem anderen Rezept, mich zu beglücken. Und ich taumelte Jedem von ihnen nach! Vielleicht, wenn ich damals irgendwo Halt gefunden hätte, einen festen Punkt in der Erscheinungen wilder Flucht, vielleicht mußte ich dann nicht in so jähem Sturz zu Thale fahren. Erst als ich ganz drunten angelangt war, kam mir zum ersten Male die Besinnung. Nun erst blickte ich zurück und sah, was für ein heilloser Thor ich gewesen war. Und doch, lachen Sie mich nicht aus, ich kann noch immer nichts bereuen! Vielleicht, weil ich bis zur Stunde noch keinem Anderen weh gethan, als mir selber. Kurz, vor zwei Jahren kam ich als Heizer mit einem Bremer Dampfer von Amerika zurück. Drüben, wo ich's versucht hatte, wollte mir's nicht behagen, das ist ein poesieloser Boden. Das Komische ist nur, daß das Leben auch hierzulande niederträchtig prosaisch ist! Eine Zeitlang versuchte ich's mit dem Hungern, dann erinnerte ich mich, daß ich einmal ein Schüler der Frau Themis gewesen war und wurde Schreiber bei einem Gerichtsvollzieher.“

Digitized by Google

Bei diesem Worte fuhr Thereſe unwillkürlich auf. Eine bange Ahnung kam ihr.

„Gnädige Frau, weshalb erſchreckt Sie das ſo ſehr?“ fuhr er gutgelaunt fort. „Es iſt ein ganz unblutiges Handwerk, das ich ſehr bald wie ein Alter beherrſchte. Und eines Tages fand ſich einer jener guten Freunde von ehedem, Einer, dem mein Geld einſt auf den Richterſtuhl verholfen hatte, und er erwies ſich als ein weißer Rabe, er erinnerte ſich meiner. Innerhalb ſeiner Machtſphäre war ein armſelig Plätzlein zu vergeben, das Amt eines Hilfsgerichtsvollziehers. Ich machte das Examen, ſchwor in die Hand des Richters einen heiligen Eid, daß ich ſtets meine Pflicht thun wollte und nichts als meine Pflicht, und verdiene nun heute beinahe ſo viel, wie ich vor fünf Jahren meinem Friſeur zahlte. Aber es reicht — es reicht, gnädige Frau! Und ich fange an, zu genießen!“

Mit einem beklemmenden Angſtgefühl hatte Frau Thereſe den Schluß von Ottmar's Erzählung vernommen. Sie erinnerte ſich nun ganz deutlich, daß Eugen ihr einmal von ihm geſprochen hatte, und ſie konnte ſich der Vorſtellung nicht erwehren, als ſei es kein Zufall, was Herrn Frege zu ihr geführt hatte.

Glücklicherweiſe ſtürmte jetzt Otto vom Garten her in das ebenerdige Zimmer, ein blühendes, überaus lebhaftes Blondköpfchen, das zuerſt den Fremden gar nicht bemerkte.

„Sieh' einmal, Mama, was ich für ſchöne Kuchen gebacken habe!“

Und er wollte die Mutter zum Fenſter ziehen, um ihr ſeine kunſtvollen Sandgebilde zu zeigen. Aber Thereſe folgte diesmal nicht.

„Ich habe Beſuch, mein Kind! Geh', ſage hübſch guten Tag!“

Otto drehte ſich um und ſah jetzt den Gaſt mit großen runden Augen an. Plötzlich brach der Kleine aus: „Das

Digitized by Google

ist ja der Onkel! Mama, Du wolltest mir doch einen Onkel schenken!"

Völlig verwirrt nahm Frau Therese den Knaben bei der Hand und führte ihn sanft hinaus. Inzwischen hatte sie Zeit gefunden, sich zu sammeln, und als Ottmar bei ihrem Wiedereintritt einiges Freundliche über das hübsche Kind sagte, ergab sich auch ein Uebergang auf ihre eigene Lage.

Mit wenigen Worten, ohne Eugen anzuklagen, sprach sie von dem plötzlich erfolgten Zusammenbruch, von Eugen's Abreise. Sie vermied das Wort „Flucht". Wenn Eugen die Möglichkeit sähe, wirklich helfen zu können, würde er gewiß wiederkehren. Bis dahin werde sie sich schlecht und recht allein durchschlagen.

Jetzt war es Ottmar Frege, den plötzlich eine heftige Unruhe erfaßte. Und als die junge Frau im Verlaufe ihres Berichts den Namen Dittmann nannte, sprang er mit allen Zeichen der Erregung auf.

„Verehrte Frau!" rief er aus. „Sie wissen nicht, in welche peinliche Lage mich Ihre Mittheilungen versetzen. Denn es erscheint mir jetzt unzweifelhaft, daß nicht ein Irrthum meinen Schritt hierher gelenkt hat, nein, daß ich Kraft meines Amtes bei Ihnen erschienen bin."

Auch Frau Therese hatte sich erhoben. Sie preßte beide Hände auf das wild pochende Herz und sagte bestimmt: „Thun Sie also Ihre Pflicht, mein Herr!"

5.

Der Beamte war gegangen.

Frau Therese saß unbeweglich am Klavier und hielt das Medaillon in der Hand. Sie starrte die in mattem Grün erglänzende Kapsel an, die funkelnden Steine, und schüttelte endlich energisch den Kopf.

„Nein, das ist nicht wahr! Das kann nicht sein!" sagte

Digitized by Google

sie sich. Aber weshalb hatte er sie belogen? Sich selbst verkleinern — er, mit seinem freien, offenen Wesen?

Therese achtete nicht darauf, wie Otto sich an den „schönen blauen Marken" freute, die nun an jedem Stück im Zimmer klebten. Sie sah immer nur den armen Mann, der mit übermenschlicher Anstrengung seine Pflicht that. Gleichsam, als ob sie den ganzen Vorgang zum zweiten Male erlebte, stand er jetzt vor ihrem inneren Auge.

Ottmar Frege hatte einen fürchterlichen Kampf durchlebt. Wenn nie zuvor in seinem Leben, so mußte ihm in dieser qualvollen Stunde heiße, bittere Reue gekommen sein, Reue darüber, daß er sein Erbe verthan hatte, daß er hier nicht helfen konnte!

„Ich habe Ihnen ein vollstreckbares Urtheil in der Wechselklage des Möbelhändlers Christoph Dittmann wider Ihren Mann, den Kaufmann Eugen Winter, und wider Sie vorzulegen." Mit diesen Worten war Ottmar in die Amtshandlung eingetreten.

„Wider mich?" fragte Therese beinahe ungläubig.

„Bitte, wollen Sie sich gefälligst selbst überzeugen."

Und der junge Beamte legte ihr das Urtheil vor. Da erkannte das Gericht, daß Eugen Winter als Acceptant eines Wechsels über achthundert Mark, und Frau Therese Winter als Girantin dieses Wechsels gemeinsam schuldig seien, an den Inhaber desselben, den Möbelhändler Dittmann, den Wechselbetrag sammt Zinsen und Kosten bei Vermeidung der Zwangsvollstreckung sofort zu zahlen.

„Es ist das Recht des Gläubigers," setzte Frege erläuternd hinzu, „selbst zu entscheiden, von welchem der Schuldner er seine Forderung eintreiben will."

Man brauchte nicht viel Scharfsinn, um zu erfassen, was hier vorgegangen war. Eugen hatte, von seiner unbegreiflichen Geldnoth immer weiter getrieben, die Unterschrift seiner Frau auf einem Wechsel gefälscht. Da seine

Digitized by Google

Gattin als vermögend galt, konnte er ein von ihr girirtes Papier viel gewisser verwerthen, als wenn es nur seinen eigenen, schlecht im Kurse stehenden Namen trug. Dittmann hatte ihm auf diesen Wechsel Geld geliehen. Gereizt über den Verlust des kostbaren Instruments, vielleicht auch innerlich überzeugt, daß Frau Winter in der Lage sei, zu zahlen, ging er nun gegen diese vor und beauftragte den Hilfsgerichtsvollzieher Frege mit der Zwangsvollstreckung.

„Sind Sie bereit und in der Lage, diese achthundertvierundfünfzig Mark vierzig Pfennig zu zahlen?" fragte der Beamte, seiner Instruktion gemäß. Und als Frau Therese verneinen mußte, fuhr er fort: „Dann bin ich genöthigt, zur Pfändung zu schreiten."

Er legte unter amtliches Siegel, was seiner Meinung nach für diesen Haushalt entbehrlich war. „Sie ernähren sich vom Klavierunterricht?" fragte er unter Anderem. „Da muß ich Ihnen das Klavier belassen. Aber, was ich sonst pfänden kann, deckt den Gläubiger nicht annähernd. Ich habe Sie deshalb zu fragen, ob Sie etwa Geldeswerth, Schmuck oder dergleichen besitzen."

Frau Therese öffnete eine Lade und holte einige Kleinigkeiten hervor, die aus dem Schiffbruch gerettet worden.

Er schob sie, als zu geringwerthig, zurück.

„Und sonst, Frau Winter," fragte er mit zitternder Stimme, „sonst besitzen Sie nichts?"

Jetzt löste die junge Frau ein schwarzes Sammetband vom Halse und legte vor den Beamten ein Medaillon nieder — sie trug es jetzt täglich, aber sie verbarg es seit jener Begegnung mit Dittmann unter dem Kleide.

„Das ist das Letzte," sagte sie leise.

Seine Hand schien sich zu sträuben, als sie sich nach dem Schmuckstück ausstreckte. Frau Therese sah, wie der bis hierher so feste Mann bleich wurde.

Lange ruhte sein Blick wie prüfend auf den Steinen;

Digitized by Google

vielleicht auch hätte er die Kapsel gern geöffnet. Aber er bezwang sich, reichte ihr das Medaillon zurück und sagte kurz: „Das ist nicht zu pfänden, es ist unecht!"

Therese machte Miene, zu widersprechen. „Es ist unecht, gnädige Frau, ich weiß es genau!" wiederholte er.

In steifer Amtshaltung las er ihr das Protokoll vor, machte darauf aufmerksam, daß es strafbar sei, die gepfändeten Gegenstände, welche er hiermit in Besitz nehme, zu veräußern oder aus der Wohnung zu entfernen. Sodann erbat er ihre Unterschrift und entfernte sich mit höflichem, aber kühlem Gruße.

Die junge Frau sah jetzt wieder prüfend auf das kleine, mattglänzende Ding und schüttelte energisch den Kopf.

„Unecht? Das Geschenk des damaligen Millionärs? Nein — das kann nicht sein!"

„Mamachen," rief Otto, „schau, hier ist auch solch' schöner blauer Stern daran!"

Und das Kind zeigte auf den Nähtisch Theresens, der gepfändet und versiegelt worden war.

Therese kehrte mit ihren Gedanken in die Wirklichkeit, in die Gegenwart zurück.

Was beginnen? Mit einem guten Worte war ein Dittmann nicht zu weiterer Nachsicht zu bewegen. Er würde um so gewisser die Abholung und den zwangsweisen Verkauf der Pfandstücke beantragen, als er ja neuerdings gereizt werden mußte durch Frege's humane Auffassung. Denn Therese war nicht urtheilslos genug, um zu glauben, der Beamte hätte unbedingt darauf Rücksicht nehmen müssen, daß das Klavier ihr als Musiklehrerin nothwendig war. Dittmann aber wollte bezahlt sein.

Wie, wenn Therese in das Leihamt ginge und sich durch das Medaillon zu helfen versuchte? Entweder war es in der That werthlos, und dann stand es überhaupt

Digitized by Google

traurig um sie — oder man würde ihr darauf leihen, was Dittmann jetzt begehrte.

Und noch Eines wünschte sie festzustellen, wenn sie sich's auch selber nicht gestand: war Ottmar Frege nur von einer Regung des Mitleids geleitet worden, als er ihr das letzte Werthobjekt beließ?

Sie machte sich fertig. Zum ersten Male, seit sie Stunden gab, würde eine Schülerin sie nicht antreffen. Aber sie konnte mit diesem Weg keinen Dritten betrauen. Wenn die Kleine nicht Zeit oder Lust hätte, zu warten, bis Therese zurückkam, so wollte diese in die Wohnung der Schülerin kommen; so beschied Frau Therese die getreue Lene. Sie versah sich auch mit Legitimationspapieren; man konnte ihr ja vielleicht nicht glauben wollen, daß es ihr Eigenthum war, was sie versetzen wollte.

Eines der königlichen Leihämter befindet sich in der Klosterstraße, und dorthin wandte sich Therese. Es war fast Mittag geworden.

Scheu und beschämt bog sie in das nüchterne, zweistockige Gebäude ein. Sie hatte nicht nöthig zu fragen, auf dem Hausflur und der Treppe fand sie zurechtweisende Aufschriften.

Nun stand sie in dem langgestreckten Raume, der durch einen Waarentisch in zwei Hälften getheilt wird. Drüben, an den Fenstern, stehen ein halbes Dutzend Pulte, dort erfolgen die Eintragungen. Diesseits drängt sich das Publikum. Therese erkennt sehr bald, daß hier peinliche Ordnung in der Abfertigung herrscht. Jeder neu Kommende schließt sich rechts an die lange Reihe der vorhandenen Darlehenssucher an. Vor sich auf den Tisch legt er nieder, was er versetzen will; und nun nimmt einer der Schätzmeister langsam Stück für Stück auf, besieht und befühlt es prüfend, hält den Gegenstand an's Licht, ruft auch wohl einen Kollegen herbei, wenn er selbst nicht mit sich in's

Digitized by Google

Klare kommen kann. Endlich hat er sich eine Meinung gebildet. Er nennt eine Summe — zumeist sehr kleine Beträge — und entweder gibt der Geldbedürftige stumm zu erkennen, daß er einverstanden, oder er versucht, ein etwas höheres Darlehen zu erzielen, was übrigens selten gelingt. Der Schätzmeister verpackt und verschnürt das Pfandstück, dann fordert er die hier unentbehrliche Legitimation ein und wirft Jenem eine Pappmarke hin, auf welcher nichts als eine Zahl zu lesen ist.

Diese Zahl wird später am Kassenschalter aufgerufen; wer im Besitz der Marke ist und die Höhe des zu erhebenden Betrages richtig anzugeben weiß, erhält Geld und Pfandschein. Diejenigen, die links neben ihm standen, rücken weiter vor.

Das vollzieht sich Alles sehr ruhig, manchmal ohne andere Worte, als das Angebot des Schätzmeisters. Von all' dem Elend, das den Einzelnen hierherführt, ist wenig zu gewahren — man müßte denn in den gespannten, zumeist verhärmten und überdies durch die Geringfügigkeit des Darlehens enttäuschten Gesichtern lesen.

Therese hatte das Alles schnell überblickt und begriffen. Als die Reihe an ihr war, warf der Beamte nur einen flüchtigen Blick auf das Etui, das sie geöffnet in der Hand trug.

„Thut mir leid — das nehmen wir hier nicht an! Damit müssen Sie nach der ersten Abtheilung — Jägerstraße — gehen!" sagte der Schätzmeister und stand bereits bei ihrem Nachbar zur Linken.

Welch' eine neue Schwierigkeit! Und was bedeutete die erhaltene Auskunft? Weshalb nahm man ihr das Medaillon nicht ab, wo doch sonst alles Mögliche Gnade fand vor den Augen des Taxators? Der Mann da neben ihr brachte zwei messingene Plätteisen und wurde sie los; ein junges Mädchen hatte eine Zither abgeliefert und be-

Digitized by Google

liehen erhalten. Wäsche, Taschenuhren, Betten — Alles wurde hier bewerthet, und ihre einzige, ihre letzte Kostbarkeit wies man zurück?

Jemand, der hier offenbar Bescheid wußte und ihren Schrecken sah, klärte sie flüsternd auf.

„In der Jägerstraße," meinte er, „da verkehren die feinen Kunden, hier dürfen Edelsteine nicht angenommen werden."

Ein wenig erleichtert fragte Therese den Kundigen noch nach der Hausnummer der „ersten Abtheilung", und machte sich auf den Weg. Sie mußte sich ja sagen, daß der Schätzmeister noch nicht wußte, ob die Steine in dem Medaillon echt waren oder nicht. Andererseits aber wies sie alle Zweifel ab: Ottmar Frege konnte sie nicht sozusagen gefoppt haben!

Und in der That, in der Jägerstraße vollzog sich die Angelegenheit schnell und glatt. Man nahm ihr das Etui ab, ein Herr untersuchte die Steine sehr genau, er bediente sich einer Lupe, rieb die Steine, ließ sie im Lichte funkeln, dann kehrte er zurück und rief Theresen zu: „Tausend Mark — ist's recht?"

Sie war in diesem Augenblick so froh erstaunt, sie fühlte sich so leicht und glücklich, daß sie fast vergaß, dem Beamten zu antworten. Aber er hatte schon aus ihren Mienen gelesen, daß sie mit seinem Angebot zufrieden, reichte ihr die Marke herüber, und Therese nahm auf einer der Bänke Platz, um zu warten, bis man ihre Nummer aufrufen würde.

Während sie jetzt, wieder losgelöst von der bedrückenden Wirklichkeit, dasaß und zurückdachte, schrak sie plötzlich zusammen. Schloß nicht die Unwahrheit Ottmar's eine Pflichtverletzung in sich? Durfte er einen so werthvollen Gegenstand ungepfändet in ihrem Besitz belassen, wo doch, was er sonst mit Beschlag belegt hatte, nicht annähernd

Digitized by Google

hinreichte zur Befriedigung des Gläubigers, seines Auftraggebers? Und weshalb hatte der junge Mann das gethan?

Sie wagte nicht, sich diese Fragen zu beantworten. Nur das Eine war ihr klar, als sie jetzt, einen Tausendmarkschein im Portemonnaie, auf der Straße stand: sie durfte nicht einen Augenblick zögern, Dittmann abzufinden, damit nicht durch ihr Verschulden etwa eine Reklamation erfolge.

Ottmar Frege hatte ihr noch im Amtston gesagt, daß die Zahlung ebensowohl an den Gläubiger, wie an ihn, den Gerichtsvollzieher, erfolgen könnte. Sie wollte also Ottmar's Büreau aufsuchen.

„Ich komme, um die Schuld an Herrn Dittmann zu berichtigen," sagte sie, ihr Geld hervorziehend.

„Gott sei Dank," entfuhr es dem Beamten.

Er war allein mit ihr in der kleinen, fast dürftig eingerichteten Kanzlei. Während er nun die Quittung ausschrieb und den Ueberschuß auf den Tisch zählte, hatte sie Muße, dieses feine, in den wenigen Jahren auffallend ernst gewordene Gesicht zu beobachten. Was ging nur jetzt für eine merkwürdige Wandlung in diesen Zügen vor? Es war, als ob helle, sonnige Lichter darüber hinblitzten. Gewiß, der Mann war mit seinen Gedanken überall wo anders, als bei seiner trockenen Amtspflicht, die er mechanisch vollzog.

Er überreichte ihr, nur noch gezwungen seine steife Würde wahrend, Quittung und Schuldtitel. Dann aber richtete er sich plötzlich auf, gleichsam, als fiele eine schwere Last von seinen Schultern. Und sich selbst vergessend, ergriff er mit beiden Händen die kaum widerstrebenden Hände Theresens und küßte sie.

„Ich danke Ihnen — danke Ihnen tausendmal, daß Sie das von meiner Seele genommen haben!" brach er aus.

Digitized by Google

Jetzt erst kam Thereſen die Beſinnung. Mit einer faſt ängſtlichen Geſte entzog ſie ihm ihre Hände.

„Aber was haben Sie nur? Erklären Sie mir doch —"

„Ich — ich bin ſchon wieder ganz ruhig — ganz ruhig, gnädige Frau," verſicherte er, tief Luft ſchöpfend. „Sie dürfen unbeſorgt Platz nehmen, Sie ſind nicht in der Wohnung eines fremden Mannes, ſondern im Büreau eines königlichen Beamten. Aber nein! Der Beamte hat ſeine Schuldigkeit gethan, laſſen Sie mich als Menſch wieder aufathmen!"

Er zwang ſie mit ſanfter Gewalt, mit einem bittenden Blick auf einen Stuhl nieder.

„Bitte, laſſen Sie ſich erzählen, gnädige Frau!"

Und dabei blitzte und funkelte es in ſeinen Augen, wie reinſte Glückſeligkeit. Frau Thereſe vermochte auch nicht einmal zu ahnen, was ihn ſo ſehr bewegte.

„Zehn Minuten, bevor ſie eintraten, Frau Thereſe," begann er nach einer kurzen Pauſe, „hatte mich Ihr Gläubiger, Herr Dittmann, verlaſſen. Wie ſoll ich Ihnen nur ein Bild von dieſem Menſchen geben, ſo, wie er ſich mir hier enthüllte? Was rede ich von einem Menſchen — eine Beſtie hockte hier, ſchoß ihre wüthenden Blicke auf mich, ſpie mich mit ihrem giftigen Geifer an. Aber — ich habe mich bezwungen — ich war meines Eides eingedenk ihm gegenüber, nur meine Pflicht zu thun und nichts als meine Pflicht! Schwer genug hat er's mir gemacht. Und nun haben Sie mich vor weiterem Kampfe bewahrt. Das danke ich Ihnen, danke ich mit jedem Blutstropfen!"

Und nun begann er zu berichten.

Er war noch nicht definitiv eingeſtellter Gerichtsvollzieher, hatte noch keine Kundſchaft, ſondern befand ſich in einem Proviſorium und bekam deshalb ſeine Aufträge vom Gericht überwieſen. Natürlich hatte er dieſe Aufträge un-

Digitized by Google

weigerlich zu vollziehen. Nur so hatte er als Mandatar eines Dittmann in Funktion treten können, eines Mannes, vor dessen Berührung sich die meisten von seinen Kollegen schützten. Schließlich war ihm der Name Winter kaum aufgefallen, er ist sehr häufig in Berlin. Daß eine in irgend einem Hinterhause wohnende Frau Th. Winter mit ihr, Theresen, identisch sein könnte, war ihm nicht in den Sinn gekommen. Nun, er hatte bei ihr seines Amtes gewaltet, so gut er's vermochte, schon das war ihm nicht leicht geworden. Heimkehrend von dieser Mission fand er Dittmann warten. Das Aktenstück lag schon zwei Tage bei ihm, Jener hatte also ein formelles Recht, zu fragen, ob die Pfändung noch nicht vollzogen wäre.

„Ich legte ihm das Protokoll vor. Ja, wie soll ich Ihnen nun schildern, in welch' sinnlosen Zorn der Wucherer gerieth. Ich meinte nicht anders, als daß den Menschen hier auf der Stelle der Schlag treffen müßte, so schwoll ihm der dicke, rothe Kopf an, als er aus dem Protokoll ersah, daß die Pfändung kaum den vierten Theil dessen decken könnte, was er zu fordern hatte.

‚Und das Klavier?' schnaubte er.

‚Das ist nach meiner Instruktion unpfändbar, weil die Schuldnerin sich und ihr Kind durch Klavierunterricht ernährt!'

‚Und der Schmuck?' krächzte Dittmann, ‚wo ist der Schmuck geblieben?'

‚Was ich an Schmuck gesehen habe, schien mir werthlos!'

‚Herr,' schrie jetzt Dittmann mit Schaum vor dem Munde, ‚Herr, wollen Sie mich zum Besten halten! Ich weiß, daß diese Frau ein Medaillon trägt, für das ich jeden Augenblick tausend Mark bezahlen würde.'

Das war nun freilich ein bedrohlicher Augenblick. Mit diesem Burschen war nicht zu spaßen. Ich nahm all' meine

Digitized by Google

Kaltblütigkeit zusammen und erklärte: ‚Dies Medaillon — das einzige, das ich vorfand, halte ich für unecht!‘ Das war, Sie wissen es nun selbst, nicht wahr. Allein ich konnte ja nicht mehr zurück — wollte auch nicht, und wenn es mir selbst an den Kragen gehen sollte! Aber, Frau Therese, Sie haben ja keine Vorstellung von der Rohheit, die jetzt aus dem auf's Höchste gereizten Manne hervorbrach.

‚Unecht?‘ zischte er, ‚unecht? Herr, Sie sind meineidig! Sie haben mich bestohlen — Sie sind mit der Frau im Bunde! In einer Stunde habe ich mein Geld, oder Sie sind die längste Zeit Hilfsgerichtsvollzieher gewesen!‘

Und wie ein Rasender stürzte er davon. Ich aber machte mich in der That gefaßt, meiner Stellung baldigst enthoben zu werden, da hat denn Ihre Dazwischenkunft, Ihre Redlichkeit mich noch zu guter Zeit gerettet. Denn ich hatte doch meine Pflicht vergessen.“

Mit thränenerstickter Stimme sagte Therese: „Was haben Sie für mich auf's Spiel gesetzt!“

6.

Otto war sehr eifrig mit seinem Baukasten beschäftigt. Er trug sich bereits seit einiger Zeit mit der Absicht, für die Mama ein Schloß zu bauen, so groß wie das, in dem der Kaiser wohnt.

Therese war nicht daheim; sie mußte heute einige Stunden nachholen, die gestern infolge der mancherlei Erlebnisse ausgefallen waren. Lene hatte in der Küche zu thun. So konnte der Kleine ganz seinen großen Plänen sich hingeben. Eben hatte er einen kunstvollen Thurm aufgeführt, als er draußen reden hörte. Er kletterte von dem Stuhl herab und lief zur Küchenthür, die er hier, in den niedrigen Räumen, selbst zu öffnen im Stande war.

Lene verhandelte mit einem Manne, dessen Gesicht Otto

Digitized by Google

nicht gleich sah. Er hörte nur, wie das Dienstmädchen bat, Jener möchte doch wiederkommen, wenn die Madame da wäre. Als nun aber der Fremde eine Wendung machte, erkannte ihn der Knabe und rief fröhlich: „Das ist ja der Onkel! Weißt Du, Lene, der Onkel aus der schönen, kleinen Büchse, die Mama am Halse trägt."

Und er sprang dem Manne entgegen.

Lene stutzte einen Augenblick; da sie aber wußte, daß derselbe Herr gestern zu längerem Besuch bei ihrer Herrin erschienen war, ließ sie ihn eintreten.

Ottmar Frege nahm in dem Stübchen Platz und befand sich bald in lebhafter Unterhaltung mit dem Kinde.

„Kannst Du auch bauen?" fragte Otto. „Oder wollen wir etwas anderes spielen?"

Denn daß der Onkel nur gekommen war, um mit ihm zu spielen, erschien ihm selbstverständlich.

Ottmar konnte auch bauen, sehr schön bauen sogar, fast so wie die Mama.

„Weißt Du, Onkel," bemerkte der Kleine dann, „ein Wiegenpferd habe ich auch! Nur ist es so groß und hier ist kein Platz dafür!"

Der Onkel wußte Rath, er ließ Otto auf seinem Knie reiten. Und das gefiel dem Knaben außerordentlich.

Frege war gekommen, um pflichtgemäß die Siegel abzunehmen. Nun aber lag die amtliche Obliegenheit weit abseits. Eine schmerzlich-süße Regung stieg in ihm auf, die Ahnung von einem Glück, auf das er eigentlich längst verzichtet hatte. Zwar, er stand erst im Anfang der Dreißig, aber er hatte sich doch jenen Kreisen, denen er durch Geburt und Erziehung angehörte, völlig entfremdet. Wie hätte er daran denken sollen, zu heirathen, sich selbst ein trauliches Heim zu schaffen? Sein Vermögen war verthan, seine jetzige Stellung gewährte ihm kaum nothdürftigen Unterhalt, würde sich auch schwerlich sehr ver-

Digitized by Google

bessern, denn er war wohl nicht der rechte Mann auf diesem Posten. Ein gewisser Stolz hielt ihn ab, sich an reiche Verwandte zu wenden, und so hieß es wohl, sich begnügen.

Als er gestern Therese wiedersah, kam ihm vielleicht zum ersten Male in seinem Leben ein Gefühl aufrichtiger Reue an. Soviel Liebreiz, soviel echte Weiblichkeit hatte er sich entgehen lassen! Mit jedem Worte, das er über ihr Schicksal vernahm, mit jedem Blick, den er in diese reine, starke Frauenseele that, ward diese Reue heftiger. Und heute — ja, weshalb durfte er nicht heute nach diesem Glücke streben? Die Ehe, die dem vorläufig noch im Wege stand, war unhaltbar, das leuchtete ihm ein. Dieser Ehe fehlte der innere Grund — das war nicht jene wahre Ehe, vor der auch der leichtfertige Lebemann Halt macht — das war nur noch eine Form!

Eine schlaflose Nacht war dem gestrigen Tage gefolgt. Heute früh aber hatte sich Ottmar mit einem festen, bestimmten Plan erhoben. Er wollte ehrlich und offen vor die junge Frau hintreten mit der Frage: „Wollen Sie sich freimachen aus diesen Banden, die doch kein Glück umschließen? Wollen Sie mir an Stelle jenes Unwürdigen Ihr Leben anvertrauen?"

Aber jetzt kamen ihm wieder Bedenken. Es hieße ihre Zwangslage für sich ausnützen, wenn er sie vor diese Wahl stellte. Entweder liebte sie Jenen noch immer, und dann konnte er nicht glücklich werden an ihrer Seite; oder sie waren einander wirklich fremd geworden, und dann würde sie sich selbst von ihm trennen, und Ottmar konnte sich um ein freies Weib bewerben.

Der Kleine ritt jetzt auf Ottmar's Schultern, der mit ihm durch das Zimmer trabte. Das fröhliche Jauchzen des Kindes erfüllte den kleinen Raum, und ungehört war Therese eingetreten.

Digitized by Google

„Mama! Mama!“ jubelte das Kind, als es sie endlich sah, „der Onkel hat viel mehr Zeit, wie der Papa!“

Stumm sahen Therese und Ottmar einander an, wortlos und doch so beredt! Dann sagte Therese: „Sie sind ein guter Mensch, ein aufrichtiger, theilnahmvoller Freund! Wie froh bin ich, Sie wiedergefunden zu haben.“

Sie reichte ihm die Hand, die er innig preßte, während er beklommen fragte: „Haben Sie schon Nachricht von — von Ihrem Gatten erhalten?“

„Nein,“ sagte sie kurz. „Ich weiß so wenig, was er in der Fremde treibt, als was er hier trieb.“

„So wissen Sie vielleicht gar nicht, verehrte Frau, wodurch Ihr Mann verarmte?“ fragte er ganz erstaunt.

„Nein. Ich habe auch nicht darnach geforscht. Vielleicht spekulirte er falsch. Er hat mich über seine Geschäftssorgen nie in's Vertrauen gezogen.“

„Sie irren, Frau Therese, Ihr Mann hat sein und Ihr Vermögen am Spieltische verloren!“

Therese blickte mit weit offenen Augen zu ihm auf. „Verspielt!“ Das also war die Lösung! Und im Fluge reihten sich ihr tausend Einzelzüge zu einem Ganzen zusammen. Eugen's nervöse Abgespanntheit, sein langes Ausbleiben Tag für Tag, dann wieder seine Hoffnung auf den nächsten Tag; gewiß, Ottmar Frege hatte Recht: ihr Mann war ein Spieler.

Mit dem Ausdruck ruhiger Entschlossenheit reichte Frau Therese dem jungen Manne die Hand: „Sie haben mir mehr gedient, als Sie ahnen können, mein lieber Freund. Dem Manne, der mich und mein Kind beraubte, weil er ein schlechter Geschäftsmann, ein leichtsinniger und unglücklicher Spekulant war, hätte ich bemitleiden und verzeihen können. Von dem Spieler aber muß ich mich schon um meines Kindes willen für immer lossagen. Denn ein Spieler ist zu allem Schlechten, allem Niedrigen fähig.

Digitized by Google

Ein Spieler ist verloren, ist rettungslos der niedrigsten, degradirendsten Leidenschaft verfallen, und opfert dieser gewissenlos Weib und Kind. — Jetzt erst bin ich frei geworden. Und ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben, daß nicht noch die Stunde kommen könnte, wo ich mich dessen freuen darf!"

Wenn Ottmar der jungen Frau nicht in diesem Augenblick seine Liebe erklärte, so war es, weil er einsah, daß jetzt ein solches Vorgehen verletzend wirken müsse. Nein, frei machen wollte er Therese erst von der letzten Fessel und dann — dann wollte er sie sich erringen.

7.

Ottmar mußte sehr bald erkennen, daß er sich keine leichte Aufgabe gestellt hatte. Ein Brief, den er an Eugen nach London geschrieben hatte, war als unbestellbar zurückgekommen. Wie aber sollte er Theresen die Freiheit schaffen, wenn er ihres Mannes nicht habhaft werden konnte?

Wenige Tage später ließ ihn der Amtsrichter rufen, dem er seine jetzige Stellung zu verdanken hatte. Es war eine Beschwerde von Dittmann eingelaufen. Ottmar hatte offenbar nicht einwandsfrei gehandelt. Einen Anderen, der ohne Protektion war, hätte man wohl ohne Weiteres entlassen. Mit ihm wollte man noch einen letzten Versuch machen, indem man ihn der Kriminalabtheilung überwies. Vielleicht, daß noch ein tüchtiger Protokollführer oder dergleichen aus ihm wurde. Er mußte die Versetzung dankbar hinnehmen.

Zu Frau Therese wagte er sich nicht. Er war ihr ein oder das andere Mal begegnet, hatte sie ruhig, gefaßt, ergeben in ihr Schicksal gefunden. Otto habe lebhaft nach ihm gefragt, aber, wie die Dinge jetzt standen, dürfe sie ihn nicht bitten, zu kommen, jetzt noch nicht, hatte sie hinzugefügt, und diese letzten Worte belebten seinen sinken-

Digitized by Google

den Muth. Und er hätte aufjubeln mögen, als er einige Tage später durch einen Zufall erfuhr, daß sie die Scheidungsklage gegen Eugen Winter eingereicht habe.

Frau Therese hatte ihrem Anwalt Vollmacht gegeben, wegen „böslicher Verlassung" und „unüberwindlicher Abneigung" zu klagen. Aber zunächst war keinerlei Aussicht auf Erfolg, denn der Aufenthalt Eugen's ließ sich nicht ermitteln.

Eines Nachmittags wurde Therese zu ihrem Hauswirth gerufen, der eben von einer längeren Reise heimgekehrt war. Einen Augenblick fürchtete sie, man könnte ihr die Wohnung kündigen wollen oder ihr die Unterrichtsstunden entziehen. Aber Herr Weigert empfing sie so freundlich, mit so verheißungsvoller Miene, daß sie sich schnell beruhigte.

„Ich bringe Ihnen etwas aus Italien mit, eine frohe Botschaft! Rathen Sie, wen ich gesehen habe!"

Alles Blut wich aus Thereſen's Gesicht. Nur von ihm, von Eugen, konnte die Rede sein.

„Denken Sie sich, wie der Zufall spielt. Wir waren an der Riviera, und meine Frau quälte mich, ihr Monaco zu zeigen. Ich selbst, ich verabscheue das Hazardspiel; aber — ansehen kann man sich's ja! Wir hatten die Spielsäle durchwandert, meine Frau ist auch richtig hundert Franken losgeworden, da sehe ich plötzlich an einem Trente-et-Quarant-Tische ein bekanntes Gesicht. Erst glaubte ich, mich zu irren, aber nein, es war Ihr Mann, der da, vor sich einen ganzen Haufen Gold und Banknoten, saß. Ich konnte mich leider nicht zu ihm durchdrängen, Sie glauben gar nicht, wie voll es da ist. Aber er war es! Ich habe mich dann noch erkundigt; er war erst seit Kurzem dort, soll unvernünftig viel gewonnen haben. Als ich am nächsten Tage in Bordighera, in dem Hotel, das man mir bezeichnet hatte, nach ihm fragte, hieß es, er sei nach Deutsch-

Digitized by Google

land abgereist! Nun, was sagen Sie? Ist das nicht eine gute Nachricht?"

Mühselig erhob sich Therese, mit bleichen Lippen für die freundliche Absicht dankend. Sie war wie niedergeschmettert.

Wenn sie noch gezweifelt hätte, so mußte sie eine Notiz, die am nächsten Morgen in allen Zeitungen stand, vollends aufklären.

„Ein glücklicher Berliner," hieß es da, „scheint Herr E. W. zu sein, der vor Kurzem unter nicht eben erfreulichen Umständen die Heimath verlassen mußte, nachdem er sein Vermögen an der Börse und — anderswo — verspielt hatte. Er soll in den letzten Tagen die sonst so ‚einnehmende' Spielbank zu Monaco in ganz erhebliche Unkosten versetzt haben. Man behauptet, er befinde sich eben, eine wohlgezählte halbe Million in der Tasche, auf der Heimreise."

Von nicht weniger als drei Seiten erhielt Therese den betreffenden Zeitungsausschnitt zugesandt. Ihr Rechtsanwalt schickte ihn mit der Bitte um weitere Information; Dittmann hatte mit Blaustift auf den Rand geschrieben: „Nun rechnen wir ab!" und Ottmar Frege hatte dem Zeitungsblatt eine Visitenkarte beigefügt, auf der es wehmüthig genug hieß: „Leben Sie wohl."

An demselben Tage noch lief ein Brief von Eugen ein, ein mit tausend Mark beschwerter Geldbrief. Er war von Frankfurt am Main datirt und lautete:

„Endlich, liebe Therese, habe ich Dir wieder einmal Erfreuliches zu melden. Nach so manchem schweren Fehlschlage sind meine jahrelangen Bemühungen nun doch von Erfolg gekrönt worden. Es ist mir nicht nur gelungen, Dein Vermögen zurückzuerobern, sondern auch noch ein Erkleckliches mehr. Du sollst nun die traurige Zeit meiner Abwesenheit auf einer größeren Vergnügungsreise an meiner

Digitized by Google

Seite vergessen lernen. Versorge von dem beifolgenden Gelde das Kind für einige Wochen und reise, so bald Du irgend kannst, hierher, wo Dich erwartet

Dein Eugen."

Ein vornehmes Hotel war als Adresse angegeben.

In hell aufflammender Empörung zerriß Frau Therese diesen Brief. Der Schändliche! So wie er sie seit Jahren belogen und betrogen hatte, so auch jetzt. Wie man einem Kinde, das sich weh gethan, Bonbons zum Troste schenkt, so bot ihr Eugen eine Vergnügungsreise zur Entschädigung für das, was sie erlitten. Wie tief müßte sie sinken vor sich selbst, wenn sie dieser Einladung Folge leistete!

Sie sandte das Geld noch in derselben Stunde zurück.

„Wenn ich auch Deine Spielverluste bezahlen mußte," schrieb sie ihrem Mann, „mit Allem, was ich besaß, und mit blutigen Thränen dazu, so will ich doch an Deinem Spielgewinn nicht Theil haben. Du hast Weib und Kind eingesetzt und eine halbe Million gewonnen. Begnüge Dich damit und erweise mir wenigstens so viel Achtung, meiner Klage auf Scheidung keine Schwierigkeiten entgegenzustellen. Wir sind zu Ende miteinander. Sei Dir der Gott des Spiels auch fernerhin gewogen!"

Diesen Brief übergab sie zur Beförderung ihrem Rechtsanwalt, der ihn nebst der Klage auf Scheidung an seine Adresse gelangen ließ. So konnte dem Empfänger wenigstens kein Zweifel darüber bleiben, daß es ernst gemeint war. —

Eugen Winter lachte höhnisch auf, als er die Absage seiner Frau gelesen hatte. Was fiel der närrischen Person nur ein? Hatte er denn nicht schließlich Recht behalten mit seiner Theorie vom Spielglück? Und konnte er seine Familie nicht hinreichend schadlos halten für die verhältnißmäßig kurze Zeit der Entbehrung? Hatte er doch auch entbehrt — mehr vielleicht als Jene! — und hatte die sauer erarbeiteten Schillinge zusammengespart, bis sich ihm ein-

Digitized by Google

mal billige Gelegenheit bot, auf einem Segelschiffe nach Genua zu kommen. Mit armseligen dreihundert Franken war er eingetreten in den Kampf um's Glück, und nach acht Tagen hatte er Selbstbeherrschung genug gezeigt, mit der tausendfach vermehrten Summe sich zurückzuziehen. Verdiente er dafür, daß man ihn so behandelte? Er, der ja nicht eine Stunde zögerte, um wieder gut zu machen, was er begangen hatte?

Es war ja nicht möglich, daß diese romantische Grille wirklich Stand halten sollte, Stand halten vor seinem Reichthum!

Er würde die Sache schon bald in's Reine bringen, wenn er nur erst in Berlin war, dorthin zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Dort, wo er vor Jedermanns Augen verarmt war, wo er den Niedergang ausgekostet hatte bis auf den letzten bitteren Rest, dort sich wiederum in glänzenden Verhältnissen zeigen zu können, das reizte ihn, wie sonst nur das Spiel ihn gereizt hatte.

Er wollte nun auch ein Geschäft eröffnen, nachdem er sich von den Erlebnissen der letzten Jahre erholt haben würde.

Dreiviertel Jahre waren seit seiner Flucht vergangen. Inzwischen war die dumme Spielgeschichte von jener Nacht ganz gewiß vergessen. Er war ja auch nicht deswegen davongegangen, was konnte ihm, einem harmlosen Hereingefallenen, denn geschehen? Wenn er nicht ohnehin „fertig" gewesen wäre und wenn er nicht hätte fürchten müssen, daß seine Frau nun erfahren würde, wo er all' die Nächte zugebracht, so wäre er ruhig mitgegangen mit den Beamten, die damals das Spiel unterbrachen.

Nun aber war Gras über der Geschichte gewachsen, nun konnte er unbesorgt zurückkehren.

Er quartierte sich im „Kaiserhof" ein, er hatte ja nicht nöthig zu sparen.

Es war an einem Sonntag früh, als er hier eintraf,

Digitized by Google

ein herrlicher Sommertag. Schon auf dem Bahnhofe heimelte ihn dies frohe Treiben an. In dichten Schaaren drängten sich ganze Familien in die Wagen, Männer und Frauen im Sonntagsstaat, die Kleinen auf dem Arm, größere Kinder vor sich herschiebend. Alles wollte hinaus in's Freie, wollte sich mit den Kindern tummeln, mit ihnen spielen in dem kärglichen Grün des Grunewalds.

Er, Eugen, hatte dafür nie Sinn gehabt, sich nie Zeit dazu genommen, seit er verheirathet war. Es war ihm auch immer gar so gewöhnlich vorgekommen, mitten im Strome dieser Tausenden sich ganz so, wie die Anderen alle, zu vergnügen. Heute freilich, wo doch eine gewisse Sehnsucht nach Frau und Kind in ihm rege geworden, heute wollte es ihm fast rührend erscheinen, wie alle diese Väter und Mütter, die gewiß zumeist saure Wochen hinter sich hatten, sich abplagten, um ihren Kindern frohe Sonntagsstunden zu schaffen. Auch er wollte das nachholen, wenn er's ja nun auch nicht mehr nöthig hatte, wie Jene, sich zu drängen und zu stoßen! Er würde sich künftig immer einen Wagen nehmen, wenn er den Seinen ein Vergnügen bereiten wollte.

Er hatte in Frankfurt einige Spielsachen für Otto gekauft und schickte diese nun durch einen Dienstmann in die Wohnung seiner Frau; beigefügt hatte er einige Zeilen, in denen er Theresen nahelegte, sie möge doch vernünftig sein, möge doch den kindischen Scheidungsgedanken fallen lassen. Wenn er in zwei Stunden, gleich nach Rückkehr seines Boten, bei ihnen sein würde, so wäre ja alle Noth vorüber und man könne sich leicht für Alles schadlos halten.

Von seinem Fenster aus sah er den Dienstmann über den blumengeschmückten Wilhelmsplatz dahertraben. Aber der Mensch brachte richtig das Packet zurück.

Es war Niemand zu Hause gewesen bei Frau Therese Winter, nicht einmal ein Dienstmädchen habe aufgemacht,

Digitized by Google

berichtete der Bote. Die Leute im Hause meinten, die junge Frau sei mit dem Kleinen schon ganz früh ausgerückt, offenbar zu einer Landparthie.

Dagegen war nun freilich nichts zu machen; wo sollte Eugen Winter an solch' einem Sonntag seine Frau suchen? Da hieß es, den Tag hier verbummeln. —

Therese war in der That mit Otto und Lene, die einen entsprechenden Mundvorrath mit sich führte, heute früh hinausgewandert nach Schildhorn. Aber die Drei waren nicht ohne männlichen Schutz. Auf die rührende Abschiedskarte Ottmar Frege's hatte Therese noch in derselben Stunde geantwortet, sie könne seinen Rücktritt aus dem freundschaftlichen Verhältniß nicht genehmigen, ohne zuvor seine Gründe dafür zu erfahren. Draußen, an den blauen Havelseen, würde er Gelegenheit finden zu einem eingehenden Vortrage, sie fahre mit dem Zuge um sieben Uhr zehn Minuten. Und Otto habe Ball und Reifenspiel mit sich, da dürfe Ottmar nicht auf sich warten lassen.

Als Therese kurz vor sieben Uhr auf dem Banhof anlangte, trat ihr Ottmar mit einem Blumensträußchen in der Hand entgegen. Fahrkarten hatte er schon gelöst, und nun hob er den Kleinen auf den Arm, und der Millionär von einst kämpfte sich mit den beiden Frauen tapfer durch das ungeheue Gewimmel von Sonntagsausflüglern, bis er das kleine Häuflein bequem in einem Wagen dritter Klasse untergebracht hatte.

Den ganzen herrlichen Tag verlebten die vier Menschen zusammen in ungetrübter Harmonie. Kein Mißklang störte das frohe Beisammensein. So kam der Abend heran, ein schwüler Spätsommerabend. Ottmar hatte den allgemach ermüdenden Kleinen noch durch eine Jagd nach Glühwürmchen munter zu halten gesucht; nun aber trugen diesen die Füße nicht mehr. Und Ottmar that, wie andere Väter auch: er nahm den Knaben auf den Arm und schritt den

Digitized by Google

Frauen vorauf durch den von singenden Schwärmen Heimkehrender erfüllten Wald.

Von alledem, was ihm und wohl auch Thereſen das Herz erfüllte, war den ganzen Tag über mit keinem Worte die Rede geweſen. Es war noch nicht an der Zeit, davon zu ſprechen. Aber man verſtand ſich auch ohne Worte.

Lange, lange mußten ſie auf der Station Hundekehle warten, bis es gelang, in einem der immer überfüllten Züge Platz zu finden. Und als ſie kurz vor Mitternacht auf dem Potsdamer Bahnhof angelangt waren, hatte ſich inzwiſchen ein Gewitter entladen. Nun praſſelte der Regen in Strömen herab. Droſchken, Pferdebahnen waren im Nu beſetzt, und man mußte ſich wohl oder übel entſchließen, zu Fuße nach Hauſe zu gelangen.

Der Regen hatte ein klein wenig nachgelaſſen, und jetzt ſollte der kühne Verſuch unternommen werden.

Otto war wohl verwahrt; Thereſe hatte ihn in ihren großen Shawl eingeſchlagen; Lene trug den Korb und auf Ottmar's Armen ſchlief friedlich das Kind. So trat man die Wanderung an.

Kaum waren ſie in die Wilhelmſtraße eingebogen, als ein neuer, furchtbarer Regenguß das Weiterkommen nahezu unmöglich machte. Am Tage hätte man Unterſtand in einem Hauſe geſucht, jetzt aber waren alle Hausthore geſchloſſen, kein Wagen weit und breit zu ſehen.

Jetzt bemerkte Ottmar das Licht im Café des Kaiſerhofes.

„Laſſen Sie uns dort hinüberflüchten, Frau Thereſe," ſagte er, „und bleiben Sie dort mit dem Kinde, bis ich eine Droſchke gefunden habe!"

Sie ſchlüpften, bis auf die Haut durchnäßt, in das überfüllte Café. Nun wachte auch Otto auf und verlangte zu trinken. Ottmar beſtellte Chokolade; dann ſchlug er den Kragen hoch und begab ſich auf die Suche nach einem Wagen.

Digitized by Google

Er blieb ziemlich lange aus; Otto war auf Lenens Schoß wieder eingeschlafen, und Thereſe ſah ſich, mehr um ihrer Gedanken Herr zu werden, als um zu leſen, nach einer Zeitung um. Sie war kaum einige Schritte gegangen, als ſie an dem offenen Eingange zu einem großen Seitenraum ſich befand. Völlig fremd hier, ſchritt ſie planlos weiter, bis ſie gewahr wurde, daß ſie mitten in dem, um dieſe Stunde überfüllten Spielzimmer ſtand.

Erſchreckt wollte ſie umkehren, da fiel ihr Blick auf einen eleganten Herrn, der gerade ihr gegenüber, den Rücken zur Wand gekehrt, vor einem Puffbrette ſaß und ſpielte.

Ein eiſigkalter Schauer überlief ſie inmitten dieſes heißen, dunſterfüllten Raumes. Sie hatte Eugen erkannt.

Er ſchien mit Glück zu ſpielen, ein Häuflein Goldſtücke lag ihm zur Seite auf dem Tiſche, und ſein Partner blickte finſter und trotzig darein. Aber wie verzerrte ſelbſt der Spielerfolg die Züge ihres Gatten, die ihr einſtmals ſchön erſchienen waren! Es war, als ob alles Leben in dieſem ſonſt ſo beweglichen Geſicht erſtarrt wäre. Nur die Augen glühten, dieſe Augen, die mit unheimlicher Geſpanntheit den Würfeln folgten und dann wieder der Hand des Gegners. Nicht eine Sekunde hob Eugen den Blick, dieſen gierigen, das ganze Puffbrett umſchlingenden ſtarren und doch unſtäten Blick!

Thereſe ſtand da, wie angewurzelt, kein Glied zu rühren fähig. Ein wahres Entſetzen hatte ſich ihrer bemächtigt, ein namenloſes Angſtgefühl, daß dieſer ſaugende, zehrende Blick auch ſie umfaſſen, auch ſie bezwingen könnte, wie er die Würfel zwingen zu wollen ſchien. Das alſo war das Spiel, dieſe grauenhafte Leidenſchaft, die alles Menſchliche ertödtet, gleichwie der Peſthauch, vor dem alles Lebende verdorrt zuſammenſinkt!

Sie ſchüttelte ſich wie im Fieber. Die Hand vor Augen haltend, taſtete ſie ſich faſt hinaus aus dieſer Höhle,

Digitized by Google

bis zu dem Marmortischchen, an welchem in süßem Frieden ihr Kleiner schlummerte.

Und da war auch Ottmar schon. Er führte sie und Lene, die jetzt den Knaben trug, hinaus zu einer Droschke, die er in der Friedrichstraße gefunden hatte.

Lene und das Kind waren untergebracht. Nun stieg Frau Therese, auf Ottmar's feste Hand gestützt, ein; noch einmal neigte sie sich dankend zu Ottmar hinaus, dann fiel der Schlag zu, und der Wagen rollte davon.

8.

Eugen Winter saß in seinem eleganten dunkelblauen Schlafrock beim Frühstück. Er hatte sich sehr schnell darein gefunden, nun wieder aus dem Vollen schöpfen zu dürfen.

Eigentlich hatte er sich fest vorgenommen, nicht mehr zu spielen, wenigstens nicht mehr dies einfältige „Puff", bei dem ja selten Jemand einen höheren Einsatz, als etwa hundert Mark wagte. Aber es war gestern ganz gegen seinen Willen geschehen.

Er hatte sich sträflich gelangweilt den ganzen langen Sonntag. Ohne Interesse für die Kunst, war er gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß man ja eine der zahlreichen Kunstsammlungen besuchen könnte. Auch hinaus in die Natur zog es ihn nicht, und so wollte der Tag gar nicht zu Ende gehen. Endlich, Abends, entschloß sich Eugen, wenigstens eine Singspielhalle aufzusuchen. Aber auch hier langweilte er sich. So kehrte er in den „Kaiserhof" zurück und war froh, daß ihn Jemand zum Spielen aufforderte.

Eugen gewann ununterbrochen bis nach zwölf Uhr. Sein Gegner beherrschte sich kaum noch vor Zorn. Dann aber wendete sich plötzlich das Blatt. Er verlor jetzt Spiel auf Spiel. Als um zwei Uhr die Kellner anfingen,

Digitized by Google

das Gas abzudrehen, war der heutige Spielgewinn dahin und noch ein paar hundert Mark darüber.

Ein zu einfältiges Spiel, dieses Puff, man mußte es im Ernst aufgeben! Eugen wollte sich um die Rennen kümmern, da wurde ja auch gespielt und zwar erstens in feinerer Form und zweitens sehr hoch.

Immerhin fühlte sich Eugen heute nicht behaglich. Er hatte schlecht und wenig geschlafen und war bei Zeiten aufgestanden. Nun wollte er seine häuslichen Angelegenheiten kurzer Hand erledigen. Es war ja Unsinn, daß er sich in lange Verhandlungen einlassen sollte. Er zweifelte übrigens auch nicht einen Augenblick, daß es seinem persönlichen Einfluß gelingen werde, die Schrulle Theresens zu besiegen. Er packte seinen Juchtenkoffer, zog sich fertig an und ließ die Rechnung kommen.

Als der Kellner die Quittung brachte, meldete er zugleich, daß Jemand den Herrn zu sprechen wünsche; er habe seinen Namen nicht genannt. Nun, Eugen wußte ja, daß er so manchen Gläubiger hier zurückgelassen hatte; er wollte Jedem gerecht werden — Jedem, ohne Ausnahme. Natürlich würde er jetzt, wo er über beträchtliche Barmittel verfügte, sich nicht wie früher wucherisch übervortheilen lassen. Solchen Leuten, wie einen Dittmann, würde er nachweisen, daß sie ehrlich oft kaum die Hälfte dessen zu beanspruchen hatten, was ihre Schuldscheine und Wechsel nominell betrugen. Aber, wie gesagt, Schaden sollte Keiner erleiden.

Nur ein Gläubiger konnte es sein, der seine Heimkehr schon herausgebracht hatte und ihn in aller Frühe hier überfiel. Gut denn — er sollte nur kommen! Es würde auch auf Therese keinen üblen Eindruck machen, wenn er ihr sagen konnte, daß er schon damit begonnen hatte, seine Schulden zu bezahlen.

So dachte Eugen Winter, als es jetzt an seine Thür

Digitized by Google

klopfte. Aber er stutzte doch einen Augenblick, als er den Eintretenden erkannte. Welch' ein merkwürdiger Zufall führte diesen Mann zu ihm?

Jener kam ihm zuvor. „Es scheint ja, daß Sie sich meiner noch erinnern: Ottmar Frege."

Und schon kehrte Eugen's Sicherheit wieder. Nicht ohne Ironie ergänzte er: „Hilfsgerichtsvollzieher, wenn ich nicht irre. Nun, welchem meiner ehemaligen Wohlthäter verdanke ich denn das Vergnügen, Sie in Amt und Würden begrüßen zu dürfen? Und was wird der Scherz kosten?"

„Ich komme nicht im Auftrage eines Gläubigers, bin auch nicht mehr Hilfsgerichtsvollzieher, sondern Kriminalbeamter," versetzte Ottmar mit überlegener Ruhe. „Mich führt eine viel peinlichere Mission zu Ihnen."

„Da bin ich denn doch gespannt."

„Ich komme im Auftrage der Staatsanwaltschaft, mein Herr, und habe, wie Sie aus diesem Haftbefehl ersehen wollen, den Auftrag, Sie zu verhaften."

Eugen warf einen Blick auf das rothe Aktenstück, das Frege ihm hinreichte, und taumelte zurück.

„Verhaften? Mich verhaften?" stammelte er; „ja — weshalb denn?"

„Es ist nicht eigentlich meines Amtes, Ihnen hierüber Aufschluß zu geben. Ich brauche Sie wohl auch nicht darüber aufzuklären, daß eine etwaige Weigerung Ihrerseits lediglich den Erfolg hätte, mich zur Anwendung von Gewalt zu zwingen. Wenn Sie sich aber die Vergeblichkeit eines Widerstandes oder eines Fluchtversuches klar machen, bin ich gern bereit, Sie mit all' der Rücksicht zu behandeln, die sich mit meinem Amte verträgt. Sie haben, wie ich sehe, Ihre Sachen schon gepackt, auch Ihre Rechnung hatten Sie, wenn ich mich nicht irre, schon beglichen. Da man mich hier im Hotel nicht kennt, würden wir Beide das Haus verlassen können, ohne irgendwie

Digitized by Google

Aufsehen zu erregen. Man würde eben nur glauben, ein Bekannter habe Sie abgeholt und begleite Sie zur Bahn. In der Voraussetzung, daß Sie sich ohne Weiteres fügen, kann ich Ihnen auch sagen, um was es sich handelt ..."

„Um ein Spielabenteuer," sagte jetzt Eugen Winter, der nach und nach seine Haltung wiedergewann. „Ich wüßte sonst in der That nicht —"

„Sie irren auch diesmal, Herr Winter. Ihre Verhaftung erfolgt auf Antrag des Möbelhändlers Dittmann, der eine Anzeige wegen Betrugs gegen Sie erstattet hat, Sie sollen ihm unter Anderem ein Klavier verkauft haben, das nicht Ihr Eigenthum war, vielmehr Ihrer Frau gehörte und ihr vom Civilgericht zugesprochen wurde. Hätten Sie hier Ihren festen Wohnsitz, so würde man Sie wahrscheinlich nicht in Untersuchungshaft nehmen. Der Antragsteller hat aber auf Ihren Hotelaufenthalt hingewiesen, und damit war Ihre Festnahme geboten."

Das Klavier! Teufel — daran hatte er nicht gedacht! Wie konnte diese einfältige Therese auch nur einen Einspruch erheben gegen seine Abmachungen! Als ob er nicht jetzt in der Lage wäre, ihr ein Dutzend Klaviere zu kaufen, viel schöner, als der dumme Klimperkasten, wegen dessen er nun als Betrüger dastand! Donnerwetter — war denn da gar nichts zu machen? Wegen solch' einer Lappalie die ganze, schöne Parthie verloren!

Eugen war voller Wuth. Er schaute nach der Thür, dann auf Frege. Letzterer fing den Blick auf.

„Ich bitte Sie, sich keinen unnöthigen Unannehmlichkeiten auszusetzen," sagte er fest.

Es war also nichts zu machen. Eugen sah das ein.

Mit einem Fluche auf den Lippen griff er nach seinem Hute und fragte: „Nehmen wir den Koffer mit?"

„Mein Auftrag gilt lediglich Ihrer Person; Sie können über Ihr Gepäck verfügen."

Digitized by Google

„Ich werde es meiner Gattin schicken," meinte Eugen in bitterer Selbstironie. Er wollte klingeln und die entsprechenden Weisungen geben.

„Sie sollten die Arme nicht noch mehr kränken, als bereits geschehen," sagte Ottmar, ihn zurückhaltend. „Die Sachen sind Ihnen ja sicher hier. Wer weiß auch — vielleicht läßt man Sie bald wieder los. — Kommen Sie!"

Eugen stutzte einen Augenblick. Aber der Mann hatte Recht! Es war sehr wahrscheinlich, daß man ihn gegen Stellung einer Kaution wieder auf freien Fuß setzte. Wozu Theresen neue Waffen in die Hand geben?

Sie stiegen miteinander die teppichbelegte, breite Treppe hinab, der Beamte immer hart an Eugen's Seite. An ein Entkommen war nicht zu denken. Der Portier erhielt den Auftrag, das Gepäck von Numero 21 bis auf Weiteres an sich zu nehmen.

Ottmar nahm eine Droschke und ließ Eugen zuerst einsteigen. Dann rief er dem Kutscher zu: „Kriminalgericht!" und sie rollten auf dem Asphalt dahin.

Schweigend drückte sich Eugen in seine Ecke — er fühlte, wie sein Nachbar unablässig den Blick auf ihn gerichtet hielt.

Welch' ein Ausgang! Mit fast einer halben Million baren Geldes, unanfechtbaren Eigenthums, in der Tasche in's Gefängniß wandern müssen! Und wegen einer ehrlosen Handlung verurtheilt werden! Denn er übersah die Lage ganz genau. Er hatte in all' den Jahren zu viel in zweifelhaften Kreisen verkehrt, als daß ihm nicht klar sein sollte, was kommen würde. Verhör, vielleicht Entlassung gegen Kaution; dann Anklage und sichere Verurtheilung zu einer, wenn auch geringen Freiheitsstrafe! Und ihn fror bei dem Gedanken. Ja, als er gänzlich verarmt war, nur mit tausend Kniffen und Pfiffen das bischen Schein noch aufrecht erhielt, damals hätte es ihn kaum erschüttert,

Digitized by Google

wenn einmal eine seiner „Schiebungen" mißglückt wäre. Ja es gab Fälle, in denen er sich wunderte, mit heiler Haut davon gekommen zu sein. Aber jetzt, wo er in Händen hielt, wonach er all' die Jahre gegiert, wo er wieder ein Vermögen besaß, das kaum geschmälert wurde durch die lumpigen paar tausend Mark, die er noch schuldig war, jetzt als Betrüger in's Gefängniß wandern, das war ein niederschmetternder Gedanke!

Und dann noch Eins: Therese! Es war ja Thorheit zu glauben, daß ihr diese widerwärtige Geschichte verborgen bleiben würde. Im Gegentheil, schon morgen würden die Berliner Zeitungen mit ihrem Gassenjungenwitz von dem „warmen Empfange" zu berichten wissen, der dem frischgebackenen halben Millionär in seiner Vaterstadt zu theil geworden! Damit aber war Therese endgiltig für ihn verloren. Jetzt erst fiel ihm ein, daß ja Frege vorher von ihr gesprochen hatte. Die Beiden kannten einander von früher her. Die alte Beziehung zwischen ihnen war offenbar während seiner Abwesenheit wieder angeknüpft worden.

Er wollte Klarheit haben. Mit einem energischen Ruck richtete er sich auf.

„Sie — Sie sprachen vorher von meiner Frau, Herr Frege! Wissen Sie, wie es ihr geht?"

„Ich habe, als ich noch Hilfsgerichtsvollzieher war, eine Pfändung bei ihr vollstrecken müssen. Sie wissen warum. Ihre Frau hat sich nach dem an ihr verübten Betruge wie eine Heldin aufgerafft, steht jetzt auf eigenen Füßen und weist jede Gemeinschaft mit Ihnen zurück. Das sei Ihnen genug."

Eugen sah sinnend vor sich hin. Endlich fragte er leise: „Therese wird mir nie verzeihen — wie?"

„Ich — glaube nicht."

„Wird sie mit diesem neuen Ungemach nicht zu verschonen sein?"

Digitized by Google

„Ich wüßte kaum, wie! Sie trägt Ihren Namen — den Namen eines Mannes, der seiner Bestrafung entgegensieht! Und auch Otto trägt diesen Namen!"

Eugen wurde glühend roth. Er fühlte plötzlich die ganze Wucht seines Leichtsinns, seiner Schuld.

„Herr Frege," rief er in heftiger Bewegung, „gibt es kein Mittel, meine Frau, meinen Sohn davor zu bewahren, daß der Name des Gatten, des Vaters geschändet wird. Es wäre eine üble Mitgabe für die Zukunft meines Kindes. Ich will auf Frau und Kind freiwillig verzichten, der Scheidung zustimmen, wenn ich nur meinem Sohne den ehrlichen Namen wahren könnte."

„Ist das Ihr Ernst? Wollen Sie das wirklich?" fragte Frege, und in diesem Augenblick stieg in dem jungen Beamten ein Gedanke auf, der Gedanke an die persönliche Macht, die ihm das Schicksal auf so wunderbare Weise in die Hand gelegt hatte.

„Ich schwöre es," sagte Eugen feierlich. „Ich möchte, so weit es mir möglich ist, gut machen, was ich gefehlt habe."

„Wohl — ich glaube Ihnen!" Bei diesen Worten drückte Ottmar auf den Signalball in der Droschke, und ließ den Wagen halten.

„Sind wir am Ziele?" fragte Eugen erblassend.

„Wir sind am Lehrter Bahnhof! Benützen Sie den nächsten Zug und — halten Sie Wort!"

Er hatte Eugen aussteigen lassen und rief dem Kutscher zu: „Zum Kriminalgericht!"

Er hatte seine Pflicht vergessen über persönlichen Beweggründen. Er mußte dafür büßen.

Auf dem Kriminalgericht angelangt, begab er sich direkt in das Zimmer des Staatsanwaltes.

„Herr Staatsanwalt," sagte er ruhig und fest, „ich habe soeben einen Gefangenen entwischen lassen, das war

Digitized by Google

pflichtvergessen! Aber es ist geschehen! Eugen Winter ist durch mein Verschulden entkommen!"

* * *

Zwei Tage später lief bei Therese ein doppelt schwerer eingeschriebener Brief ein. Er trug den Stempel „Postamt an Bord der ‚Havel'" und enthielt neben einigen aufklärenden Zeilen zwei Dokumente. Zunächst einen Depotschein, inhalts dessen Eugen Winter bei einem Bremer Bankhause für seinen Sohn Otto eine bedeutende Summe hinterlegt hatte, die etwa dem entsprach, was er als mütterliches Erbtheil einst bekommen haben würde; dann aber befand sich in dem Umschlag eine vor Notar und Zeugen abgegebene Erklärung, nach welcher Eugen in eine Scheidung seiner Ehe willigte. Der Notar war ermächtigt, den von Therese verklagten Gatten in diesem Sinne zu vertreten. —

Ottmar Frege war zwar nicht in Haft genommen worden, doch hatte man ihn sofort seines Postens enthoben und ein Strafverfahren gegen ihn eröffnet.

Ottmar ging zu seinem reichen Vetter, dessen Hilfe anzurufen er bisher stets zu stolz gewesen war, und beichtete.

„Du kennst nun meinen ganzen Lebenslauf," sagte er. „Wenn Du mir trotz alledem eine Stellung in Deinem großen Geschäft geben willst, so würdest Du eine edle That thun. Wenn ich erst bestraft bin, nimmt mich kein Fremder mehr."

„Ich aber erst recht, mein Junge, denn Du bist ein braver Kerl," rief der warmherzige Vetter. „Und wenn sie Dich wirklich bestrafen — nun, so gebe ich Dir Urlaub!" —

Auch Frau Therese wird sich über eine etwaige Bestrafung Ottmar's hinwegsetzen. Wenn sie erst frei sein wird, was bald der Fall sein dürfte, dann nimmt sie Otto an der Hand und holt den Onkel, wenn es sein muß, auch aus Plötzensee!

Mit diesem Pflichtvergessenen wird sie glücklich werden.

Digitized by Google

Das unterirdische Rom.

Wanderungen durch die Katakomben. Von **Justus Brandt.**

Mit 12 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die „Königin der Straßen" hat man die Via Appia genannt, welche von der Porta S. Sebastiano der Siebenhügelstadt ihren Ausgang nimmt. Und mit Recht heißt diese bedeutendste Straße des antiken Rom also, nicht nur wegen ihrer majestätischen Größe, sondern noch mehr wegen ihrer landschaftlichen Schönheiten und geschichtlichen Erinnerungen, die sie in dem auf ihr Wandernden bei jedem Schritt und Tritt erweckt.

Soweit wir gehen, begleiten uns zur Rechten und Linken die zerfallenen Todtenmäler der antiken Welt. Kaum zehn Minuten vom Thore fällt uns aber auch ein Wegweiser in die Augen, der zu den Calixtus-Katakomben führt, und uns daran erinnert, daß es außer dem oberirdischen Rom mit seinen erhabenen Wundern auch noch ein unterirdisches gibt, das nicht minder eigenartig ist: die Todtenstadt der christlichen Katakomben, wohin wir den Leser uns zu folgen einladen.

In dem kleinen Museum oberhalb des Kirchhofes von S. Calixtus an der Via Appia war es, wo im Frühjahr 1892 der siebzigste Geburtstag des berühmten Archäologen und Katakombenforschers Gian Battista de Rossi feierlich begangen wurde. Seine dort aufgestellte Büste

Digitized by Google

wurde enthüllt, und die meisten Akademien und Hochschulen Italiens und des Auslandes wetteiferten, um zu diesem Feste der Wissenschaft beizutragen. Tief gerührt und ergriffen dankte der also Gefeierte; er erzählte in dieser Rede,

Versteckt gelegener Eingang in eine Katakombe.

wie er im Sommer 1844, in den Weinbergen oberhalb der damals noch unbekannten Katakomben des heiligen Calixtus umherirrend, einige Bruchstücke alter Grabdenkmäler und Sonstiges gefunden habe, was an das Vorhandensein eines ehemaligen Kirchhofes erinnerte. An der

Digitized by Google

Hand dieser Funde gelang es ihm alsdann nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, die fast gänzlich der Vergessenheit anheimgefallenen Katakomben wieder aufzudecken.

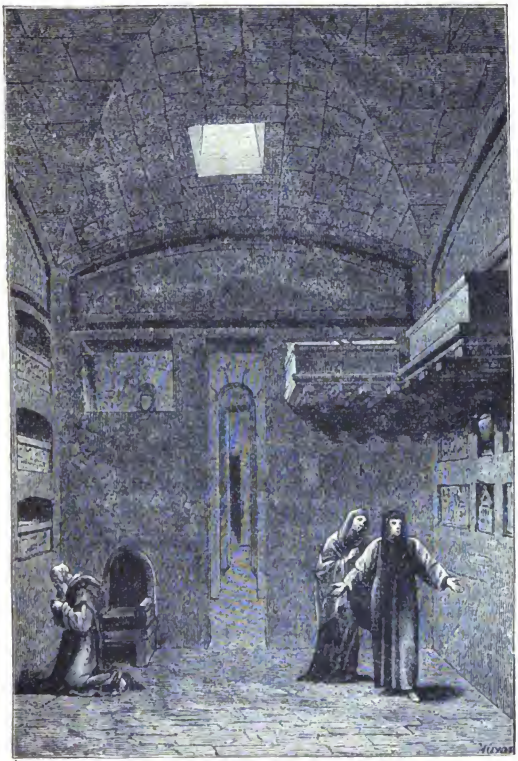
Von der Grotta, dem Keller der betreffenden Vigna, drang de Rossi mit seinem Bruder, einem trefflichen Geologen, in einige Vertiefungen der Wände ein; er fand dort alte Malereien vor und entdeckte zuerst den Saal, der die Grabstätte der heiligen Cäcilie ist. Auf seine Vorstellungen bei Papst Pius IX. wurde jene Vigna angekauft und die Nachgrabung begonnen, bis das beschwerliche und oftmals gefährliche Unternehmen jene Erfolge hatte, die heute von aller Welt angestaunt werden. Rossi erwähnt auch, daß Pius IX. ihn anfangs oft im Scherz einen Träumer genannt habe. Als er aber 1854 eines schönen Tages den Papst in jene Todtenstadt führen konnte, sagte er mit berechtigtem Stolze zu ihm: „Hier haben Sie die Frucht der Träume eines Archäologen, heiliger Vater!"

Die Katakomben sind zuerst entstanden als unterirdische Grabstätten in Form gemeinsamer Friedhöfe für die ersten christlichen Gemeinden Roms; sie sind, wie das auch mit den heidnischen Gräbern geschah, an allen Konsularstraßen, welche durch die römische Campagna führen, in einer Entfernung von ein bis drei Miglien vor der Stadt angelegt worden. Innerhalb der Stadt selbst solche Ruhestätten anzulegen, war schon durch das Zwölftafelgesetz verboten worden; nur vor der Stadt war es erlaubt, wo dann jede Grabstätte sammt dem zugehörigen Grundstück unter gesetzlichem Schutze stand und als unverletzlich galt.

Zuerst sind es wohl nur einzelne wohlhabende Christen gewesen, welche sich auf ihren Grundstücken solche Begräbnisse errichteten und auch ihren Glaubensgenossen eröffneten, und diese Privatbegräbnisse wurden dann dem altchristlichen Prinzip der brüderlichen Gemeinschaft wie dem Glauben an die gemeinsame Auferstehung des Fleisches entsprechend

Digitized by Google

zu Gemeindebegräbnissen erweitert, die allmälig eine Ausdehnung annahmen, daß ihre vielverzweigten Gänge bei



Hinterbliebene beten in den Katakomben an den Ruhestätten ihrer Verwandten.

Weitem die Straßen der Ewigen Stadt an Länge übertreffen.

Es gibt über fünfzig Katakomben rings um die Stadt

Digitized by Google

Rom, deren Gesammtlänge aneinandergelegt auf 1520 Kilometer veranschlagt wird, während die Angaben über die Anzahl der in ihnen befindlichen Gräber zwischen 3½ bis 7 Millionen schwanken.

Man nannte diese Begräbnißstätten zuerst Cömeterien oder Schlafkammern und erst seit dem 9. Jahrhundert Katakomben, nach dem Cömeterium von S. Sebastiano, das diesen Namen von der Gegend führte, in der es an der Via Appia liegt, welche man als „ad Catacumbas" (Niederung) bezeichnete.

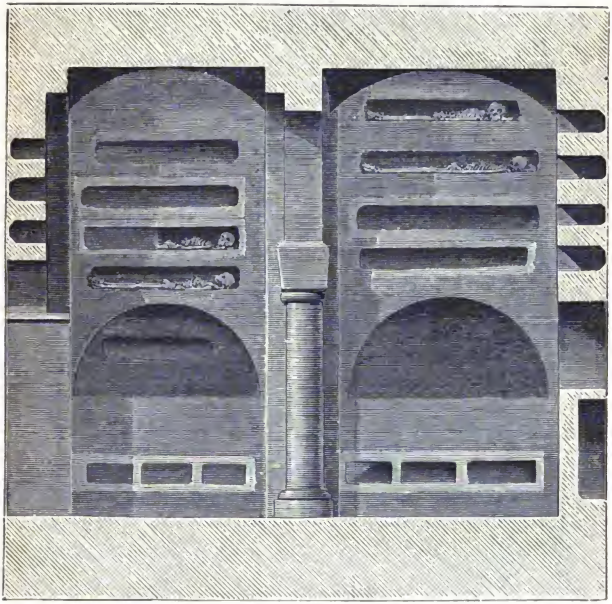
Die Katakomben waren aber auch Stätten des Gebetes für die Hinterbliebenen und des Gottesdienstes, sowie Zufluchtsstätten in den Zeiten der Gefahr und der Bedrängniß. Oft genug wurden die Bekenner des Christenglaubens von ihren Verfolgern aber selbst an diesen verborgenen Orten ereilt, trotzdem man die Eingänge möglichst versteckt und verborgen anlegte.

Im Jahre 254 hatte Kaiser Valerianus den Christen verboten, sich in den Cömeterien zu versammeln und sie nur auch zu besuchen. Papst Stephan I. aber fuhr fort, wie seine Vorgänger in den Katakomben Gottesdienst abzuhalten. Eines Tages, als er soeben die Messe las, drangen die heidnischen Soldaten in diesen Zufluchtsort ein. Stephan I. begehrte als einzige Begünstigung, daß man ihn erst die heilige Handlung beenden lasse, dann bot er den Henkern sein Haupt dar, das alsbald auf den vom Blute überströmten Altar rollte. Auch sein Nachfolger Sixtus II. wurde am 6. August 258 in einer Kapelle der Prätextatus-Katakombe überfallen und enthauptet; sechs Diakonen theilten sein Schicksal.

Manche Christen wurden durch die luminaria oder Lichtschächte lebendig von oben hinabgestürzt und fanden so den Tod an dem Orte, wo man alsdann ihren Körper bestattete. So kam es, daß die Katakomben ein Gegen-

Digitized by Google

stand allgemeiner Verehrung wurden und dies auch blieben, als das Christenthum längst über das Heidenthum triumphirt hatte. Sie erhielten jetzt die Bedeutung von Kultusstätten für die kirchlichen Märtyrerfeste, bis dann die Verödung



Krypta der Kapelle der heil. Agnes, welche die Loculi und Cubicula zugleich zeigt.

und Unsicherheit der Campagna den Papst Paul I. veranlaßte, die Reliquien der hervorragendsten Märtyrer an die Kirchen der Stadt zu vertheilen.

Nun wurden die Katakomben immer seltener besucht und geriethen zuletzt fast ganz in Vergessenheit, bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts Antonio Bosio als Vorläufer de Rossi's die Zugänge zu dreißig verschiedenen Cömeterien

Digitized by Google

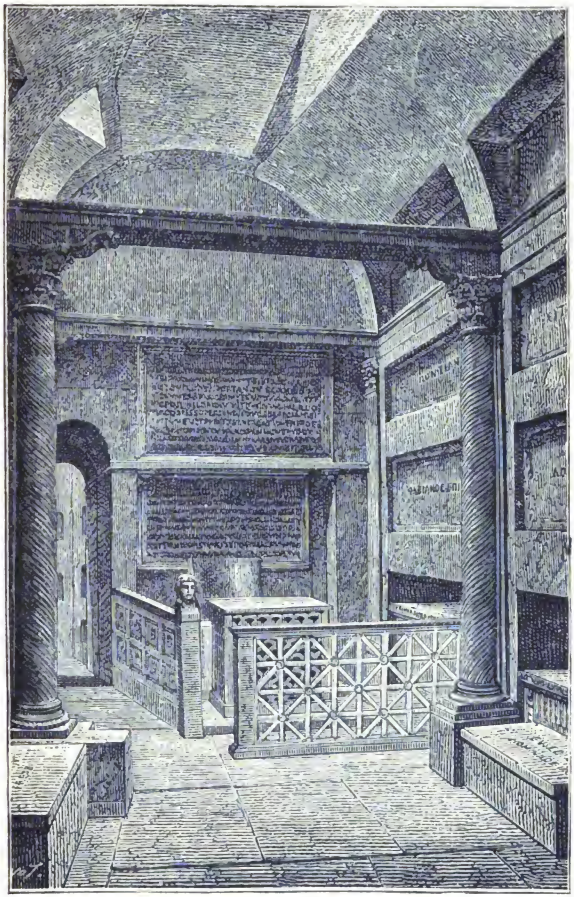
aufdeckte und ein großes Werk über seine Funde schrieb. Die wissenschaftliche Erforschung und Erschließung sämmtlicher Katakomben datirt aber erst aus neuerer Zeit und wurde, wie schon erwähnt, durch de Rossi, den Verfasser des Werkes „Roma sotterranea“ (das unterirdische Rom), begründet, der die Calixtus-Katakomben, den Schlüssel aller übrigen, eröffnete und das Wesen und die Geschichte der ältesten Cömeterien zuerst klarstellte.

Es gibt nichts Anderes, was uns so lebhaft in die Zeit der ersten Christen zurückzuversetzen vermöchte, wie ein Gang durch die Katakomben. Mit einem ganz unbeschreiblichen Gefühl durchwandert man die engen Gänge mit den unendlichen Gräberreihen, die der Schein der mitgenommenen brennenden Wachskerzen beleuchtet. Zu wahren Labyrinthen verschlingen sich die Gänge; wer sich ohne Führer hineinwagte, wäre unbedingt verloren!

Von den oberen Gängen führen uns Stufen zu tieferen hinunter, und so gelangt man von einem Stockwerke zum anderen in der Tiefe dieser merkwürdigsten Todtenstadt, welche die Erde aufzuweisen hat.

Die Anlage der Katakomben ist überall dieselbe und läßt ein vollständig planmäßiges Vorgehen von vornherein gewahren. Man findet zunächst geradlinig fortlaufende Stollengänge von durchweg nur 75 bis 90 Centimeter Breite, die in jeder abgegrenzten Abtheilung eine oder zwei Hauptlinien bilden, um welche sich die größeren Räume traubenartig legen, während sich die Seitengänge kreuzweise abzweigen. Wie schmale Kellergänge ziehen sich die unterirdischen Gallerien hin, in welche nur hier und da die senkrecht oder schräge geführten Lichtöffnungen einige Strahlen des Tageslichtes fallen lassen. Wie schon bemerkt, liegen diese Gallerien oft etagenförmig übereinander; in einer Region der Calixtus-Katakomben zählt man sogar fünf Stockwerke.

Digitized by Google



Die Papstgruft in der Calixtus-Katakombe.

Digitized by Google

Aus den Wänden dieser Stollen sind nun die Einzelgräber beiderseits dicht nebeneinander ausgebrochen und zwar als länglich viereckige Oeffnungen in horizontaler Lage, Loculi geheißen. Sie gleichen etwa den Schubfächern einer Kommode und liegen oft bis zu sieben Parallelzügen übereinander. Die Leichname wurden, in Leinwand gehüllt, ohne Sarg, mit über der Brust gekreuzten Armen und dem nach Osten gerichteten Antlitz hereingelegt, und dann die vordere Oeffnung mit einer Marmorplatte oder Backsteintafel verschlossen, die man mit einer Inschrift versah.

Größere gemeinschaftliche Gräber oder Grabkammern hießen Cubicula, die als Erbbegräbnisse Wohlhabender dienten und mitunter von einer Bogennische (Arcosolium) überragt werden, auch oft künstlerisch geschmückt sind. Mehrfach sieht man in derselben Wand Loculi und Cubicula, wie z. B. in der Krypta der Kapelle der heiligen Agnes.

Die berühmteste unter allen Grüften der Katakomben ist die Papstgruft in der Katakombe des heiligen Calixtus, welche unser Bild nach einer Rekonstruktion de Rossi's wiedergibt. In Wirklichkeit machen gegenwärtig ein Säulenstumpf, einige Sockel und Platten, die leeren offenen Loculi und die Grabschrift des Papstes Damasus den ganzen Schmuck dieser Gruft aus, deren Decke von zwei Luftschächten in verschiedener Richtung durchbrochen wird.

Der Stein hinter dem Altar mit der erwähnten Grabschrift des Papstes Damasus, der sich selbst pietätvoll nicht in dieser Gruft beisetzen ließ, um deren Anordnung nicht zu stören, war in 125 Stücke zerbrochen, die de Rossi mit ebensoviel Geduld als Scharfsinn wieder zusammengefügt hat. Die in sogenannter damasianischer Schrift ausgeführte metrische Inschrift lautet in der Uebertragung:

Digitized by Google

„Hier liegt, fragst Du, zusammengeschaaret die Menge der Frommen.
Hochzuverehrendes Grabmal wahret der Heiligen Leiber;
Zu sich raffte der Himmelspalast die erhabenen Seelen.
Hier sind Sixtus' Gefährten und tragen Trophäen vom Feinde,
Hier ist die Anzahl Edler, die Christi Altäre behütet,
Hier ist bestattet der Priester, der dauernden Frieden erlebte.
Hier auch heilige Bekenner aus griechischem Reiche.
Hier sind Jünglinge, Knaben und Greise, enthaltsame Enkel,
Denen es besser gefiel, jungfräuliche Scham zu bewahren.
Hier, ich gesteh's, wollt' meine Gebeine ich, Damasus, bergen,
Aber die heiligen Reste der Frommen besorgt' ich zu stören."

Die beiden gewundenen Säulen in der Mitte trugen einen Architrav, von dem Lampen und Vorhänge herab-

Monogramme des Namens Christus.

hingen; den Altar umgab eine durchbrochene Marmorbalustrade, und die Wände der Gruft waren unter Sixtus III. (432—440) mit weißem Marmor bekleidet worden. In den Seitenwänden gewahrt man zwölf Loculi in Reihen übereinander und in vier ebenerdigen Nischen standen ebensoviel Sarkophage. Hier waren zwölf Päpste, vom Anfang des 3. Jahrhunderts bis zur Zeit des Kirchenfriedens unter Konstantin beigesetzt, außerdem einige Bischöfe und Märtyrer.

In den Gängen, Krypten und Kapellen der Katakomben sind uns nun auch zugleich die ältesten Denkmale der christlichen Kunst aufbewahrt geblieben, in der man drei Perioden der Entwickelung unterscheiden kann. Die erste Periode

Digitized by Google

umfaßt die beiden ersten Jahrhunderte und zeigt in der äußeren Darstellung ganz das Gepräge der klassischen Kunst jener Zeit überhaupt, nur daß der Inhalt natürlich ein anderer ist. Ueberhaupt wurde ja die Sitte des bildnerischen Schmuckes bei den Römern von den Wohnungen der Lebenden auf die Ruhestätten der Todten übertragen, und so machten es die Christen ebenfalls.

Dann folgt eine Periode der Nachahmung, in welcher der Inhalt derselbe bleibt, die Ausführung aber kleinlicher und die Anlage schwerfälliger wird. Sie reicht vom 3. Jahrhundert bis in die Mitte des 4., von wo an nun der Uebergang zum steifen und gezwungenen Mosaik sich vollzieht, der die dritte Epoche kennzeichnet. Im Großen und Ganzen mußte natürlich die altchristliche Kunst das Schicksal der damaligen Kunst überhaupt theilen, und demgemäß stand sie zur Zeit Konstantin's niedriger als im Zeitalter des Augustus oder Hadrian, wie der bildnerische Schmuck der Katakomben deutlich gewahren läßt.

In der ersten Epoche tragen die Malereien den Charakter von symbolischen Zeichen und bilden eine Art von Bilderschrift, so ist z. B. der Fisch das Sinnbild Christi, das Palmblatt stellt den Siegespreis der Seligen dar, und der Anker symbolisirt die Hoffnung. Viele dieser altchristlichen Symbole sind bis heute in der Kunst lebendig geblieben, und es bietet daher besonderes Interesse, sie so weit zurückzuverfolgen. In der zweiten Periode treten Reihenfolgen von mystisch-allegorischen Bildern auf, die eine besondere Beziehung zum Kultus haben, und später gelangen die Heilswahrheiten in der Form biblischer Geschichten zur Veranschaulichung.

Die Technik der Malerei stellt sich als eine sehr einfache dar. Man strich die rohbeworfenen Wände mit lichten Wasserfarben an, wovon sich die Umrisse der Gestalten deutlich abhoben. Die Fleischpartien wurden mit einem

Digitized by Google

warmen gelbrothen Ton untermalt, die Schatten nur in breiten Massen aufgetragen; eine Detailausführung gab es nicht.

Wir können aus der Fülle des figürlichen Schmuckes in den Katakomben hier natürlich nur einige Einzelheiten als Proben herausheben.

Besonders oft hat der Pinsel des Malers oder der

Orpheus mit der Leier als Symbol Christi, aus den Katakomben der Domitilla.

Meißel des Bildhauers das Monogramm des Namens Christus auf verschiedenartige Weise angebracht. Gewöhnlich sind die beiden ersten Buchstaben des Namens in griechischen Lettern kombinirt: X und P (chi und rho), oft ist auch das P von einem Querbalken durchschnitten, so daß ein Kreuz entsteht; manchmal werden das Alpha und das Omega, der erste und der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets, seitlich beigefügt, um anzudeuten, daß Jesus der Anfang und das Ende.

Digitized by Google

Unter den myſtiſch-allegoriſchen Bildern kehrte ſehr oft der gute Hirte mit dem Lamm auf der Schulter wieder, als Führer der Verſtorbenen zu den Paradieſesauen. Ganz unbefangen nahm man aber auch Geſtalten aus der Mythologie auf, da von den Chriſten Jeder wußte, daß ſie eben

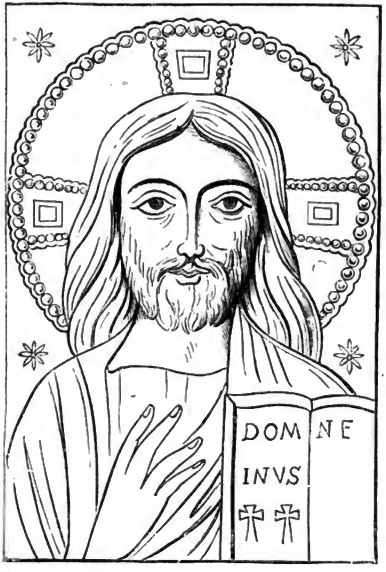
Noah und die Taube mit dem Oelzweig.

nur Symbole ſein ſollten, und was ſie als ſolche bedeuteten. So iſt z. B. in den Katakomben der Domitilla eine ſchöne Darſtellung des Orpheus mit der Leier. Dieſer war in den Augen der Heiden ein Sänger, der durch den Klang ſeiner Lyra die wilden Thiere heranlockte und die Bäume und Felſen bewegte. Für die Chriſten dagegen war er das Sinnbild Chriſti, der mit der Macht des gött-

Digitized by Google

lichen Wortes die Herzen bewegt und aus den verschiedensten Völkern eine einzige große Gemeinde bildet.

Natürlich fehlt es auch nicht an Christusbildern, die im Großen und Ganzen stets denselben Typus gewahren lassen, wie er sich auch weiterhin durch die Jahrhunderte erhalten hat. Das Urbild dieser hieratischen Form scheint sich in einer Kapelle der Calixtuskatakomben zu befinden; es entstammt dem 2. Jahrhundert und zeigt ein länglich ovales Gesicht mit sanftem und gütigem Ausdruck. Der Bart ist kurz, die Haare sind in der Mitte getheilt und fallen beiderseits in langen Locken auf die Schultern herab.



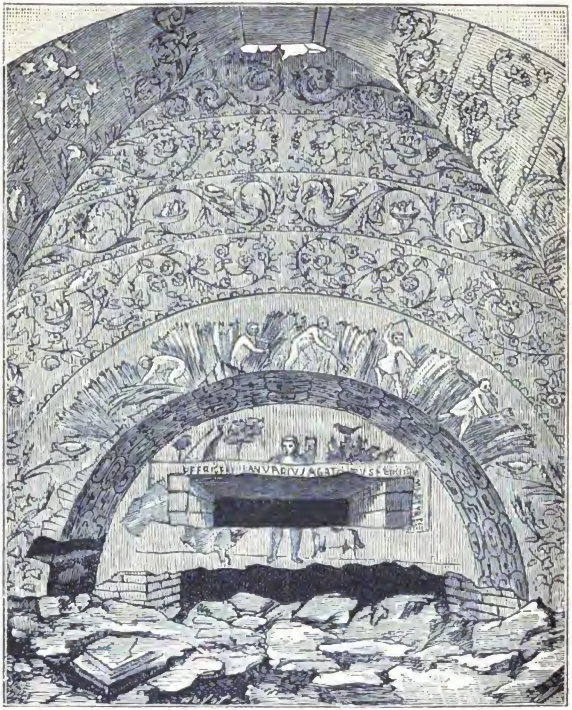
Ein Christusbild aus den Katakomben.

Wie reich der bildliche Schmuck mitunter war, läßt am besten ein Cubiculum mit Fresken aus dem 2. Jahrhundert in den Katakomben des Prätextatus gewahren. Sie sind noch ganz in klassischem Style gehalten, haben aber leider an einigen Stellen stark gelitten.

Man hat ferner in den Katakomben auch zahlreiche Gegenstände des täglichen Lebens aufgefunden, wie Schalen, Ringe, Statuetten, Spielzeuge, Handwerkszeuge u. s. w.,

Digitized by Google

die man den Todten mit in das Grab gab. Desgleichen fand man viele Lampen, welche theils zur Erleuchtung der unterirdischen Räume dienten, theils als Symbol des ewigen

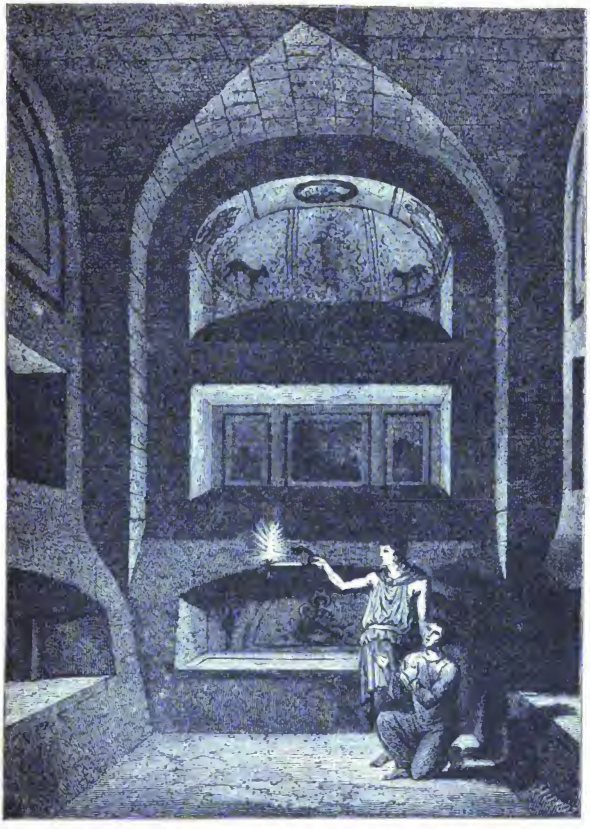


Cubiculum mit Fresken aus dem 2. Jahrhundert in den Katakomben des Prätextatus.

Lichtes von den Hinterbliebenen brennend und mit geweihtem Oel gefüllt auf den Grabstätten aufgestellt wurden.

Die ältesten dieser Lampen sind aus gebranntem Thon und tragen gewöhnlich nur die kurze Inschrift: „Pax eum

Digitized by Google



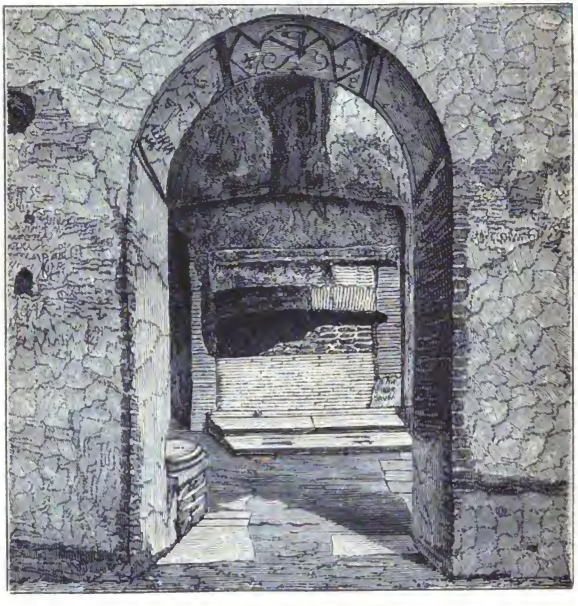
Christen setzen eine brennende Lampe bei dem Grabe eines Angehörigen nieder.

sanctis“ (Friede sei mit den Heiligen). Später machte man sehr kunstvolle Lampen aus Bronze oder Silber: eine solche hat die Form einer Barke mit aufgespanntem Segel, welche die Kirche bedeutet. Der heilige Petrus sitzt am

Digitized by Google

Steuer, während Paulus in der Haltung eines Predigers dargestellt ist.

Es erübrigt nun noch, einige Worte über die einzelnen Katakomben zu sagen und die bemerkenswertesten darunter



Die Gruft der heiligen Cäcilia.

hervorzuheben. Die wichtigste von allen ist die bereits mehrfach erwähnte Katakombe des heiligen Calixtus an der Appischen Straße. Hier beginnt das Calixtus-Cömeterium auf der rechten Seite der Straße in einem Grundstück, das wahrscheinlich ursprünglich einem vornehmen Zweige der römischen Gens Cäcilia gehört hat. Zuerst entstand für sich das Cömeterium der Lucina, dann das des Calixtus,

Digitized by Google

der Soteris, der Balbina, des Hippolytus und noch einige andere, die erst später vereinigt wurden. Im Jahre 197 wurden diese Katakomben offizieller christlicher Friedhof, als Calixtus (der spätere Papst Calixtus I., 217—222) die

Eingang zur Lucina-Krypta.

Oberleitung der Gemeindegräber erhielt. Oestlich von der Papstgruft liegen fünf viereckige Grabkammern, die sogenannten Sakramentkrypten, welche wegen des religiös-sinnbildlichen Inhaltes ihrer Malereien besonders bemerkenswerth sind.

Ferner ist hervorzuheben die Krypta des Papstes Eusebius,

Digitized by Google

der 311 hier beigesetzt ward; dann die Lucina-Krypta, welche die ältesten Malereien umschließt. Es führt ein besonderer Eingang zu ihr hinab, und unweit desselben erhebt sich an der Appischen Straße ein altes Grabmal. Auch das Grab des heiligen Cornelius ist bemerkenswerth.

Von den übrigen Katakomben werden Seitens der Fremden gewöhnlich nur noch die Katakomben bei S. Agnese mit ihrer Kapelle, die zu gottesdienstlichen Zwecken eingerichtet war, besichtigt; sehr sehenswerth sind aber auch namentlich noch die Katakomben des Prätextatus, gegenüber den Calixtus-Katakomben; ferner die Katakomben von S. Sebastiano, die der heiligen Priscilla und die des heiligen Alexander.

Ernst und düster sind alle diese Stätten, welche wir durchwandert haben, aber auch ergreifend und rührend. Und sie gewinnen Leben, während wir durch diese Stadt der Todten schreiten, und das Licht der Kerzen auf die aus dem Tuffgestein herausgebrochenen Räume und Gallerien fällt. Wir glauben sie vor uns zu sehen die ersten Christen, welche sich hier tief unter der Erde zum Gottesdienste versammelten, wobei der Patrizier und der Sklave, die römische Matrone und das Weib eines nordischen Barbaren aller Ranges- und Standesunterschiede vergessend nebeneinander vor dem Altare knieten.

Und während die entsetzlichste Sittenverderbniß und allgemeine Korruption den stolzen Bau der alten Weltbeherrscherin Roma mehr und mehr untergruben, bereiteten die Besucher des „unterirdischen Rom" im Stillen die Elemente einer Civilisation vor, welche auf den Trümmern der alten Gesellschaft eine neue emporrichten sollte.

Digitized by Google

Die deutsche Reichsbank.

Skizze aus dem Handelsverkehr der Gegenwart.

Von

H. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Zu den wichtigsten öffentlichen Einrichtungen, die uns das deutsche Reich gebracht hat, gehört die Reichsbank, die seit ihrem Bestehen im Jahre 1876 außerordentliche Vortheile für Handel und Geldverkehr erzielt hat.

So wichtig dieses Institut nun ist, so gering ist die Kenntniß seiner Entstehung, seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit in den weitesten Kreisen, und selbst die Gebildeten, sofern sie sich nicht einmal besonders mit dem Bankwesen und dem Geldverkehr näher befaßten, haben nur ganz unklare Begriffe von diesem höchst wichtigen und unentbehrlichen Institut. Es ist allerdings nicht leicht, sich über die Thätigkeit und die Einrichtung der Reichsbank zu unterrichten, und wir müssen daher, bevor wir uns mit derselben beschäftigen, den Leser über die Bedeutung der Banken und die verschiedenen Arten des Geldverkehrs belehren.

Zu den ältesten Banken in Deutschland gehören die aus Italien stammenden Girobanken. Das Wort „Giro“ bedeutet „Umlauf“, „Kreis“, man bezeichnete mit einer Girobank einen Kreis von Persönlichkeiten, welche ihr Geld an einer gemeinsamen Stelle niederlegten, um es dort sicher

Digitized by Google

zu verwahren und damit in leichtester und am wenigsten umständlicher Weise jederzeit Zahlungen zu leisten. Wenn z. B. zwanzig Kaufleute ihr Barvermögen einer Bank anvertrauten, so konnte diese Bank in weit größerem Umfange besondere Vorsichts- und Sicherungsmaßregeln treffen, um die ihr anvertrauten Gelder vor Diebstahl, Feuersgefahr u. s. w. zu schützen, als dies jedem Kaufmann einzeln möglich gewesen wäre. Der Kaufmann konnte auf sein Konto, wie dies auch heute bei den Girobanken statthaft ist, weitere Einzahlungen machen und davon nach Bedarf Zahlung leisten durch einfache Anweisung an die Bank, ohne daß Geld in Umlauf gebracht wurde und ohne daß es irgend welche Weiterungen gab. Wenn z. B. drei Kaufleute A, B, C, die gemeinsam der Girobank angehörten, miteinander Geschäfte machten, und B eine Zahlung an A zu leisten, dagegen eine Leistung von C zu empfangen hatte, so wäre es sehr umständlich gewesen, hätte erst B das Geld an A gesendet und von C wieder in Empfang nehmen müssen. Auf dem Girokonto aber gleicht sich die Sache sehr glatt aus. Die drei Firmen benachrichtigen die Bank, bei der sie Girokonto haben, und die Bank schreibt einfach den Betrag, welchen B dem A schuldet, dem B von seinem Guthaben ab und dem Guthaben des A zu. Umgekehrt wird der Betrag, welchen C an B zu zahlen hat, dem C von seinem Guthaben ab- und dem Guthaben des B zugeschrieben.

Auf diese Weise kann der Geldverkehr zwischen den drei Firmen nur durch Eintragungen in den Büchern der Bank ohne alle Umständlichkeiten und Fährlichkeiten erledigt werden.

Diese Einrichtung des Giroverkehrs findet man auch heute bei der Reichsbank, und es ist ein besonderer Stolz aller deutschen kaufmännischen Firmen, auf ihren Briefköpfen unter der Firma die Notiz zu haben: „Girokonto

Digitized by Google

bei der Reichsbank.“ Es heißt dies, daß die betreffende Firma eine gewisse Summe baren Geldes bei der Reichsbank hinterlegt hat. Muß die Firma eine Zahlung leisten, so gibt sie eine Anweisung auf die Bank, einen sogenannten Check, und die Reichsbank zahlt an den Ueberbringer ohne Weiteres den auf dem Check angegebenen Geldbetrag. Stellt die Firma Wechsel aus, die erst in einigen Wochen oder Monaten fällig sind, so macht sie dieselben „zahlbar“ bei der Reichsbank, die am Verfalltage den Geldbetrag des Wechsels aus dem Guthaben der Firma zahlt. Umgekehrt gibt die Firma Wechsel, welche sie in Zahlung erhalten hat, und die fällig werden, der Reichsbank zur Einziehung, das heißt zum „Inkasso“, und der Betrag des Wechsels wird dem Girokonto der Firma gutgeschrieben. Die Firma braucht also gar keine großen Summen im Hause zu haben, nur durch Umschreiben, gewissermaßen durch schriftliches Hin- und Herschieben, leistet sie ihre Zahlungen, und der ganze Handel, unsere ganze moderne Geschäftsgebahrung würde in's Stocken gerathen, wenn dieses Giroverfahren plötzlich aufgehoben werden würde.

Die Reichsbank befaßt sich auch mit Diskontiren, ebenso wie dies andere Banken thun. Diskontiren heißt: eine Werthsache verkaufen, weil man bares Geld in die Hände bekommen will. Den Prozentsatz des Werthes, den man an den Käufer für seine Gefälligkeit zahlt, nennt man Diskont. Wie den Lesern bekannt sein wird, werden die Verpflichtungen im Geschäftsleben in großem Umfange durch Wechsel geregelt. Wenn nun eine Firma eine Anzahl von Wechseln besitzt, die sie gerne in bares Geld umsetzen möchte, geht sie damit zur Reichsbank und bietet sie dieser zum Kauf an. Natürlich müssen nicht nur die Aussteller der Wechsel „gut“, d. h. reell und zahlungsfähig sein, sondern auch Derjenige, der die Wechsel zum Kauf anbietet, muß der Bank die Sicherheit bieten, daß er für die Wechsel-

Digitized by Google

summe aufkommt, falls der Aussteller den Wechsel nicht am Verfalltage einlöst. Gegen einen mäßigen Abzug, bei der Reichsbank etwa von 2 bis 4%, zahlt die Bank dem Wechselbesitzer bares Geld aus, und dieser ist nun in der Lage, nicht nur seinen Verpflichtungen in Bar nachzukommen, sondern auch sich neue Waaren anzuschaffen und sich an anderen Unternehmungen zu betheiligen, bei denen sich sein Anlagekapital günstig verzinst.

Im volkswirthschaftlichen Sinne hat sich also das Geld, das der Wechsel darstellt, gewissermaßen verdoppelt. Der Geldwerth des Wechsels ist vorhanden, außerdem aber kommt das bare Geld, das für den Wechsel gezahlt wurde, sofort wieder in die Kanäle des Verkehrs. Besitzt irgend ein Kaufmann Werthstücke, die er nicht verkaufen, sondern nur beleihen will, weil er augenblicklich bares Geld braucht, so bringt er dieselben auf die Reichsbank um sie zu „lombardiren". Das Wort „Lombard" stammt ebenfalls aus dem Italienischen. Weil in der Lombardei zuerst und in großem Umfange diese Art von Geschäften gemacht wurde, nennt man sie Lombardgeschäfte.

Der Lombard ist im Großen dasselbe, was ein Verpfänden von Besitzstücken im Pfandhaus im Kleinen ist. Es besitzt z. B. eine große Firma Gold und Silber in Barren. Diese Firma braucht nun bares Geld. Der Preis des Goldes und Silbers ist aber augenblicklich nicht besonders günstig, und die Firma würde daher beim Verkauf der Barren Verluste erleiden. Sie bringt nun ihre Gold- und Silberbarren nach der Reichsbank zur Lombardirung, d. h. die Reichsbank zahlt den größeren Theil des Werthes dieser Barren in barem Gelde an die Firma aus und nimmt dafür die Barren in Pfand. Für das bare Geld, das der Verpfänder erhalten hat, zahlt er der Bank mäßige Zinsen, welche wiederum denjenigen Persönlichkeiten zugute kommen, welche der Bank Gelder zum Aus-

Digitized by Google

leihen anvertrauen. Steigt der Preis der Gold- und Silberbarren, oder hat der betreffende Kaufmann auf irgend eine Weise genug bares Geld wieder erlangt, so holt er sich die verpfändeten Werthstücke zurück, nachdem er die ihm bei der Verpfändung Seitens der Bank gezahlte Geldsumme nebst Zinsen zurückerstattet hat.

Man kann aber nicht blos Gold- und Silberbarren bei der Reichsbank lombardiren, sondern auch Wechsel, Staatspapiere, Aktien aller Art und endlich Waaren. Auf Waaren gibt es allerdings am wenigsten; während Aktien noch bis zu drei Vierteln des Werthes beliehen werden, ist dies bei Waaren nur bis zur Höhe von einem Drittel des Werthes der Fall, weil es, wenn der Darlehensnehmer die Sachen nicht zur Zeit auslöst, sehr schwierig ist, die verpfändeten Waaren preiswerth zu verkaufen.

Wir sprachen einige Zeilen weiter oben von den Geldern, welche Leute der Bank anvertraut haben, und berührten damit das Gebiet des sogenannten Depositenverkehrs. Kein Privatmann behält heute mehr große Geldsummen im Hause, da sie hier manchen Fährlichkeiten, wie Diebstahl, Brand u. s. w. ausgesetzt sind. Er trägt seinen Besitz, mag er nun in Staatspapieren, Aktien, Wechseln oder barem Gelde bestehen, zu einer Bank und gibt ihr denselben in Verwahrung. Aktien, Staatspapiere und Wechsel bleiben in den Schränken der Bank liegen, und nur alle Quartale oder wann sonst der Fälligkeitstermin für die Zinsen ist, holt sich der Depotinhaber von der Bank die Zinsscheine oder läßt sich von der Bank sofort das bare Geld dafür auszahlen. Die bei der Bank eingezahlte bare Geldsumme steht gegen Kündigung und gegen einen von der Bank zu zahlenden Zins von 2 bis 3% dieser zum „Arbeiten" zur Verfügung, d. h. die Bank kann dies ihr anvertraute Geld dazu verwenden, um zu lombardiren, zu diskontiren, um Spekulationsankäufe zu machen, sich an Anleihen zu be-

Digitized by Google

theiligen u. s. w. Ungetreue Bankiers haben sich, wie die Leser wissen, an den ihnen anvertrauten Depots in letzter Zeit mehrfach vergriffen, indem sie die ihnen übergebenen Werthpapiere verkauften oder lombardirten, und auch das bare Geld, das das Privatpublikum bei ihnen angelegt hatte, ging diesem verloren, als jene Bankiers Bankerott machten.

Wer solchen Verlusten vorbeugen will, der deponire sein Vermögen nicht bei Privatleuten oder Privatbanken, sondern bei der Reichsbank, die vollständige Sicherheit bietet, weil hinter ihr als Garantie für die Erfüllung aller Verpflichtungen gewissermaßen das Reich steht.

Es gibt freilich in Deutschland eine ganze Reihe von Banken, welche dieselbe Sicherheit bieten wie die Reichsbank, die ganz dieselben Geschäfte machen und mit Kapitalien arbeiten, die manchmal größer sind, als selbst das Kapital der Reichsbank. An der Spitze dieser Banken stehen die „Deutsche Bank", die „Dresdener Bank", die „Darmstädter Bank" u. A.

Die wichtigste Aufgabe der Reichsbank aber ist die Regelung des Notenumlaufs.

Je mehr Bargeld in der Welt entstand, desto schwieriger wurde das Hin- und Herschieben der Geldsummen im Handel und Geschäftsverkehr, insbesondere wenn es sich um das Privatpublikum handelt, und so kam man auf die Schaffung des Papiergeldes. Neben dem Papiergeld, das der Staat herstellte und ausgab, gestattete man im Anfang unseres Jahrhunderts auch den Banken Papiergeld auszugeben, welches den Namen „Banknoten" erhielt und bis heute führt. Diese Ausgabe von Banknoten war etwas außerordentlich Reelles und leicht Verständliches. Die Bank besaß in ihren Vorräthen mehrere Millionen in barem Geld, Silber- und Goldbarren, oder in guten Wechseln, Staatspapieren und Aktien. Dieser Vorrath blieb gewissermaßen

Digitized by Google

unbenutzt liegen, und es lag daher nahe, Anweisungen auf diesen Vorrath auszugeben, welche jederzeit aus dem Barvorrath der Bank eingelöst werden konnten. So entstanden die sogenannten „gedeckten" Banknoten, d. h. das von den Privatbanken ausgegebene Papiergeld, für welches die Zahlung in barem Gelde stets in den Schatzkammern der ausgebenden Banken vorräthig lag.

Der Geschäftsverkehr entwickelte sich aber gerade zu Anfang unseres Jahrhunderts nach allen Seiten hin immer weiter, und immer größere Kapitalien wurden für Industrie und Handel nothwendig. Die Banken begannen darauf ungedeckte Noten auszugeben, d. h. Papiergeld, für welches die sofortige Zahlung in barem Gelde nicht vorhanden war. Die Deckung für diese Noten bestand vielmehr in der Kreditfähigkeit der ausgebenden Banken, in dem Vertrauen, das man zu ihnen besaß, die Deckung bestand in der Aussicht auf großen Gewinn, den die Banken mit dem für die ausgegebenen Noten erhaltenen Bargeld in der Zukunft machen würden, und selbstverständlich mußten diese ungedeckten Noten eine Gefahr für den öffentlichen Verkehr werden, sobald man bei ihrer Ausgabe eine gewisse Grenze überschritt. In den vierziger Jahren entstanden in Deutschland so viele „Zettelbanken", die allein zu dem Zwecke in das Leben gerufen wurden, um ungedeckte Banknoten auszugeben, daß eine Krisis nicht ausbleiben konnte. Die Staaten mußten energisch gegen dies Zettelbankunwesen einschreiten, trotzdem konnte großes Unglück nicht verhütet werden, und durch die sogenannten „wilden Kassenscheine", wie man die ungedeckten Banknoten der Zettelbanken nannte, hat so Mancher aus der älteren Generation schweren Aerger und herbe Verluste gehabt.

Diesem Unfug mit den ungedeckten Banknoten sollte die Reichsbank ein Ziel setzen, und sie hat die Aufgabe, die ihr gestellt war, glänzend gelöst. Die Hundertmarkscheine,

Digitized by Google

die wir heute in Deutschland im Verkehr haben, sind nicht staatliches Papiergeld, sondern Noten der Reichsbank, staatliches Papiergeld sind die Scheine über fünfzig, zwanzig und fünf Mark.

Als die Reichsbank begründet wurde, stellte das vom Reichstage beschlossene Bankgesetz fest, daß im ganzen deutschen Reich nicht mehr als 385 Millionen Mark ungedeckter Banknoten ausgegeben werden dürften. Diese Summe wurde auf die verschiedenen Zettelbanken nach dem Verhältniß ihres Grundkapitals und ihrer Kreditfähigkeit vertheilt, und von da ab durfte jede Bank nur eine bestimmte Summe von ungedecktem Papiergeld herausgeben. Die Reichsbank erhielt einen Antheil von 250 Millionen ungedeckter Banknoten überwiesen, und der Rest von 135 Millionen vertheilte sich auf 40 andere Zettelbanken in Deutschland. Es muß von den Banken (außer der Reichsbank) für die Ausgabe der ungedeckten Noten eine ziemlich hohe Steuer gezahlt werden, außerdem werden diese Banken aber vom Staate auf's Schärfste überwacht. Deswegen hat von diesen Banken eine nach der anderen die Ausgabe ungedeckter Banknoten eingestellt. Alle Antheile, die dadurch frei werden, kommen der Reichsbank zugute, welche jetzt bereits einen Antheil von 285 Millionen an den zur Ausgabe zugelassenen ungedeckten Banknoten besitzt, so daß nur noch 100 Millionen von den Zettelbanken ausgegeben werden dürfen, deren Zahl jetzt auf 14 gefallen ist.

Die Reichsbank hat also dem Banknotenunwesen ein entschiedenes Ende gemacht, sie hat das Vertrauen des Publikums im In- und Auslande sich erworben, so daß überall ein Hundertmarkschein genau so viel gilt, wie fünf Zwanzigmarkstücke in Gold, während andererseits das Papiergeld selbst für den Privatmann große Vortheile bringt, weil es nicht so schwer ist, als Metallgeld, nicht so viel Raum einnimmt, und weder für den Besitzer noch für

Digitized by Google

den Staat ein Schaden entsteht, wenn das Geld im Laufe der Zeit abgenutzt wird.

Wenn ein Goldstück nach jahrelangem Verkehr im Publikum so abgenutzt ist, daß es nicht mehr das volle Gewicht hat, so daß es vom Staate eingezogen und neugeprägt werden muß, so ist dies, abgesehen von den Kosten der Neuprägung, ein Verlust an Gold, den direkt der Staat und indirekt die Gesammtheit der Bürger zu tragen hat, weil mit diesem Golde ein Theil des Nationalvermögens verloren geht. Eine Banknote dagegen ist ein Stück Papier, das an sich kaum einen Werth von 2 bis 3 Pfennigen hat und dessen Abnutzung daher keinen Verlust mit sich bringt. Der Verkehrswerth der Banknoten beruht nur auf ihrem „inneren" Werthe, und dieser wird durch die Sicherheit, welche die Reichsbank bietet, dargestellt.

Sehen wir uns nun die „Verfassung" der Reichsbank näher an.

Sie wurde durch Gesetz vom Jahre 1875 in's Leben gerufen, aber erst im Jahre 1876 in Betrieb gesetzt. Sie entstand aus der Uebernahme der preußischen Bank, welche schon am Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin errichtet worden war. Die preußische Bank war von Privatkapital gegründet worden, und der preußische Staat hatte nur eine Million Thaler bar und dann alle Mündel- und Stiftsgelder in diese Bank hineingethan. Es gab also Antheilsbesitzer der preußischen Bank, und diese Antheile standen bei Gründung der Reichsbank auf 180%. Man wollte nun diese Antheilsbesitzer nicht vor den Kopf stoßen, indem man die Bank einfach eingehen ließ, sondern man gestattete ihnen die Umwandlung der preußischen Bankantheile in Reichsbankantheile und gründete ein Institut, welches unter staatlicher Aufsicht, Verwaltung und Garantie steht, und bei welchem doch das Privatkapital betheiligt ist. Das Arbeitskapital der Reichsbank wurde auf 120 Mil-

Digitized by Google

lionen Mark festgesetzt, welche in 40,000 Stammaktien zu je 3000 Mark eingetheilt sind. Im In- und Auslande meldeten sich sofort zahlreiche Kapitalisten, welche solche Antheilscheine zu erwerben wünschten, und heute sind die 120 Millionen Anlagekapital der Reichsbank auf 7620 Antheilseigner vertheilt, von denen sich 1462 im Auslande befinden.

Dem Reich steht die Beaufsichtigung und Leitung der Reichsbank zu. An der Spitze der Reichsbank steht infolge dessen der Reichskanzler, und unter diesem ein Reichsbankdirektorium mit einem Präsidenten. Präsident und Mitglieder dieses Reichsbankdirektoriums werden auf Vorschlag des Bundesraths vom Kaiser auf Lebenszeit ernannt und sind, wie alle anderen Angestellten der Reichsbank, Reichsbeamte und haben die Befugnisse und Rechte dieser. Aber auch die Privaten, die ihr Geld für die Reichsbank hergegeben haben, also die sogenannten Antheilseigner der Reichsbank, sind bei der Verwaltung und Leitung der Reichsbank insofern betheiligt, als sie nach freiem Ermessen jährlich einen aus 15 Personen bestehenden Centralausschuß aus ihrer Mitte wählen, welcher wiederum aus seiner Mitte 3 Deputirte stellt, welche allen Sitzungen des Reichsbankdirektoriums mit berathender Stimme beiwohnen und jederzeit Einsicht von den Büchern und dem Geschäftsgange nehmen dürfen. Außergewöhnliche Geschäfte der Reichsbank mit der Finanzverwaltung des Reichs und der Einzelstaaten müssen zur Kenntniß der Deputirten und nach deren Ermessen auch zur Kenntniß des Centralausschusses gelangen, dessen Zustimmung zum Zustandekommen des Geschäfts erforderlich ist.

Das Reich erhält von dem Gewinne der Reichsbank, nachdem 4½% ihrer Einlagen an die Antheilseigner und 20% dem Reservefonds überwiesen sind, die Hälfte. Von dem dann noch verbleibenden Gewinn erhält das Reich,

Digitized by Google

nachdem die Antheilseigner 8% des Restes erhalten haben, noch drei Viertel. Die Dividende für die Antheilseigner schwankte seit dem Bestehen der Reichsbank zwischen 6 und 7%, und der Gewinnantheil des Reiches betrug jährlich zwischen 2 und 2½ Millionen Mark.

Man war auch bald gezwungen, neben der Hauptbank in Berlin noch Reichshauptbankstellen in den größeren Städten, Bankstellen in den großen Industrieorten des Reiches, und Banknebenstellen oder Kommanditen an den kleinen Handelsplätzen zu errichten. Die Reichsbank hat jetzt 234 Filialen, welche über ganz Deutschland vertheilt sind.

Reichsbankhauptstellen befinden sich in Bremen, Breslau, Danzig, Dortmund, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Königsberg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Posen, Stettin, Straßburg i. E. und Stuttgart. 46 Reichsbankstellen sind vorhanden in: Aachen, Augsburg, Bielefeld, Bonn, Bromberg, Chemnitz, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Elbing, Emden, Erfurt, Essen, Flensburg, Frankfurt a. O., Gera, Gleiwitz, Glogau, Görlitz, Graudenz, Halle, Karlsruhe, Kiel, Koblenz, Kottbus, Krefeld, Landsberg a. W., Liegnitz, Lübeck, Mainz, Memel, Metz, Minden i. W., Mühlhausen i. E., Münster i. W., Nordhausen, Nürnberg, Osnabrück, Siegen, Stolp, Stralsund, Thorn und Tilsit. Die anderen Filialen sind Reichsbanknebenstellen, Kommanditen oder Agenturen.

Obgleich nur in den gröbsten Strichen die Bedeutung und Thätigkeit der Reichsbank in den vorstehenden Zeilen geschildert worden ist, wird es unseren Lesern doch wohl möglich geworden sein, sich einen Begriff von der Bedeutung und dem Werthe dieses Instituts zu machen, welches gleichzeitig ein lebendiger Beweis dafür ist, welches Vertrauen der deutsche Handel und der deutsche Kredit im In- und Auslande besitzt.

Digitized by Google

Die Blumen-Vögel.

Ornithologische Skizze von **Dr. Karl Ruß.**

Mit 9 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

In neuerer Zeit haben die kleinsten, und man darf wohl rückhaltlos sagen, die schönsten aller Vögel, die Kolibris, die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Thier- und Naturfreunde, ja aller Gebildeten überhaupt, mehr als jemals in Anspruch genommen; leider geschah dies jedoch keineswegs in der Weise, wie sie es verdienen, mit Freude und Entzücken — sondern unter schmerzlichem Bedauern.

Die holden Kinder der Sonne, die gefiederten Brillanten, die Blumen-Nymphen, -Sylphen oder -Elfen und wie man sie sonst noch um ihrer Farbenpracht und ihres wundersniedlichen Wesens willen zugleich zu bezeichnen pflegt, sie rufen jetzt dadurch unsere Theilnahme hervor, daß sie zu vielen Tausenden hingemordet werden, lediglich für den Zweck, zum Putz zu dienen.

Wenngleich die Kolibris bisher auch noch keineswegs als lebende Vögel in unsere Käfige oder auch nur in die zoologischen Gärten gelangt sind und sich dies nach meiner festen Ueberzeugung auch wohl kaum erwarten läßt, so sehen wir trotzdem, daß sie eigentlich selbst in weiten Volkskreisen zu den bekanntesten und beliebtesten Vögeln gehören. Sei es in größeren oder geringeren naturgeschichtlichen Sammlungen, bei einem Liebhaber ausgestopfter

Digitized by Google

Händler verkaufen an Jeden, der ihre Waare haben will und den Preis zahlt, seien es Pariser Modedamen oder Negerinnen von Haiti.

So glaubt man befürchten zu müssen, daß diese wahrhaften lebenden Kleinodien der Natur (übrigens nebst vielen anderen prächtigen Vogelarten) über kurz oder lang, ja vielleicht in absehbarer Zeit völlig ausgerottet werden könnten. Um dies zu verhindern, haben sich nun zahlreiche gewichtige Stimmen erhoben. Nicht blos die Reisenden und Naturforscher in ihrer Heimath, welche zuweilen in geradezu überschwänglicher Weise von diesen wundervollen Wesen sprechen, sondern auch Vogel- und Naturfreunde in allen Welttheilen sind dafür eingetreten, daß ein thatkräftiger Schutz für die lieblichen Vögelchen erzielt werde. Hoffen wir, daß sich dies erreichen läßt, vielleicht dadurch, daß bei allen gebildeten Völkern, in allen Ländern, deren Bewohner auf der Höhe stehen, die unserer gegenwärtigen Civilisation

Der gehörnte Kolibri.

Digitized by Google

und Bildung und dem Stande unserer jetzigen Naturwissenschaft entspricht, das Verbot der Einfuhr von Vogelbälgen zum Frauenschmuck gesetzlich erlassen werde.

Als Kolibri ohne Nebenzeichnung oder auch als nordamerikanischen und eigentlichen Kolibri haben wir jene Art vor uns, die in den Vereinigten Staaten bis Kanada lebt und zu den allerkleinsten gehört. Der amerikanische Kolibri ist am ganzen Oberkörper dunkelbronzegrün mit dunkelbraunen Schwingen und Schwanzfedern, kupferrother Kehle, welche feuerfarben und grün schillert, und düsterweißer Unterseite. In ganz Nordamerika, besonders im Osten, ist er ungemein beliebt. Zu den schönsten unter allen gehört der Delaland's-Kolibri mit hochaufgerichtetem hell metallgrünem Schopf, erzgrünem Rücken und besonders prächtig lasurblauem Unterkörper. Er lebt in den Wäldern von Südbrasilien.

Am Oberkopf stahlblau mit metallisch violett-, grün-, gelb-, orange- und rothschillernden Büscheln oberhalb beider Augen erscheint der gehörnte Kolibri recht absonderlich. Zugleich ist er mit metallisch grüner Oberseite, grauen Schwingen und weißen Schwanzfedern versehen; am Gesicht, Vorderhals und Kehle ist er schwarz, Brust und Bauch sind weiß, die Unterseite ist düster metallgrün. Seine Heimath ist das Innere von Minas Geraës (Brasilien).

Der Topas-Kolibri ist am Scheitel sammetschwarz, am Kopf goldgrün, am übrigen Oberkörper kupfer- bis granatroth, goldig glänzend, die Schwingen und Schwanzfedern sind rothbraun und grün und zwei der letzteren sind weit verlängert; seine Kehle ist goldgelb, von einem metallgrünen und dann schwarzen Bande umgeben, und der ganze Unterkörper glänzt prachtvoll metallisch gelb bis roth. Seine Heimath ist Guiana.

Vieillot's Kolibri mit metallgrüner Oberseite, an

Digitized by Google

den Stirn- und Kopfseiten gelb und weiß geschuppt, an den letzteren auch mit prächtig goldgelben Büscheln, an der ganzen Unterseite aschgrau, ist in Brasilien heimisch.

Schwertschnäbelchen, mit dem längsten Schnabel

Topas-Kolibri.

unter allen, ist wiederum an der Oberseite metallgrün, am Kopf kupferroth schillernd, hinter jedem Auge mit einem weißen Fleck, mit dunkelröthlichbraunen Schwingen und Schwanzfedern und rein metallgrün glänzendem Unterkörper. Er lebt in Venezuela und Ecuador.

Digitized by Google

Schmuck-Kolibri oder Prachtelfe heißt eine der allerkleinsten Arten, die namentlich dadurch auffällt, daß sie bei bronzegrüner Färbung mit bläulichrothem Schopf an

Schwertschnäbelchen.

Kopf-, Nacken- und Bruſtſeiten verlängerte, rothbraune, grün ſchillernde Federn hat. Auch die Schwingen und Schwanzfedern ſind braun, Kehle und Oberbruſt aber hell goldgelb und die übrige Unterſeite bronzegrün.

Digitized by Google

Der Saphir-Kolibri ist gleichfalls an der Oberseite metallisch glänzend grün, aber nur an den oberen Schwanz-

Schmuck-Kolibris (Prachtelfen).

decken und Schwanzfedern kupferroth, die Schwingen schillern schwärzlich violett; seine Kehle ist rostroth, Vorderhals und Oberbrust sind stahlblau, die übrige Unterseite

Digitized by Google

ist grün, der Hinterleib weiß, und davon heben sich die unterseitigen Schwanzdecken rostroth ab. In ganz Brasilien findet man ihn in jedem blumenreichen Garten.

Außer den herrlichen Farben der Federn zeigen die Kolibris noch ganz besonderen Schmuck in der Gestaltung des Gefieders. Manche haben Spitzhauben, Spitzbärte, Kragen, Hollen, Krausen, absonderliche, mehr oder minder aufgebauschte Höschen, Federbüschel an verschiedenen Körpertheilen in großer Mannigfaltigkeit, namentlich aber sehr von einander abweichende, malerisch und seltsam gestaltete Schwänze.

Der Naturforscher H. Burmeister, welcher die Kolibris in ihrer Heimath kennen lernen und beobachten konnte, gibt folgende Körperbeschreibung: Ihr Schnabel ist pfriemenförmig dünn, fein zugespitzt, gerade oder sanft gebogen, entweder nur so lang wie der Kopf, oder zuweilen fast so lang wie der übrige Körper; der Oberschnabel umfaßt den unteren und bildet mit ihm ein Rohr, in welchem die Zunge sich befindet. Die Nasenlöcher liegen unmittelbar neben dem Schnabelrand als feine langgezogene Längsspalten. Die Zunge hat die meiste Aehnlichkeit mit der eines Spechts, indem die langen Zungenbeinhörner gebogen am Hinterkopf hinaufgehen, während die eigentliche Zunge aus zwei am Grunde verbundenen hornigen Fäden besteht, welche in eine abgeplattete, fast häutige und seitwärts mit kleinen feinen Zacken versehene Fläche auslaufen. Mit dieser also ausdehnbaren Zunge nehmen die Vögel ihre Nahrung auf, indem sie die Zunge weit hervorschnellen und die Nahrung damit aus den Blüthenkelchen hervorholen. Das Gefieder ist ziemlich derb und reichlich; es schillert in den herrlichsten grünen, blauen, rothen und violetten Metallfarben. Das Auge ist von einem ziemlich breiten nackten Ring umgeben, doch sind die Augenlider mit Federschüppchen besetzt. Die Iris ist immer schwarzbraun, die

Digitized by Google

Flügel sind lang und schmal und sichelförmig gebogen mit neun oder zehn Handschwingen und sechs Armschwingen.

Saphir-Kolibris.

Der Schwanz besteht aus zehn überaus verschiedenartig gestalteten Federn. Auffallend klein und zierlich sind die Füße, die Krallen ungemein spitz und scharf. Jardine behauptet, daß die Männchen ein abweichendes, prächtiges

Digitized by Google

Hochzeitskleid tragen, in welchem die erwähnten Abzeichen erst zur Geltung kommen und aus welchem sie sich nach beendeter Brutzeit wieder in das schlichte Gefieder zurückverfärben. Das Weibchen ist immer unscheinbar gefärbt und bekommt ebenso wenig die Prachtfarben des Hochzeitskleides wie die übrigen Abzeichen. Die Jungen wiederum sind nach dem Flüggewerden dem Weibchen ähnlich. In der Größe wechseln alle Kolibris zwischen der einer Hummel und der eines kleinen Prachtfinken oder des europäischen Zaunkönigs.

In ihrem Wesen und Benehmen sind sie unendlich lebhaft, beweglich, stürmisch. Der Flug ist pfeilschnell, dann vor einer Blume gaukelnd und plötzlich wieder ruckweise davonschießend. Während ihrer Flugspiele erfunkeln die Metallfarben wundervoll in den Sonnenstrahlen. So schwirren sie hurtig durch die Luft, gleiten von Blume zu Blume, und die Bewegung der Flügel ist so schnell, daß man sie unmöglich mit den Augen verfolgen kann. Auch ist es schwer, den winzigen Vogel und ein großes Kerbthier, besonders einen Schmetterling, im Fluge mit Sicherheit von einander zu unterscheiden. Bei den Eingeborenen herrscht daher der Glaube, daß der Kolibri sich aus dem Schmetterling entwickle, wie der letztere aus der Raupe.

Die Heimath aller Kolibris ist Amerika; hier sind die Schwirrvögel oder Honigvögel in 430 Arten vom Norden bis zum Süden und vom Westen bis zum Osten verbreitet und am zahlreichsten kommen sie in Venezuela, Columbia, Ecuador und Guiana vor, wo sie in den Gebirgsgegenden noch bis zu 16,000 Fuß Höhe nisten. Ueberall, wo es Blumen gibt, vorzugsweise aber in den tropischen Wäldern, in den glühend heißen Thälern, dann aber besonders auch in blüthenreichen Gärten und selbst auf Blüthenbäumen, dicht neben menschlichen Wohnungen, sind die Kolibris zu

Digitized by Google

finden, und zwar leben sie in den heißen Gegenden als Standvögel und in den kühleren als Zugvögel.

Das Nest legen sie in der Form eines tiefen, offenen Napfes in überaus kunstvoller Weise aus zarten Gras-

Vieillot's Kolibris bei der Verfolgung eines Schmetterlings.

blättern, Pflanzenseide, Baumwollflöckchen, Moosen, Flechten u. s. w. geflochten und gewebt, an einem Ast hängend an, und das Gelege bilden fast immer nur zwei reinweiße Eier, die in zehn oder elf Tagen erbrütet werden.

Während man früher angenommen hat, daß die Kolibris vom Honigsaft der Blüthen sich ernähren, haben die

Digitized by Google

Reisenden und Naturforscher jetzt bereits längst nachgewiesen, daß ihre Nahrung ausschließlich in winzigen

Kolibris, einen Raubvogel bekämpfend.

Kerbthieren, Käferchen, Fliegen, Mücken, Spinnen u. a. besteht, und diese fangen sie entweder im hurtigen Fluge, oder sie holen sie vermittelst ihrer langen spitzen Schnäbel aus

Digitized by Google

den verschieden gestalteten Blüthenkelchen hervor. Größere und selbst ganz große Kerbthiere vertreiben sie in der Weise, daß sie dieselben mit ihren scharfen Schnäbeln spießen, erfolgreich aus der Nähe des Nestes. Ja, sie stürmen wohl gar todesmuthig auf einen größeren Raubvogel los, um auch diesen aus ihrem Nistbezirk zu verjagen, während er sie infolge ihrer Hurtigkeit und Kleinheit nicht zu schlagen und zu erhaschen vermag. Nicht selten befehden einander die Männchen gleicher oder verschiedener Arten heftig und hartnäckig.

In dieser Ernährung liegt es denn auch begründet, daß man die Kolibris in der Gefangenschaft nicht oder doch nicht für längere Dauer zu erhalten vermag. Es wäre ja schon nicht leicht möglich, ihnen während der Ueberfahrt andauernd gleichmäßige Wärme zu gewähren; hauptsächlich aber ist es zu schwierig, sie mit der zuträglichen Nahrung, also den winzigsten lebenden Insekten, immer zu versorgen. Die Gewöhnung an irgend ein Ersatzfutter, wie solches doch bei anderen kerbthierfressenden Vögeln zur Anwendung kommt, ist bis jetzt leider noch keineswegs mit befriedigendem Erfolg gelungen. Wohl hatte ein französischer Reisender eine Anzahl lebender Kolibris bis nach Paris mitgebracht, doch sind sie dort bald zu Grunde gegangen und aus der versprochenen Wiederholung dieses Versuchs ist dann nichts geworden.

Digitized by Google

Allerlei Steckbriefe.

Skizze von **Richard March.**

(Nachdruck verboten.)

Der Steckbrief ist die von Aemtern und Behörden hinter flüchtigen Verbrechern erlassene öffentliche Beschreibung ihres Aeußeren und Aufforderung, sie zu verhaften und an einen bestimmten Ort einzuliefern. Er hat seinen Namen von dem mittelhochdeutschen Worte „steken", das heißt etwas bekannt machen, verlautbaren, zur allgemeinen Kenntniß bringen, und ist naturgemäß in dem Momente entstanden, als die Personalbeschreibung des ersten flüchtigen Uebelthäters behufs dessen Ergreifung verbreitet wurde.

Daß dies mündlich geschah, und daß die Verbreitung der Steckbriefe nicht so wie heute in aller Welt, sondern nur in beschränkten Kreisen erfolgte, ist mit Rücksicht auf die damaligen öffentlichen Zustände selbstverständlich. Man weiß überhaupt nicht, wann der erste geschriebene Steckbrief erschien, es ist aber sicher, daß er in deutschen Landen nicht immer diesen Namen führte.

Manche Geschichtsschreiber wollen nämlich wissen, daß seit Karl des Großen Zeiten der Steckbrief „Fehmbrief", und Jemanden steckbrieflich verfolgen „verfehmen" hieß, wonach später das Volksgericht seinen Namen: das Fehmgericht erhalten habe.

Hingegen treten wieder Andere entschieden dafür ein, der Steckbrief sei überhaupt erst durch die Fehmgerichte zu weiterer Verbreitung und Bedeutung gelangt, daher diese

Digitized by Google

nicht nach ihm benannt worden sein können. Vielmehr müsse er nach ihnen „Fehmbrief" geheißen worden sein.

Und dies mag auch richtig sein. Denn wer in Betracht zieht, daß Derjenige, der vor die Fehme geladen wurde, aber nicht erschien, „allen Wissenden des Erdkreises" preisgegeben war und von ihnen, wo sie ihn fanden, ohne Weiteres ermordet werden konnte, der kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, der Steckbrief habe in der Fehme eine große und überaus wichtige Rolle gespielt.

Infolge dessen muß er natürlich aufgeschrieben und, da es sich nicht blos um Ehre und Freiheit, sondern um des Menschen höchstes Gut, um das Leben, handelte, äußerst genau gehalten gewesen sein, damit nicht etwa ein Unrechter dem Stricke oder Dolche der Wissenden verfiel.

Leider ist ein Fehmbrief nicht auf die Nachwelt gekommen. Von den Steckbriefen der ordentlichen Gerichte des späteren Mittelalters hingegen wissen wir, daß sie einen fürchterlichen Inhalt hatten. Sie hießen die Acht und wurden gegen Jene erlassen, die nach dreimaliger Aufforderung vor den Schranken des Gerichtes nicht erschienen und im Sinne der damaligen Strafprozeßordnung ihrer Schuld für überführt gehalten wurden.

Sie waren daher als gerichtete Missethäter aller ihrer Rechte verlustig, und Jedermann hatte, bei sonstiger schwerer Ahndung, die Verpflichtung, sie zu ergreifen und dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. Gelang dies nicht, und hatte der Geächtete binnen Jahresfrist keinerlei Beweise seiner Schuldlosigkeit beigebracht, so wurde die sogenannte Aberacht wider ihn erlassen, öffentlich verkündet und angeschlagen, ein Steckbrief, worin zunächst der Name des Betreffenden genannt, dann sein Aussehen, ferner seine Missethat beschrieben und an jeden Gerechten, weß Landes er auch sein möge, die Aufforderung gestellt wurde, den Geächteten „nicht zu hausen, zu hofen, zu beherbergen,

Digitized by Google

zu atzen, zu tränken, zu leiden, zu dulden, fürzuschieben (ihm keinerlei Vorschub zu leisten), ihn nicht zu schützen, zu schirmen, zu vergeleiten, ihm nicht zu backen, zu mahlen, noch ihm eine andere Förderung, Fürschub oder Beistand zu thun."

Mit den Worten: „Sein Leib und sein Fleisch aber sei den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in der Luft und den Fischen im Wasser zu Theil, und er selbst in des Teufels Namen in die vier Straßen der Welt gewiesen," schlossen derlei Achtbriefe. In neuerer Zeit wurden sie indeß nach der durch Kaiser Maximilian I. erfolgten Einführung des Reichskammergerichtes immer seltener, und einer der letzten dürfte wohl der im Jahre 1566 wider den fränkischen Ritter Wilhelm v. Grumbach wegen Empörung gegen Kaiser und Reich erlassene gewesen sein.

Nach alledem darf wohl geschlossen werden, daß die Bezeichnung Steckbrief, die gewöhnlich für uralt gehalten wird, erst gegen Ende des 16. oder zu Anfang des 17. Jahrhunderts gang und gäbe wurde. Doch wie dem auch sei, der erste merkwürdige Steckbrief ist gewiß jener, der 1708 von Berlin aus hinter dem angeblichen Grafen Cajetani, einem Hochstapler, erlassen wurde, der keinen Geringeren als den König Friedrich I. von Preußen durch alchemistische Vorspiegelungen um bedeutende Summen betrogen hatte, was denn auch in dem betreffenden Dokumente klar und deutlich zu lesen war.

Dieser Steckbrief war, ein deutliches Zeichen der anbrechenden neuen Zeit, frei von Verwünschungen jener Art, deren die Acht nicht ermangeln durfte, wohingegen das im Jahre 1834 von einem genuesischen Gerichte gegen Garibaldi erlassene „Mandato" (Steckbrief) insofern wieder recht mittelalterlich anmuthet, als es den späteren Nationalhelden „der öffentlichen Rache als einen Landes- und Staatsfeind" bezeichnet, der allen schweren Strafen unterworfen ist, welche

Digitized by Google

die königlichen Gesetze über „Banditen erster Klasse verhängen", mit anderen Worten ihn für vogelfrei erklärt.

Dieser Steckbrief nimmt denn auch in der Sammlung derartiger Dokumente, die ein europäischer Staatsmann sein eigen nennt, einen hervorragenden Platz ein, wie überhaupt Steckbriefe gegen politische Persönlichkeiten zu den Spezialitäten auf diesem Gebiete gehören. Man nennt sie übrigens schon seit dem Jahre 1830 vorwiegend Signalements und hat sie im Jahre 1848 mittelst besonderer Kundmachungen gleich dutzendweise veröffentlicht.

„Diese Signalements zeichnen sich," wie einer ihrer Kenner vor Jahren schrieb, „vor gewöhnlichen Steckbriefen vortheilhaft durch die, man könnte fast sagen liebevolle Charakterisirung der einzelnen Personen aus, man begnügte sich nicht mit dem einfachen Kriminalstyl, sondern suchte ein möglichst lebendiges Bild der Gesammterscheinung des Verfolgten zu geben. Insbesondere wurden Kossuth und seine Frau auf das Eingehendste geschildert."

Und wahrlich, unser Steckbriefgelehrter hat Recht. In den „Signalements von Personen, welche theils des Majestätsverbrechens, des Hochverrathes, theils der Theilnahme an dem bewaffneten Aufstande im Königreiche Ungarn beanzeigt erscheinen," heißt es ja wörtlich:

„Kossuth Ludwig, gew. Advokat, Journalist, Finanzminister, Präsident des ung. Landesvertheidigungs-Ausschusses und zuletzt Präs.-Gouverneur der ung. Republik, 45 Jahre alt, in Jaß-Berényi in Ungarn geb., akathol. Relig., verheir., mehr als mittelgroß, mäßig stark, mager, hat ein ovales Gesicht, blasse Gesichtsfarbe, hohe offene Stirn, kastanienbraune Haare, blaue Augen, stark dunkelbr. Augenbr., platt gedr. Nase, klein. hübsch geformten Mund, vollst. Zähne, rund. Kinn, schwarzen Schnurr- und Kinnbart, spricht deutsch, ungarisch, lateinisch, slow., etwas französisch und ital. Als besondere Kennzeichen dienen: Natürliche Ge-

Digitized by Google

sichtsfarbe, Locken, die Haare am Scheitel schütter bis zur Kahlheit, die Brust ziemlich breit, eher flach als erhöht, die Hand zart, weiß, die Finger lang. Die Haltung in ruhiger Stimmung: feierlich, von einem gewissen Anstande, die Bewegungen gesucht; der Gang meist aufrecht, seine Stimme angenehm, einschmeichelnd, und selbst wenn er leise spricht, leicht vernehmlich. Er macht den Eindruck eines Schwärmers, vorzüglich liegt in seinem schön geformten Auge der Ausdruck von Schwärmerei; der Blick nach oben, der ihm eigen ist, unterstützt sehr diesen Ausdruck. Die Energie seines Charakters spricht sich in seiner äußeren Erscheinung nicht aus. Die deutsche Sprache schreibt er weder orthographisch noch sonst richtig. — Seine Gattin Kossuth Ther., geb. Meszlényi, ist über 30 Jahre alt, kath. Relig., groß, hager, hat ein längliches Gesicht, braune Gesichtsf., lange Stirn, schwarze Haare, detto Augen, schmale schwarze Augenbr., etwas gespitzte Nase, regelmäßigen Mund, gesunde Zähne, länglich. Kinn, und spricht deutsch, ungarisch und slawisch. Sie ist hochmüthig und hat einen stolzen, Verachtung ausdrückenden Blick."

Sind nun diese beiden Signalements kleine, meisterhaft gearbeitete Genre- und Charakterbilder, so lassen hingegen die Steckbriefe wider manch' anderen Helden der Revolution an Kriminalstyl nichts zu wünschen übrig. So heißt es z. B.: „Bem Karl, Insurgentengeneral, circa 50 bis 55 Jahre alt, mittelgroß, mager, hat ein rundes Gesicht, brünette rothbrüchige Gesichtsfarbe, niedere Stirn, grau gemischte Haare, graue Augenbrauen, gesp. und gebogene Nase, breit. Mund, rund. Kinn, und einen Schnurrbart. Er spricht polnisch, französisch und deutsch, hat eine etwas vorwärts gebeugte Haltung, auch soll er von einer in Pest erhaltenen Schußwunde eine Narbe im Gesicht haben." Diese Narbe war also ein besonderes Kennzeichen und möglich, daß deshalb die Schilderung des

Digitized by Google

Generals so trocken ausfiel. Er war ja gekennzeichnet und daher leichter zu erkennen als Einer, bei dem es zum Schlusse des Steckbriefes heißt: Besondere Kennzeichen: keine.

Narben und Wundmale sind übrigens die gewöhnlichsten, Aehnlichkeiten mit hervorragenden Personen hingegen die seltensten besonderen Kennzeichen oder Merkmale, wodurch sich ein Individuum vom anderen unverkennbar unterscheidet. Sie kommen nur selten vor, und seitdem vor etwa 40 Jahren Napoleon III., der als Prinz mit dem Bemerken steckbrieflich verfolgt wurde, daß er seinem Oheim, dem ersten Napoleon, sehr ähnlich sehe, das zweifelhafte Vergnügen hatte, im Amtsblatte den Steckbrief eines Diebes zu lesen, dessen besonderes Kennzeichen seine Aehnlichkeit mit dem Kaiser der Franzosen war, kam erst der Exkönig Milan von Serbien wieder in die unangenehme Lage, durch einen Steckbrief von der Existenz eines Doppelgängers zu erfahren.

Und zwar war dies ein Budapester Bankier, der vor etwa drei Jahren nach Unterschlagung von Depots flüchtig und vom Gerichtshofe mittelst eines Steckbriefes verfolgt wurde, worin es hieß, daß seine auffallende Aehnlichkeit mit dem gewesenen Könige Milan von Serbien als besonderes Erkennungszeichen dienen könne.

Und es hat auch dazu gedient, wohingegen das in dem Steckbriefe einer ländlichen Behörde angegebene besondere Kennzeichen: „sieht seinem Vater sehr ähnlich" — in den Kreisen der Sicherheitsorgane große Heiterkeit erregte, denn sie hatten sämmtlich nicht die Ehre, den Vater des Verfolgten zu kennen.

Recht heiter stimmte auch der Steckbrief, worin der Gesuchte als vollendeter Geck charakterisirt wurde; und ein strenge gehütetes Geheimniß der Pariser Frauenwelt enthüllte schonungslos jene „Lettre de Requisition" (Steckbrief), welche als besonderes Kennzeichen der Verfolgten

Digitized by Google

angab, daß sie zu den sogenannten polirten, d. h. zu den Frauen gehöre, welche von einem Pariser Schönheitskünstler durch ein äußerst kompliziertes Verfahren jung und verführerisch gemacht werden. „Indessen halten diese Reize dem Wasser nicht Stand," hieß es zum Schlusse des Steckbriefes, und darin lag ohne Zweifel die Aufforderung, die schöne Dame, falls sie ihre Identität leugnen sollte, einfach abzuwaschen.

Bei all' seiner Rücksichtslosigkeit ist der Steckbrief von heute indeß lange nicht so ausführlich, wie er es vor hundert Jahren war. Denn während er gegenwärtig in der Regel in der Ausfüllung eines Formulares besteht, war seine Stylisirung ehedem dem freien Ermessen des betreffenden Beamten überlassen, und es flatterten daher häufig recht unterhaltende Steckbriefe in alle Winde.

So lesen wir in der „Frankfurter kaiserlichen Reichs-Oberpostamtszeitung" vom Jahre 1797 einen von dem Bürgermeister der Reichsstadt Nürnberg am 15. August 1797 unter dem Titel „Bekanntmachung" erlassenen Steckbrief, der folgendermaßen lautet:

„Es ist eine gewisse Operistin Namens Catharina Schröfl mit ihrem Amanten, dem Schauspieler Petrivi, welche sich Beide bei hier anwesender, unter Hochgräflich v. Fuggerischer Intendanc stehender, Augspurger deutschen Schauspielergesellschaft laut eines von ihnen eigenhändig unterzeichneten Contracts d. d. 24. April dieses Jahres, und zwar sie Schröfl als erste Sängerin, und er Petrivi, als 2. Tenorist, auf ein Jahr engagirt haben, ohngeachtet ihrer ansehnlichen, allwöchentlich richtig erhaltenen Gage: mit einem an die Direktion noch über dieses schuldenden, sehr beträchtlichen Geldvorschuß-Restes in den jüngst verwichenen Tagen von hier heimlicher und boshafter Weise entwichen, und haben durch diese bösliche Entweichung die Theaterdirektion in nicht geringen Schaden versetzt. Es werden daher jede

Digitized by Google

Ortsobrigkeit, in subsidium Juris et sub oblatione reciproci in similibus (zum Beistande des Gerichtes und unter Zusicherung der Wiedervergeltung in ähnlichen Fällen) geziemend ersucht, die entwichene Madame oder Demoiselle Schröfl, wie sie sich zu nennen belieben wird, welche groß und stark von Person, dann an ihren schwarzen Haaren und großem Mund kennbar, gleich wie ihr Entführer Petrivi, ein Tiroler von Geburt, der von schlankem langem Wuchs, auch an seinen braunen Haaren und stets gefütterten Waden, wie nicht minder an seiner Landessprache, welche er stark durch die Nase spricht, zu erkennen ist, auf betretenden Fall sogleich arretiren, und sofort gegen Erstattung der Kosten, ohne weiteres durch eine sichere Gelegenheit anhero ausliefern zu lassen."

Aehnlich waren die Steckbriefe damals alle gehalten, und doch kamen mehr Mißgriffe vor, als heute. Der markanteste derselben ist folgender: Ein im Jahre 1880 gegen einen oberösterreichischen Schneidergesellen wegen Brandlegung erlassener Steckbrief ist nicht widerrufen worden, als man des Verfolgten habhaft geworden war, und dies hatte zur Folge, daß nach zwölf Jahren ein den gleichen Namen führender und aus demselben Lande stammender Nadelheld eingezogen und so lange in Haft behalten wurde, bis es sich herausstellte, daß der eigentliche Verbrecher schon längst nicht nur abgeurtheilt, sondern sogar im Zuchthause gestorben sei.

Ein Steckbrief wirkt somit so lange, als er nicht widerrufen wird, und seine Umlaufszeit kann daher mitunter eine hübsche Reihe von Jahren betragen. In Deutschland gibt es sogar einen, der im Mai 1850 erlassen wurde und noch immer volle Kraft besitzt. Seine Geschichte ist die nachstehende.

Am 14. Juni 1849 wurde das Berliner Zeughaus vom Volke gestürmt. Premierlieutenant Techow, einer der

Digitized by Google

Vertheidiger, bewog den Kommandanten zum Abmarsch und wurde deshalb vom Kriegsgerichte zu 15 Jahren Festung verurtheilt. Im Mai 1850 entfloh er aus der Haft und war seit 1852, in welchem Jahre er nach Australien auswanderte, verschollen. Kein Mensch dachte mehr an ihn, Niemand nannte seinen Namen, da brachte ihn am 6. April 1888 der „Reichsanzeiger" durch neuerliche Veröffentlichung eines Steckbriefes wieder in Erinnerung.

Unter den Steckbriefen aller Länder kann dieser, worin ersucht wird, Techow zu verhaften und zur Abbüßung der restlichen Festungshaft nach Magdeburg abzuliefern, wohl als ein Unikum gelten, denn er steht gegenwärtig im 44. Jahre seiner Wirksamkeit und wird, falls die Strafprozeßordnung keine Handhabe seines Widerrufes bietet, am Ende noch sein 100jähriges Jubiläum feiern und durch eine besondere Verordnung amortisirt, d. h. aus der Welt geschafft werden müssen.

Sehen wir uns nun auf dem Gebiete des Steckbriefes weiter um, so finden wir, daß er in irgend einer Form in aller Welt üblich ist und in China sogar häufig von Privatpersonen behufs Ergreifung von Dieben und Räubern erlassen wird.

Leider erreichen die Steckbriefe weder in China noch sonst in der civilisirten Welt immer ihren Zweck; ja, selbst die in neuester Zeit derlei Dokumenten beigegebenen Porträts fördern das Erkennen des Verbrechers nicht so stark, als man annehmen möchte, theils weil die Menschen eine merkwürdige Vorliebe für Profilaufnahmen haben, theils weil jene Individuen, deren Bildnisse für die Verbrecheralbums auf photographischen Wege gewonnen werden, durch leise, kaum merkliche Gesichtsverzerrungen, lächelnde Mienen, Grimassen und andere Kniffe die Aehnlichkeit beeinträchtigen, um nicht so leicht erkannt zu werden.

Digitized by Google

Ueberhaupt ist nichts so schwer, als das Erkennen nach dem Signalement, und geriebenen Verbrechern macht daher ein Steckbrief keinen allzugroßen Kummer. Denn erstens wissen sie sich falsche Ausweise zu verschaffen, und zweitens hat die Zahl der Verfolgten im Jahre 1892 in Deutschland allein 25,831 Personen betragen, ist also so groß, daß der Einzelne zunächst darin verschwindet, und daß nicht wenige der Gesuchten nicht so sehr auf Grund des Signalements, als vielmehr deshalb aufgegriffen werden, weil sie Gendarmen und Polizisten überhaupt verdächtig vorkommen. Auch der Zufall führt oft genug zur Entdeckung steckbrieflich Verfolgter; daß aber auf einen in der Zeitung veröffentlichten Steckbrief eine Offerte der gesuchten Persönlichkeit eingeht und zu deren Verhaftung führt, das ist bisher nur einmal dagewesen und dürfte vielen unserer Leser schier unglaublich erscheinen. Der Fall liegt aber sehr einfach so, daß eine Polizeibehörde eine diebische Amme suchte, und daß diese, nebenbei gesagt etwas beschränkte Person, der ein Steckbrief ein völlig unbekanntes Ding war, in dem Glauben, man sei ihrer Dienste bedürftig, sich schleunigst meldete.

Hat, wie bereits oben bemerkt, der Steckbrief auch nicht immer Erfolg, so ist er doch noch immer ein für die Kriminalpolizei unentbehrliches Hilfsmittel und wird seine Rolle auch vermuthlich noch in fernster Zukunft spielen, es sei denn, daß die Menschheit jenen Grad der Vollkommenheit erlangte, wo keine Rechtsverletzungen mehr möglich sind. Dies hoffen wir, aber wir glauben es nicht, und so wird künftigen Geschichtsschreibern des Steckbriefes wohl stets interessantes Material in Fülle zu Gebote stehen.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Die beiden Kollegen. — Der ausgezeichnetste Medailleur und Stempelschneider des vorigen Jahrhunderts — zu welcher Zeit man noch viel Werth auf Schaumünzen legte und bei jeder feierlichen Gelegenheit solche schlagen ließ — war Johann Karl Hedlinger, ein Schweizer, dessen Kunstfertigkeit alles bis dahin Geleistete weit übertraf. Er war 25 Jahre alt, als er sich 1716 nach Nancy zu dem berühmten Stempelschneider Saint-Urbain begab, um mit ihm gemeinsam einige Zeit zu arbeiten. Im Jahre darauf reiste er nach Paris. Unterwegs begegnete ihm folgendes Abenteuer.

Es war die Zeit des Cartouche und anderer Räuberhelden. Sehr häufig hörte man von Räubereien, die auf den französischen Landstraßen vorfielen. So geschah es denn auch, daß die Postkutsche, in welcher Hedlinger mit einigen anderen Reisenden saß, von einem Dutzend Banditen überfallen wurde beim Passiren eines Waldes in der Nähe von Meaux. „Halt!" wurde geschrien, und der Postillon, durch den Anblick der auf ihn gerichteten Pistolenmündungen erschreckt, mußte wohl gehorchen. Die Passagiere mußten aussteigen und wurden ihrer sämmtlichen Werthsachen beraubt. Für Hedlinger war besonders schmerzlich der Verlust einer Anzahl goldener und silberner Schaumünzen, gewissermaßen seine „Autorexemplare", denn er hatte selbst die Stempel dazu verfertigt. Diese Schaumünzen betrachtete der Anführer der Bande, ein schon bejahrter, graubärtiger Kerl, mit ersichtlichem Interesse. Er begehrte dann den Paß des Schweizers zu sehen, in welchem stand, daß dieser Stempelschneider — Gra-

Digitized by Google

veur — sei. Darauf flüsterte er ein Weilchen mit einigen Banditen.

Nächstdem wandte er sich höflich an Hedlinger und sagte: „Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, mein Herr, denn ich bin Ihr Kollege, auch Stempelschneider, freilich seit Jahren etwas aus der Uebung gekommen. Sie werden die Güte haben, einige Zeit unser hochgeehrter Gast zu sein."

Der erstaunte Künstler protestirte, aber das half ihm nichts. Man ließ die anderen ausgeplünderten Reisenden wieder in die Postkutsche steigen und gebot dem Postillon wegzufahren. Alsdann verband man dem jungen schweizerischen Medailleur mit einem seidenen Tuche die Augen und drehte ihn dreimal um sich selbst, worauf zwei der Banditen ihn bei den Armen faßten und mit fortführten. Als nach einer Stunde angehalten und ihm die Binde von den Augen genommen wurde, befand er sich in einem gewölbten Keller. Er wurde mit Speise und Trank gut bewirthet, und man betrug sich gegen ihn sehr artig.

„Lieber Herr Kollege," sagte nach der Mahlzeit der Alte zu ihm, nachdem er ihm eine neue holländische Thonpfeife und vortrefflichen Tabak angeboten, „also Sie haben die Stempel zu diesen prächtigen Schaumünzen, welche wir bei Ihnen fanden, selbst geschnitten?"

„Jawohl," versetzte der Gefangene.

„Ein echter Künstler sind Sie! Ich weiß Ihr Genie zu würdigen."

Hedlinger verneigte sich sehr geschmeichelt.

„Sie vermuthen wohl schon, weshalb ich Ihre werthe Person mit Beschlag belegte?" fragte lächelnd der Alte.

„Nein!"

„Nun, so erfahren Sie es denn: wir wollen Louisdors machen. Ich habe dahinten eine kleine Münzwerkstätte eingerichtet. Stempel habe ich auch schon geschnitten; aber da ich seit so vielen Jahren aus der Uebung bin, so sind sie mir leider nicht so gut gerathen, wie es sein müßte. Sehen Sie, hier sind die Stempel!"

Er zeigte zwei Münzstempel, Avers und Revers.

„Hm," sagte der Schweizer, nachdem er sie prüfend betrachtet hatte, „die lassen allerdings Manches zu wünschen übrig. Der

Digitized by Google

Stempelschneider der königlichen Münze würde darüber nur die Achseln zucken. Auf den ersten Blick erkennt man die Unechtheit."

„Das ist es ja gerade, lieber Kollege! Nun, so möchte ich Sie also bitten, für unsere projektirte Münzstätte hier einige wirklich gute Stempel zu verfertigen! Der besten Behandlung können Sie gewiß sein während Ihres Aufenthalts bei uns."

Hedlinger war wie vom Donner gerührt. Er, der ehrliche und achtbare Künstler, sollte der Genosse und Helfer der Falschmünzer und Räuber werden? Nimmermehr!

Nachdem er sich von seiner Bestürzung einigermaßen erholt, sagte er: „Das geht nicht an, mein bester Kollege."

„Sie wollen nicht? Warum nicht? Nöthigenfalls würden wir Sie zwingen, für uns zu arbeiten."

„Begreifen Sie doch die Sachlage, Herr Kollege! Sie sind ja doch überzeugt, daß ich Außergewöhnliches leiste. Nun denn, so viel schlechter Sie arbeiten, als der Stempelschneider der königlichen Münze, so viel besser würde ich arbeiten, denn die Mittelmäßigkeit der französischen Münzstempel nachzuahmen, ist mir ganz unmöglich. Man würde also wieder unzweifelhaft sogleich die Unechtheit erkennen."

Der ehemalige Graveur kratzte sich hinter dem Ohr und überlegte eine Weile. Dann sagte er plötzlich: „Sapristi, ich glaube wirklich, Sie haben Recht! Sie sind der treffliche Künstler, ich bin der außer Uebung gekommene Stümper, der Pariser Kollege repräsentirt die brauchbare Mittelmäßigkeit. Wir Beide können also ungleicher Weise durchaus nicht so arbeiten wie er. So wird denn leider mein schöner Plan zu Wasser! Wohl, Herr Kollege, ruhen Sie noch ein bischen aus; dann werde ich Sie wieder auf die Landstraße bringen."

Hedlinger rastete ein Stündchen bei den Räubern im alten Keller. Darauf verband man ihm wieder die Augen und führte ihn fort. Er bat vorher noch, daß man ihm wenigstens einige seiner Schaumünzen — die ihm in Paris zur Empfehlung dienen sollten — zurückgeben möchte, aber der Alte sagte: „Nein! Ich will diese schönen Kunstwerke alle behalten zu Studienzwecken." Doch steckte er ihm wohlwollend genügendes Reisegeld zu.

Man führte den Künstler durch den Wald bis an die Land-

Digitized by Google

straße, drehte ihn wieder dreimal um und nahm ihm die Augenbinde ab. Der Alte aber sagte freundlich zu ihm: „Gehen Sie eine kleine halbe Meile vorwärts, dann erreichen Sie ein gutes Wirthshaus, wo Sie in aller Gemüthlichkeit auf die Ankunft des nächsten Postwagens warten können. Leben Sie wohl, mein lieber Kollege!" Darauf verschwanden die Banditen im Walde.

Hedlinger gelangte glücklich nach Paris, wo er sich 18 Monate aufhielt und viele schöne Arbeiten lieferte. Dann wurde er unter sehr vortheilhaften Bedingungen als „königlicher Medailleur" nach Schweden berufen und wirkte dort lange Jahre. Seine zahlreichen prächtigen Schaumünzen sind noch heutzutage die Zierden der Sammlungen und das Entzücken der Kenner. F. L.

Der Schneedom des Kilimandscharo. — Im Jahre 1886 ist durch den deutsch-englischen Vertrag das ganze Kilimandscharogebiet der deutschen Interessensphäre zugesprochen worden. Es gibt bekanntlich drei afrikanische Schneeberge, die mitten in der Tropenzone in die Region des ewigen Schnee's hineinragen und als alte Vulkane sich darstellen: der Kilimandscharo (6010 Meter), der Kenia (5600 Meter) und der Ruwengori (5650 Meter).

Von den dreien ist also der Kilimandscharo der höchste, der das Südende der großen Erhebungslinie bezeichnet, welche im Norden mit dem Kenia abschließt. Er bildet eine große, isolirte vulkanische Bergmasse in Deutsch-Ostafrika, 3° 6′ südlicher Breite und 35° 3′ östlicher Länge von Greenwich, etwa 300 Kilometer westlich vom Hafen Mombas gelegen. Dieser Bergriese besteht aus zwei domförmigen, durch eine Einsenkung von einander getrennten Gipfeln, welche ewiger Schnee bedeckt.

Nur in Südamerika finden sich außerdem noch auf unserer Erde Berge von so riesiger Höhe, daß sie aus der Region der Tropenhitze bis in die des ewigen Schnee's hineinragen: die Anden, welche gleich den afrikanischen Aequatorialbergen vulkanischen Ursprunges sind. Während aber die Anden fast unmittelbar an der Küste liegen und daher seit der Entdeckung Südamerikas bekannt waren, umhüllte bis in die neueste Zeit ein Geheimniß das Vorhandensein der afrikanischen Schneeberge.

Man hat für letztere lange Zeit das Mondgebirge des Ptolemäos gehalten, bis Ravenstein und Dr. Hans Meyer die Ansicht

Digitized by Google

begründeten, daß damit vielmehr die ebenfalls häufig von Schnee bedeckten Berge Abessiniens gemeint seien. Allem Anscheine nach ist der Kilimandscharo zum ersten Male von dem spanischen Schriftsteller Fernandes de Enciso 1519 als der „äthiopische Olympos"

Der mit ewigem Schnee bedeckte Kilimandscharo in Deutsch-Ostafrika.

erwähnt worden; er hatte durch Karawanen aus dem Innern Kunde von ihm erhalten. Seitdem blieben die Nachrichten darüber schwankend, bis im Mai 1848 ein deutscher Missionar, Johann Rebmann, ihn erblickte, und damit das erste afrikanische Schneegebirge entdeckte.

1861 drang der hannover'sche Baron Klaus von der Decken vom Süden aus zum Kilimandscharo vor, bestieg ihn bis zu 2314 Meter Höhe, und 1862 mit Kersten bis zu 4236 Meter, wobei sie von einem lustigen Schneegestöber überrascht wurden. Decken gelangte aber noch lange nicht bis zur Grenze des ewigen Schnee's, die vielmehr erst 1871 von dem englischen Missionar

Digitized by Google

Charles New erreicht wurde. Ferner wurde das Gebirge von den Engländern Thomson 1883 und Johnston 1884 bestiegen. Die höchste Spitze des Kilimandscharo und damit der afrikanischen Berge überhaupt hat aber erst Dr. Hans Meyer aus Leipzig bezwungen. Nach seinen Messungen ist jener Gipfel, der Kibo — von ihm Kaiser Wilhelm-Spitze genannt — 6010 Meter hoch.

Seine erste Expedition unternahm Dr. Meyer 1887 von Mombas aus, langte nach dreiwöchentlichem Marsche am Fuße des Kilimandscharo an und stellte fest, daß seine Basis von Osten nach Westen 120 Kilometer, von Süden nach Norden 80 Kilometer beträgt, während die beiden höchsten Gipfel, der eben erwähnte Kibo und der Mawensi (5355 Meter), 10 Kilometer von einander abstehen. Letzterer ist nur periodisch von ewigem Schnee bedeckt, ersterer dagegen jahraus jahrein. Bei der Besteigung blieb Meyer's Gefährte, Lieutenant v. Eberstein, bei 5000 Meter Höhe zurück. Er selbst mußte bei 5540 Meter umkehren, da eine 30 Meter hohe Eiswand und heftiges Schneetreiben es ihm unmöglich machten, den Gipfel zu erreichen.

Für seine zweite Expedition gewann Dr. Meyer den österreichischen Forschungsreisenden Dr. Oskar Baumann zum Begleiter; sie war auf eine größere Ausdehnung berechnet und sollte zwei Jahre dauern. Der Zug ging durch Usambara, scheiterte aber vor Erreichung des Zieles infolge des damals losbrechenden Aufstandes der Araber. Dr. Meyer und seine Gefährten geriethen durch arabische Verrätherei in die Gefangenschaft Buschiri's; er mußte sich und Dr. Baumann nach vielen Mißhandlungen und Fährlichkeiten loskaufen und rettete auf dem Wege nach Sansibar unter neuen Bedrängnissen nichts als das nackte Leben. Inzwischen wollte ein Lieutenant Ehlers den höchsten Gipfel des Berges erstiegen haben, mußte sich aber auf einer späteren Reise selbst überzeugen, daß er diesen von dem durch ihn erreichten Höhenpunkte aus gar nicht einmal gesehen haben konnte.

Ohne im Geringsten durch den berichteten Mißerfolg sich entmuthigen zu lassen, machte sich Dr. Meyer nach seiner Heimkehr sofort an die Ausrüstung einer dritten Expedition, für die er den bekannten Salzburger Alpinisten Purtscheller zu gewinnen wußte, und die im September 1889 angetreten wurde. Die

Digitized by Google

Reisenden gelangten diesmal ohne Fährlichkeiten bis zum Fuße des Gebirges, wo die aus Sansibariten bestehende Karawane zurückblieb, während Meyer und Purtscheller in Begleitung eines treuen Negers den Aufstieg begannen und in einer Höhe von 3800 Meter ihr Zelt aufschlugen.

Am 3. Oktober früh um halb drei Uhr wurde beim Scheine einer kleinen Handlaterne die erste Besteigung über mächtige vulkanische Trümmerfelder angetreten. Bei 5570 Meter wurde die Eishaube des Kibo erreicht, die unter einer Neigung von 35° emporsteigt und deswegen fortwährendes Stufenhauen mit dem Eispickel und die Anwendung des Gletscherseiles nöthig machte. Endlich nach harten Mühen lag die Spitze, ein riesiger Krater mit Gletscherwänden, vor den kühnen Steigern, doch machten sie die betrübende Entdeckung, daß am Südende des Kraters die höheren Gipfel lagen. Diese vermochten sie jedoch bei ihrer Erschöpfung an demselben Tage nicht mehr zu erreichen, und ein Uebernachten auf dieser Höhe hätte unfehlbar den Tod durch Erfrieren gebracht. So mußten sie denn den Abstieg antreten, doch wurde am 6. Oktober bei herrlichstem Wetter auch die höchste Spitze des Kibo glücklich erklommen. Dr. Meyer pflanzte auf ihr eine mitgebrachte deutsche Fahne auf und taufte diese höchste Erhebung Kaiser Wilhelm-Spitze. Ueberwältigend großartig war die noch von keinem Menschen bisher genossene Rundschau von dieser Höhe, die auch die beste Beobachtung des 2000 Meter im Durchschnitt breiten und 200 Meter tiefen Kraters ermöglichte. Der östliche, niedrigere Gipfel, der Mawensi, konnte indeß in seinem höchsten Punkte wegen seiner außerordentlichen Steilheit und Zerrissenheit nicht erreicht werden; es würde dies eine längere Zeit erfordert haben, als die eintretende Regenperiode erlaubte.

Im Uebrigen faßt Meyer selbst in seinem Buche „Ostafrikanische Gletscherfahrten" das Ergebniß ihres Verweilens auf der Höhe des Kilimandscharo dahin zusammen: „Die viertägige Unterbrechung abgerechnet, welche mich nach der Gipfelersteigung des Kibo nach Marangu rief, sind wir 16 Tage lang zwischen 15,000 und 20,000 Fuß thätig gewesen und haben in diesen zwei Wochen vier Kibobesteigungen, drei Mawensibesteigungen ausgeführt, die höchste Spitze des Kilimandscharo erstiegen, den großen Krater

Digitized by Google

des Kibo entdeckt, den ersten afrikanischen Gletscher gefunden und das ganze Hochgebiet möglichst gründlich untersucht, topographisch und photographisch aufgenommen und abgesammelt." Erst Ende 1889 verließen die Reisenden den schönsten und interessanten Bezirk der äquatorialen Gletscherriesen, um nach Europa zurückzukehren. F. R.

Das Erfurter Gebet. — Von der jämmerlichen Schwäche und Zerrissenheit, der Rechtsverwirrung und dem Mangel an vaterländischer Gesinnung in Deutschland in der „guten alten Zeit" gibt folgende geschichtliche Episode ein höchst bemerkenswerthes Beispiel.

Erfurt war frühzeitig eine der bedeutendsten deutschen Städte geworden, die Woll- und Leinweberei hatten zusammen mit der fruchtbaren Gegend, in der Erfurt liegt, der Stadt einen Aufschwung verschafft, der ihr nach Angabe einzelner Chronisten schon im 15. Jahrhundert die Einwohnerzahl von 60,000 Köpfen gab. Andere Chronisten behaupten zwar, die Einwohnerzahl wäre nie auf über 35,000 gestiegen, aber selbst diese Bevölkerungszahl ist für die damalige Zeit außerordentlich groß. Erfurt war die erste Stadt, die in Europa aus eigenen Mitteln eine Universität gründete, und in den besten Zeiten zählte diese 850 Studenten. Trotzdem die Stadt tief im Binnenlande lag, trat sie doch dem großen Hansabunde bei. Großer Reichthum, aber auch viel Trotz und Stolz herrschte unter der Einwohnerschaft.

Während des dreißigjährigen Krieges hatte Erfurt den Schweden die Thore geöffnet, und deshalb wurden im Westfälischen Frieden dem Kurfürsten von Mainz gewisse Einflüsse auf das Kirchenregiment in Erfurt zugestanden. Der Kurfürst von Mainz, welcher genau wußte, daß er auf die Unterstützung des Kaisers rechnen konnte, stellte schon im Jahre 1649 an den Rath der Stadt das Ansinnen, für ihn als Landesherrn in den Kirchen von Erfurt allsonntäglich beten zu lassen. Der Magistrat ignorirte diese Aufforderung vollständig, auch als im Jahre 1650 das Gebet auf's Neue von dem Kurfürsten von Mainz gefordert wurde. Als auch im Jahre 1651 die immer wiederholte Forderung nicht erfüllt wurde, wendete sich der Kurfürst an den Kaiser, um von diesem Hilfe in dem Streitfall zu erlangen.

Digitized by Google

In Erfurt selbst waren die Bürgerschaft und der Rath keineswegs einig. Die Rathsherren hatten das Stadtregiment in ihren Familien gewissermaßen erblich gemacht, und die Bürgerschaft beschwerte sich über verschiedene Verkürzungen ihrer Rechte, die vom Rath während der Schwedenzeit und unter dem Druck der schwedischen Oberaufsicht erfolgt waren. Ein Theil der Bürgerschaft wendete sich an Kurmainz um Hilfe, um den Uebergriffen des Raths zu steuern. Die Gelegenheit für den Kurfürsten von Mainz war also günstig, um sich in Erfurt eine große Partei zu sichern, ja, um die vollkommene Herrschaft über Erfurt zu erlangen. Er betonte daher mit einer ganz staunenswerthen Hartnäckigkeit seine Forderung wegen des Gebetes, und im Jahre 1652 trafen die beiden ersten kaiserlichen Kommissare in Erfurt ein, um mit dem Rathe wegen der Einführung des Gebetes zu verhandeln. Der Rath der Stadt Erfurt erklärte darauf, es möge ihm erst nachgewiesen werden, daß er zu diesem Gebet verpflichtet sei, dann wolle er es einführen lassen. Die Verhandlungen dauerten fast zwei Jahre, dann erklärten die kaiserlichen Kommissare, der Kurfürst von Mainz habe beim Kaiser den Nachweis geführt, daß er in der That landesherrliche Rechte über die Stadt auszuüben habe und daß demnach unter allen Umständen das Gebet verrichtet werden müsse.

Der Rath fügte sich nunmehr anscheinend der kaiserlichen Verordnung, kaum aber waren die Kommissare zur Stadt hinaus, als es ihm gar nicht mehr einfiel, das Gebet zu verordnen. Im Jahre 1656 treffen zum dritten Male kaiserliche Kommissare in Erfurt ein, diesmal mit Strafandrohungen, und nun erließ der Rath an die Geistlichkeit den Auftrag, das Kirchengebet für Kurmainz zu halten. Zur großen Freude des Raths erklärte nun aber die Geistlichkeit, es sei gegen ihr Gewissen, dieses Kirchengebet abzuhalten. Drei ganze Jahre vergingen damit, um bei den theologischen Fakultäten verschiedener Universitäten Gutachten darüber einzuholen, ob die Geistlichkeit den Befehl des Rathes befolgen müsse oder nicht. Die Gutachten der Universitäten fielen alle zu Gunsten des Rathes aus, was diesem wahrscheinlich sehr unangenehm war. Sie besagten, die Geistlichkeit müsse unter allen Umständen den Befehl der Obrigkeit befolgen.

Digitized by Google

Zum vierten Male erschienen kaiserliche Kommissare in Erfurt, welche aber jetzt sehr energisch auftraten. Sie forderten binnen vierzehn Tagen bei Strafe der Achtserklärung Gehorsam gegen den kaiserlichen Befehl. Die Geistlichkeit erklärte sich nunmehr bereit, das Gebet zu verrichten. Jetzt wurde aber der dritte Faktor in der Stadt aufsässig, nämlich das Volk, es schloß die Kirchen, beschimpfte die nachgiebige Geistlichkeit und jagte die beiden kaiserlichen Abgesandten zur Stadt hinaus.

Die Folge davon war, daß der Kaiser von Mühlhausen aus Erfurt in die Reichsacht that, und ein Herold, begleitet von einem Notar, fünf Trompetern und zwei Hatschieren zu Pferde zog in Erfurt ein, um auf allen öffentlichen Plätzen der Stadt die Reichsacht zu verkünden. Die trotzige Bürgerschaft von Erfurt aber machte mit diesen kaiserlichen Abgesandten kurzen Prozeß: sie wurden halbtodt geschlagen und zum Thore hinaus befördert. Diese Beschimpfung der kaiserlichen Boten war selbst in jener Zeit etwas Unerhörtes, und es war klar, daß der Kaiser jetzt um jeden Preis die Reichsacht über Erfurt zur Vollstreckung bringen mußte.

Der Bürgerschaft war indeß keineswegs bange; nach den bestehenden Gebräuchen und Gesetzen mußte der Schutzherr der Stadt die Vollstreckung der Reichsacht übernehmen, und das war der Kurfürst von Sachsen, mit welchem Erfurt außerordentlich gut stand. Der Kaiser beauftragte aber nicht diesen, sondern den Kurfürsten von Mainz, den erbitterten Gegner Erfurts, mit der Vollstreckung der Reichsacht und beging damit ein Unrecht, das dem Widerstand der Erfurter neue Kraft verlieh. Erfurt hatte damals noch immer über 20,000 Bürger, es war eine wohlbefestigte Stadt, und der Kurfürst von Mainz verfügte nur über 5000 Mann, welche der Generalwachtmeister Andreas v. Sommerfeld befehligte. Die Erfurter sahen daher den kommenden Dingen ruhig entgegen, denn sie wußten, daß des Kaisers Kriegsvölker in Ungarn vollauf mit den Türken beschäftigt waren, und daß kein anderer deutscher Fürst sich dazu hergeben würde, die Reichsacht gegen Erfurt zu vollstrecken.

Der Kurfürst von Mainz zog seine Truppen auf dem Eichsfelde zusammen, und bald begannen Plänkeleien und Einfälle in

Digitized by Google

das Erfurtische Gebiet, wobei die kurmainzischen Truppen entsetzliche Grausamkeiten gegen die armen Bewohner begingen und Alles verwüsteten und niederbrannten, was sie vorfanden. Aber auch Erfurt sendete Streifzüge aus und ließ im Eichsfelde, welches kurmainzisch war, Gewaltthätigkeiten verüben.

Da es dem Kurfürsten von Mainz nicht möglich war, die Erfurter zu bezwingen, so beabsichtigte er, sich Hilfe von Frankreich zu erbitten. Und der Kaiser des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" gestattete dem Kurfürsten in der That, sich Hilfe bei Frankreich zu holen, um eine Stadt des eigenen Reiches zu verwüsten. Frankreich war natürlich nur zu gern bereit, sich wieder einmal in deutsche Angelegenheiten einzumischen. Der General v. Pradel erhielt den Auftrag, sich dem Kurfürsten von Mainz zur Verfügung zu stellen. Als die Erfurter erfuhren, daß man französische Hilfe gegen sie in Anspruch nehme, wendeten sie sich an die deutschen Fürsten, weil sie hofften, diese würden die Franzosen nicht in das Land kommen lassen; sämmtliche Fürsten aber hatten soviel in ihren eigenen, durch den dreißigjährigen Krieg verwüsteten Ländern zu thun, daß sie es nicht wagten, um der ihnen fernstehenden Stadt willen sich mit dem Kaiser, mit dem Kurfürsten von Mainz und vielleicht mit Frankreich in Zwietracht zu setzen.

Im September 1664 rückten die Truppen des Kurfürsten von Mainz und seine französischen Verbündeten vor Erfurt und begannen die Stadt einzuschließen. Bürgerschaft, Rath und Geistlichkeit hielten mit seltener Einmüthigkeit zusammen und schwuren, die Stadt bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Die Beschießung, bei der man besonders das Andreasthor mitnahm, schüchterte die Bewohner nicht ein. Man mußte sich auf eine regelrechte Belagerung einlassen, und hier zeigte sich die große Ueberlegenheit der damaligen französischen Belagerungskunst gegenüber der deutschen Vertheidigung. Die Belagerungsarbeiten rückten bis zum Herbst so sehr vor, daß die Bürgerschaft von Erfurt annehmen mußte, es könne binnen wenigen Wochen zu einem Sturme kommen, und was dann mit der Stadt geschah, war vielleicht fürchterlich. Die Bürgerschaft begann daher Unterhandlungen, und am 11. Oktober 1664 wurde ein Abkommen unterzeichnet,

Digitized by Google

wonach Erfurt die Oberhoheit des Kurfürsten von Mainz anerkannte, ihm Abbitte zu leisten versprach und erklärte, sich von der sächsischen Schutzherrschaft lossagen zu wollen. Hierfür sollte die Stadt von der Acht befreit, es sollten ihr alle weiteren Strafen erlassen und außerdem volle Religionsfreiheit gewährt werden.

In den ersten Tagen des November zog der Kurfürst als Sieger in der Stadt ein, er hatte seinen Willen durchgesetzt, das Gebet wurde von nun ab in Erfurt gehalten, und die Stadt blieb kurmainzischer Besitz bis zum Jahre 1803, wo sie an Preußen kam.

Der historische Zwischenfall mit dem „Erfurter Gebet" aber ist wie kein anderer geeignet, die Ohnmacht des deutschen Reiches und die Zerfahrenheit, die hier unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege herrschte, zu illustriren. O. Kl.

Nützliche Verwendung der Farnkräuter. — Die Farne, gewöhnlich Farnkräuter genannt, bilden die höchst organisirte Art der Kryptogamen und erscheinen keineswegs überall in der Form eines Krautes, wie bei uns; in vielen Regionen unserer Erde entwickeln sie sich als starker, palmartiger Baum und verdienen diesen Gattungsnamen mit vollem Recht. Im Allgemeinen schätzt man an dieser Pflanze bei uns und anderswo die schöne Form ihrer Blätter und verwendet sie häufig zur Vervollständigung eines Blumenbouquets, als Zierrath in den Gemächern und als Zubehör zur Ausschmückung einer Blumenauslage; was wir aber den Farnen in ökonomischer sowohl als in mannigfach anderer Beziehung verdanken, davon hat man im Allgemeinen keinen Begriff. Vor Allem sei erwähnt, daß die Farne in jener geologischen Periode, wo die Steinkohle sich bildete, ein Viertel der Gesammtflora unserer Erde ausmachten; sie bildeten einen wesentlichen Faktor in der Formation der Steinkohle und ihre zierlichen Formen treten uns beinahe in jedem Steinkohlenflötze massenhaft entgegen.

Farne zerfallen in eine Menge von Arten, deren bei uns verbreitetste das unter diesem Namen bekannte ordinäre Farnkraut ist, welches wucherhaft auf ödem Brachland wächst und gewöhnlich als überflüssiges Unkraut betrachtet wird, während man

in vielen anderen Ländern dessen mannigfache Eigenschaften anerkennt und zu verwerthen weiß. So z. B. hat die Farnart Pteris aquilina wunderbar präservirende Eigenschaften, während deren eigenthümlicher Geruch dieselbe allen Insekten zuwidermacht und uns vor einer Insektenpest, wie solche so oft vorkommt, bewahrt. Zugleich läßt diese Art Farn keinen Schimmelpilz aufkommen, beides Eigenschaften, die man dem Geruch und der Wirkung eines besonderen, in der Pflanze enthaltenen Oeles zuschreibt.

In verschiedenen Theilen Europas sind besonders die konservirenden Eigenschaften der Farne bekannt, so daß man solche in verschiedener Weise benutzt, wie z. B. in England, wo die Obsthändler ihr Obst in Farnblätter verpacken, weil solche, wie sie sagen, die Frucht frisch erhalten und vor Schimmel bewahren. Auf der Insel Man bedient man sich deren zum Einpacken frisch gefangener Heringe, und ebenso verpackt man in England allgemein neue Kartoffeln in mit Farnblättern ausgefütterte Körbe. Um solche während des Winters intakt zu erhalten, vergrub man sie in Löcher, die man in den Boden aushöhlte und mit Stroh ausfütterte, sowie mit Erde und Stroh verschloß. Ein Chemiker, der die Eigenschaften des Farnkrautes studirt hatte, rieth einem Landmanne, anstatt Stroh Farnkraut zu nehmen, was der Letztere sehr skeptisch aufnahm, es aber dennoch probirte, indem er ein Loch mit Stroh, das andere mit Farnkraut ausfütterte. Als der ausnahmsweise strenge Winter vorüber war, fand der Bauer die mit Stroh verwahrten Kartoffeln so zerfallen, daß es kaum der Mühe des Herausnehmens lohnte, während die mit Farnkraut verpackten vollkommen gut erhalten waren.

In vielen Theilen Deutschlands und Dänemarks werden die Kissen und Matrazen mit Farnblättern gefüllt, weil, wie man sagt, solche das Ungeziefer abhalten; ebenso werden in Frankreich die Betten skrophulöser Kinder mit Farnkraut ausgestopft, und die schottischen Pächter verbrennen solches in Massen und verkaufen die Asche an Seifensieder und Glasfabriken. In Wales feuchtet man die Asche an und formirt daraus kleine Kugeln, die wegen ihres Kaligehaltes gut bezahlt werden; besonders die Wäscherinnen bedienen sich ihrer als billigeres Surrogat für Seife mit Vor-

Digitized by Google

liebe, nachdem man sie im Feuer glühend gemacht und dann in einen Bottich mit Wasser geworfen hat, welches letztere nach einer Stunde verwendbar ist.

In alten Zeiten fand das Farnkraut auch eine eigenthümliche Verwendung dadurch, daß man Urnen mit den Gebeinen Verstorbener damit ausfütterte, wie solches aus der mikroskopischen Untersuchung einer auf der Insel Anglesea ausgegrabenen Urne hervorgeht. In der Normandie mischen arme Leute in Zeiten der Theuerung die saftigen Farnwurzeln mit dem Brod, und in Sibirien mit dem Malz zur Bierbereitung.

Die Farne gedeihen auf allen Punkten der Erde und erreichen in südlichen Ländern oft eine Höhe von 10 bis 12 Fuß; grün abgeschnitten und dem Verfaulen preisgegeben, bilden sie einen vortrefflichen Dünger, namentlich für Kartoffeln.

In Indien werden viele Farnarten als wohlschmeckende Zuthaten in Speisen verwendet, und auf allen Inseln des Indischen Oceans die aus Farnkräutern gebauten Vogelnester mit Vorliebe gegessen; die Spezies Scolopendrium ist ein Heilmittel gegen Blutspucken, und in Japan, Persien und Australien werden die Wurzeln anderer Arten als Zuspeisen verzehrt. Eine besondere Farnspezies soll ein sehr wirksames Mittel gegen Würmer im menschlichen Körper sein und von einer besonders wohlriechenden bereitet man in Sibirien eine Abkochung als Surrogat für den theueren chinesischen Thee. Kurz, wenn die halbe Welt nicht noch in Unkenntniß darüber wäre, wie die andere Hälfte lebt, so würden auch die Farne der Geringschätzung, womit man vielerseits noch auf sie herabblickt, entrückt und zu einer Stufe der Anerkennung emporgehoben werden, die ihnen mit Recht zukommt. V. Fr.

Ein altfranzösischer Kavalier. — In den „Portraits et Souvenirs" des französischen Schriftstellers Belloy findet sich unter den vielen Perlen reizender Skizzen eine höchst interessante, deren Schauplatz das seiner Zeit weltbekannte Café de Valois im Palais Royal gewesen ist. Unter den Stammgästen dieses Cafés hatte sich seit dem Beginn der neunziger Jahre, also kurz nach Anfang der großen Revolution, der Chevalier de Lantrer durch seine feinen, vornehmen Manieren, sein imposantes Aussehen und

Digitized by Google

sein hölzernes Bein bemerkbar gemacht. Er war Maltheserritter und mit dem Orden des heiligen Ludwig ꝛc. geschmückt; früher hatte er als Brigadier Militärdienste geleistet. Beinahe sechzig Jahre alt, führte er eine bescheidene, aber anständige Lebensweise, zu deren Bestreitung seine Pension vollkommen genügte. Dem jüngeren Zweige seiner Familie angehörend, kannte er die Mitglieder der älteren Linie nur sehr wenig, besuchte keine großen Gesellschaften und begnügte sich mit einem Spaziergang in den Gallerien des Palais Royal und mit dem Besuch im Café de Valois; er besaß eine hervorragende Geistesbildung und war ein sehr eifriger Zeitungsleser. Plötzlich verlor er durch die Vertreibung der Bourbons seine Pension, und Niemand erfuhr, wovon der Chevalier seine Bedürfnisse in einer Zeit bestritt, in der der Tod leicht, das Leben aber sehr mühevoll war. Folgender Zug dürfte jedoch dazu angethan sein, wenigstens einiges Licht in dieses Dunkel zu bringen.

Eines Morgens, nachdem er in seinem Café wie gewöhnlich ein mäßiges Gabelfrühstück zu sich genommen hatte, stand er von seinem Platze auf, plauderte ganz unbefangen mit der am Zahltische sitzenden Kassiererin, nickte dem Besitzer des Etablissements freundlich zu und entfernte sich majestätischen Schrittes, ohne auch nur mit einer Silbe nach der Rechnung zu fragen. Derselbe Vorgang wiederholte sich von nun an Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr, ohne daß er sich in Erklärungen eingelassen hätte oder daß von ihm solche gefordert worden wären. Wenige Tage jedoch, nachdem das Frühstück zum ersten Male unberichtigt geblieben war, hatte der Chevalier nachlässigen Tones zu dem Besitzer des Café de Valois, indem er auf dessen Söhnchen gezeigt, gesagt: „Der kleine Karl wird es, wenn er nicht fleißiger in der Schule ist, zu nichts Sonderlichem bringen. Sie sollten ihn täglich des Nachmittags zwischen ein und vier Uhr zu mir schicken; ich werde ihn in der Mathematik und im Englischen, das ich sehr geläufig spreche, unterrichten; Ihrem Sohne können diese Kenntnisse bei der späteren Uebernahme des Cafés sehr zu Statten kommen und mich, der ich gar nichts zu thun habe, wird das Unterrichtgeben zerstreuen."

„Der Herr Chevalier ist allzu gütig; was Sie mir hier vor-

Digitized by Google

schlagen, würde ein unschätzbarer Dienst sein; ich würde jedoch Ihre Güte mißbrauchen . . ."

„Durchaus nicht, ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie mir damit einen Gefallen erweisen."

So gebieterisch der Chevalier auch bei diesen Worten ausschaute, so konnte er sich doch eines gewissen Zitterns der Stimme nicht erwehren. Der Kaffeehausbesitzer besaß jedoch genug Zartgefühl, um den eigentlichen Grund dieses Anerbietens sofort zu erkennen.

„Herr Chevalier," sagte er, „Sie überhäufen uns mit Ihrer Liebenswürdigkeit. Mein Sohn, ich, und mein ganzes Haus, wir stehen Ihnen von nun an zu Diensten."

Am 7. Dezember 1817 um 11 Uhr Vormittags, gerade 26 Jahre nach eben erzähltem Gespräche, das die gewünschten Folgen gehabt, trat der Chevalier, der nun 85 Jahre alt war, wie gewöhnlich in sein Café. Der frühere Besitzer war seit Jahren todt, und sein Sohn, des Chevaliers Schüler, war der Nachfolger geworden. Der Chevalier frühstückte mit gutem Appetit, las mehrere Tagesblätter und bat dann in der einfachsten Weise von der Welt um seine Rechnung. Der Wirth verzog keine Miene, wechselte einige Worte mit seiner Frau und nach wenigen Minuten erhielt der Chevalier eine quittirte Rechnung über 16,980 Franken für 8490 Frühstücke zu je 2 Franken.

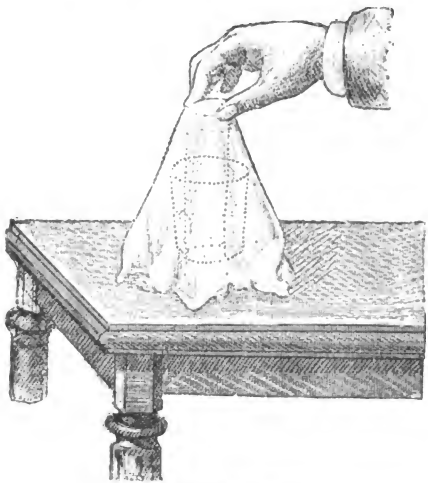
Der alte Edelmann warf einen Blick auf die Gesammtsumme, öffnete sein Portefeuille, entnahm demselben zwei Banknoten von je 10,000 Franken und gab sie dem Kellner mit dem Bemerken, daß er den Rest, der sich auf 520 Franken bezifferte, für seine Mühe behalten solle. Als er sodann von seinem Sitze aufstand, mochte er sich sicherlich, ohne es jedoch merken zu lassen, sehr erleichtert fühlen; ganz nach seiner alten Gewohnheit plauderte er noch einige Minuten mit der Wirthin und schritt dann langsam dem Ausgange des Lokals zu. Als ihm der Hausherr dort eine ehrfurchtsvolle Verbeugung machte, ergriff er würdevoll dessen Hand, die er aber so herzlich schüttelte, daß nicht besser sein Dank mündlich hätte ausgedrückt werden können.

Am Tage vorher hatte ihm das Gericht einen großen Theil der früheren Güter seiner Familie zugesprochen. Dr. A. B.

Das verzauberte Geldstück. — Wenn man einigermaßen

Digitized by Google

gewandt das Kunststück ausführt, zu dem die untenstehende Illustration die Anleitung gibt, so wird man dadurch stets einen ganz überraschenden Effekt erzielen. Zur Ausführung bedarf man eines Wasserglases ohne Fuß und mit flachem Boden, eines Taschentuches und eines Geldstückes, insgeheim aber auch noch



Das verzauberte Geldstück.

eines runden Stückes Glas, von gleicher Stärke und gleichem Umfange wie die Münze.

Man fängt damit an, den Zuschauern möglichst umständlich zu zeigen, wie man die Münze, also z. B. einen Thaler, mitten in das Taschentuch legt. Dann schlägt man die Tuchenden darüber, hebt das Tuch auf, kehrt es herum, verwechselt aber dabei geschickt den Thaler mit dem Glasstück und läßt nun die Zuschauer fühlen, daß der Thaler noch immer darin liegt. Man bittet sogar einen der Anwesenden, damit jede Täuschung ausgeschlossen bleibe, die Münze, welche er im Tuche fühlt, so mit diesem zwischen den Fingern zu halten, wie auf unserem Bilde

Digitized by Google

zu sehen. Hierauf stellt man das Glas, in dem etwas Wasser sein muß, unter das Tuch, und kommandirt: „Los!", worauf alle Anwesenden deutlich den Klang der Münze hören, die auf den Boden des Glases fällt. Zieht man jedoch das Tuch weg, so ist zu allgemeiner Ueberraschung nichts in dem Glase zu sehen. F. R.

Amerikanische Walfischdampfer. — Ein neues Produkt der modernen Schiffsbautechnik sind die seit etwa zwei Jahren in Amerika sich einbürgernden Walfischboote und -schiffe, die ihren Namen nicht etwa der Bestimmung, den Wal zu jagen, sondern vielmehr ihrem eigenthümlichen, an den Rücken eines riesigen Walfisches erinnernden Aussehen verdanken.

Zur Herstellung der neuen Schiffskonstruktion führte das Bestreben, bei der größtmöglichen Einfachheit und Widerstandsfähigkeit gleichzeitig mit der größten Leichtigkeit die Wogen zu durchschneiden und besonders den hochgehenden Meereswellen möglichst wenig Angriffspunkte zu bieten, und man darf sagen, daß die Walfischschiffe diesen Anforderungen ganz vorzüglich angepaßt sind. Einzig aus Eisen und Stahl bestehend, besitzen sie eine mächtig breite, jedoch sehr flache Form, sind kiellos und mit plattem, wenig tiefgehendem Boden versehen, der sie ebenso vortrefflich zu Flußdampfern geeignet macht, wie die breite, das Kentern unmöglich machende Form sie zu sicheren, auch dem schwersten Unwetter trotzenden Seeschiffen qualifizirt. Der wichtigste Punkt und die eigentliche Neuerung ist jedoch das Verdeck der Walfischboote, welches nicht, wie bei anderen Schiffen, hoch und eben, sondern flach gewölbt, völlig gegen das Innere des Schiffes abgeschlossen und nur einige Meter über der Wasserlinie erhaben ist. Die Wellen mögen bei hohem Seegang noch so wuchtig gegen den Schiffskörper treffen, so finden sie nichts als eine glatte eiserne Wölbung, über die sie widerstandslos hinwegfluthen, ohne sich, wie bei gewöhnlichen Fahrzeugen, an dem Schiffsrumpf zu brechen und neben fortdauernden, den Bau allmälig zerstörenden Erschütterungen auch die Triebkraft erheblich zu beanspruchen.

Die Besatzung der Walfischdampfer hat ihren Platz, soweit sie nicht im Lade- oder Maschinenraum beschäftigt ist, auf mehreren Thürmchen, deren Plattformen hoch genug liegen, um auch dem stärksten Wellengang entzogen zu sein, welche aber gleichzeitig

Digitized by Google

zu geringfügig an Masse sind, um dem über Deck spülenden Wasser erhebliche Widerstände zu verursachen. Die Maschinenkraft braucht bei dem leichten Gang der Boote nur gering zu sein, und dementsprechend stellen sich auch die Transportkosten bei der Anwendung von Walfischfahrzeugen billiger als mit jedem anderen Lastschiff.

Die neue Schiffsform erregte, als die ersten Boote die Werft verließen, unter den Sachverständigen mehr Spott als Beifall, indessen stellte es sich sehr schnell heraus, daß die unscheinbaren Fahrzeuge mit dem Vorzug einer erstaunlich billigen Herstellung eine überraschende Leistungsfähigkeit verbanden, und ihren Besitzern riesige Summen einbrachten. Natürlich schwand daraufhin das Vorurtheil schneller wie es entstanden war, und die Walfischdampfer — man baute bald auch einfache Schleppbarken für die Flußschifffahrt in derselben Form — spielen jetzt bereits eine so große Rolle im amerikanischen Schiffsbau, daß man ernstlich daran denkt, sie auch in den transatlantischen Personenverkehr einzuführen.

Bekanntlich ist es das sehnlichste Ziel der amerikanischen Schiffsrheder, der europäischen Schifffahrt die dominirende Stellung zu entreißen, welche dieselbe bis jetzt im überseeischen Post- und Passagierverkehr einnimmt, und gegen welche die amerikanischen Postdampfer und Auswandererschiffe nahezu verschwinden. Bei diesem Wettstreit nun hofft man den Vortheil dadurch auf Seite der amerikanischen Schifffahrt zu bringen, daß man eine transatlantische Flotte nach dem Muster der Walfischdampfer baut, und in diesen Schiffen sowohl die Billigkeit des Betriebes wie die Schnelligkeit des Verkehrs über das Maß dessen, was die europäischen Linien bis jetzt leisten, erheblich steigert. Ein solches Fahrzeug soll bei einer Länge von 150 Meter — gleich den längsten bis jetzt existirenden Dampfern — eine Kraft von 19,500 Pferdestärken entwickeln, und mit drei Schrauben versehen, die höchste erreichte Geschwindigkeit noch erheblich übertreffen. Das Charakteristische ist auch hier wieder der flachgewölbte Walfischstahlrücken, der im Sturm die Wuth der Meereswogen widerstandslos über sich ergehen läßt. Hoch über dem Wasserniveau aber erhebt sich hier, von einem festen eisernen Säulengefüge ge-

Digitized by Google

tragen, ein zwei- bis dreistöckiger Aufbau für die Passagiere erster und zweiter Klasse, welche dort oben, allem Wellenschlag weit entrückt, in Sälen, Veranden und Gallerien sich ergehen können, falls sie nicht das in solcher Höhe sicherlich bedeutende Schwanken des Fahrzeuges daran hindert. Wir halten das Letztere für sehr wahrscheinlich, ebenso wie uns die Lage der Zwischendeckspassagiere, die in dem völlig abgeschlossenen „Walfischbauch" ihr Quartier aufschlagen müssen, hier noch bedauernswürdiger erscheint, wie auf den bestehenden Auswandererschiffen. Aus diesen Gründen zweifeln wir denn auch stark daran, daß die Walfischpassagierdampfer', falls sie wirklich zur Ausführung gelangen werden, einen ähnlichen Fortschritt in der Schifffahrt darstellen werden, wie ihn die Walfischboote für den Lastenverkehr unstreitig angebahnt haben. W. Verdrow.

Einiges über Orden. — Vor nicht allzu langer Zeit erhielt der Präsident der französischen Republik den siamesischen Elephantenorden verliehen, und eine Statistik ergibt, daß nachstehende Thiere die Ordenswelt bevölkern: 14 Löwen, 9 Adler, 3 Schafe, 2 Pferde, 2 Hunde, 1 Taube, 2 Phönixe, 3 Drachen, 2 Elephanten. Die zahlreichen Löwen und Adler gedeihen fast in allen Ländern, während Ostasien (China, Anam und Kambodscha) die Drachen liefert, Spanien aber den Hund, und zwar einen gekrönten. Auch die Flora ist ziemlich reich vertreten, und zwar begegnen wir der Eiche, dem Kleeblatt, der Lilie, der Rose, der Distel, einer Korngarbe und dem aus dem fernen Japan kommenden Chrysanthemum. Vor Allem sind es aber die Heiligen, die einen breiten Platz einnehmen. Wir haben da den heiligen Stephan, Georg, Michael (diese beiden je über zehnmal), Ludwig, Theodorich, Jakob, Moritz, Andreas, Ruprecht, Januarius, Ferdinand, Florentin, Joseph, Joachim, Karl, Wladimir, Alexander. Auch die Damen sind nicht vergessen und durch die heilige Elisabeth, Anna und Katharina vertreten, zu denen noch die schwedische Seraphine hinzukommt. Auch die Astronomie geht nicht leer aus; wir haben aufgehende, strahlende und goldene Sonne, eine Sonne, die sich mit dem Löwen vermählt, sehr viele Sterne verschiedenster Art und endlich auch einen Mond. —dn—

Wie da Ponte zu einer Frau kam. — Nach Mozart's

Digitized by Google

Tode lebte da Ponte, der Textdichter des „Don Juan", in Triest. Dort suchte den Dichter eines Tages ein Engländer auf, um ihn kennen zu lernen, und durch sein heiteres Wesen, seinen Geist und Witz gelang es da Ponte gar bald, in dem Hause des Engländers, der als Wittwer nur mit seiner Tochter zusammen lebte, ein täglicher Gast zu werden. In Gesellschaft des Dichters war dann auch ein junger italienischer Musiker, Antonio Fiormeti, in das Haus gekommen, welchem es bald gelang, sich bei dem jungen Mädchen einzuschmeicheln. Ehe er sich aber für immer band, wollte er doch gerne wissen, was seine Braut für eine Mitgift haben würde, und sei es nun, daß er bei der Feststellung des Heirathsgutes sich etwas ungebührlich benommen hatte, kurz, der Engländer wies ihm rasch entschlossen die Thür und hob die Verlobung auf. Anderen Tages kam da Ponte zum Besuch. „Sie können mir," redete ihn der Engländer an, „eine große Freude machen; heirathen Sie meine Tochter, denn der Fiormeti soll sie nicht haben."

Anfangs war da Ponte zwar etwas verdutzt, sagte aber nicht Nein, und da auch die junge Dame mit dem Tausche wohl zufrieden war, so kam da Ponte auf diesem ungewöhnlichen Wege zu einer Frau. Dr. W.

Ein besseres Handwerk. — König Adolf Friedrich von Schweden († 1771), der sich aus Liebhaberei mit Drechslerarbeiten beschäftigte, schenkte dem englischen Feldmarschall Hamilton bei dessen Besuch in Stockholm eine von ihm selbst gearbeitete hölzerne Tabaksdose.

„Ich danke Eurer Majestät unterthänigst," sagte der Feldmarschall bei Empfangnahme derselben, „doch es wäre mir in der That lieber gewesen, wenn Eure Majestät statt der Drechslerei ein besseres Handwerk, etwa Goldschmied, gelernt hätten." —dn—

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 15 1912

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In unserem Verlage erschien soeben:

Chicago

eine Weltstadt im amerikanischen Westen

von

Ernst von Hesse-Wartegg.

228 Seiten. Kartoniert 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Chicago.
2. Warum Chicago eine Weltstadt wurde.
3. Aus Chicagos jungen Tagen.
4. Einige Merkwürdigkeiten.
5. Himmelkratzer.
6. Industrie und Handel.
7. Der Viehmarkt und die Schlächtereien.
8. Unterrichtsanstalten, Bibliotheken und die Presse.
9. Amerikanische Privatarmeen.
10. Die städtische Verwaltung und die Parks.
11. Die Einwohnerschaft Chicagos.
12. Theater und Vergnügungen.
13. Frauenleben und Frauenthätigkeit.
14. Pullman, eine Arbeiterstadt auf Bestellung.
15. Der Bosporus von Nordamerika.

Anhang. Ein Besuch des Weltausstellungsplatzes.

Schon der weitbekannte Name des Verfassers besagt, daß es sich in dem vorstehenden Werke nicht um gewöhnliche Schilderungen und Aufzählung der Sehenswürdigkeiten Chicagos nach Art der „Fremdenführer" und „Städtebilder" handelt. Ernst von Hesse-Wartegg ist in seinen bisherigen von so großen Erfolgen begleiteten geographischen Werken von ganz neuen Gesichtspunkten ausgegangen, und seine geistvolle, ungemein fesselnde und lebendige Darstellung bethätigt er abermals in seinem Buche über die neueste Millionenstadt, dieses größte Kulturwunder des neunzehnten Jahrhunderts, einem Märchen des Occidents gleich. Nach eigenen Beobachtungen schildert er das Werden und Wachsen der Stadt aus dem sumpfigen, sandigen Prairieboden, er geht den Sonderbarkeiten westamerikanischen Lebens auf den Grund und entwirft ein ungemein fesselndes, klares und anschauliches Bild von Handel, Industrie und Verkehr, geistigem und gesellschaftlichem Leben, in vielen Dingen eine teilweise Verwirklichung von Bellamy's idealer Zukunftsstadt. Aber nicht nur die Stadt, sondern auch das großartige Verkehrsleben des amerikanischen Westens und der canadischen Seen entrollt sich den Lesern des Buches; dasselbe sei deshalb den Besuchern der Weltausstellung, zu deren Ehrenkommissär der Verfasser ernannt wurde, ferner den Angehörigen der vierhunderttausend deutschen Einwohner Chicagos und allen Litteraturfreunden angelegentlichst empfohlen.

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Hervorragende Novität!

Demnächst erscheint:

LA BELLA NAPOLI

von

C. W. Allers.

220 Seiten 4°.
Mit 11 Lichtdrucken, 50 Vollbildern und 200 Textillustrationen.

Preis in Prachtband 40 Mark.

Vereinigte sich in **Allers'** großartigem **Bismarck-Werk** ein geschichtlicher Stoff von höchster Bedeutung mit einer Künstlerschaft ersten Ranges, so ist es hier das Land der Schönheit — **Neapel, Sorrento, Pompeji, Capri, Camaldoli, Amalfi, Ischia** —, welches mit charakteristischen, zum Teil höchst humoristischen Figuren dem Künstler Modell gestanden hat.

Zudem zeigt sich **Allers** hier neben seinem prächtigen Humor durch eine ganze Reihe köstlicher Porträts mehr als in irgend einem seiner früheren Werke von der lyrischen Seite: eine große Anzahl duftiger Mädchenblüten, herrlicher Frauen werden uns in Vollbildern von seltenem Reiz vorgeführt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9964

In neuer Auflage erschien soeben:

K. F. Beckers Weltgeschichte.

Dritte Auflage.

Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt

von

Professor Wilhelm Müller.

Mit zahlreichen Illustrationen und Karten.

Das Werk erschien in folgenden Ausgaben:

in 66 Lieferungen à 40 Pfennig, in 12 broschierten Bänden à M. 2.20 und in 6 elegant gebundenen Bänden à M. 6.—

Beckers Weltgeschichte ist eines der ältesten Geschichtswerke. Während eines Jahrhunderts ist das Werk bekannt und stets hat es seinen alten guten Ruf sich zu bewahren gewußt. Denn so viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen sind, in einer Hinsicht steht das ursprüngliche Beckersche Werk heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der außerordentlich faßlichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung, welche die gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes, zu einem Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung gemacht hat.

Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Original-Werkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen auf die Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft zu bringen, war die Aufgabe, die der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, **Professor Wilhelm Müller**, sich gestellt und die er glänzend gelöst hat.

Für alt und jung ist das Werk passend, und geeignet, zu **denjenigen Werken gezählt zu werden, die in der Bibliothek des deutschen Hauses den ersten Platz einnehmen.**

Subskriptionen auf das Werk nehmen die meisten Buchhandlungen entgegen.

Filmed by Preservation